UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY











504CK

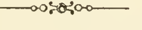
Kleinere Schriften

von

Ludwig Steub.

Zweiter Band.

Literarische Aufsätze.



49143
26/11/00

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Uebersetzung vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

I.

Die Maina und die Mainoten.[1]

München, im Mai 1843.

Die wissenschaftlichen Vorlesungen, welche den Winter über im Saale der Gesellschaft des Museums stattfanden, sind nun geschlossen. Aus dem vielen Gediegenen, was dort einer aufmerksamen Zuhörerschaft vorgetragen wurde, heben wir wegen der Neuheit der gegebenen Notizen und der eigenthümlichen früheren Stellung des Mittheilenden, die ein unbedingtes Vertrauen auf die Wahrheit des Gegebenen zuläßt, einen Bericht „über die Kriegführung der Mainoten" heraus, den wir dem ehemaligen Heerführer dieses wehrhaften Stammes, Hrn. Hauptmann Max Feder, verdanken.

Es ist hier wohl am Platz, einiges über die Persönlichkeit dieses tüchtigen Officiers vorauszuschicken. Hauptmann Feder, früher in der k. bayerischen Armee dienend, kam im Jahr 1834 als k. griechischer Hauptmann in Nauplia an, wo er alsbald mit dem gefährlichen Auftrag betraut wurde, als k. Commissär der Maina die Burgen der fehdelustigen Mainoten abzubrechen. Diese Anordnung, welche der Pacificirung des lakonischen Gebirgslandes ebenso ange-

[1] Neugriechisch heißt das Land ἡ Μάνη. der Bewohner Μανιάτης.

messen als denen, die sie treffen sollte, unerwünscht war, veranlaßte jenen bedenklichen Aufstand der Maina vom Jahr 1834, der nur mit Schwierigkeit beschwichtigt werden konnte. Hauptmann Feder, dem dabei ein wesentliches Verdienst zuerkannt werden mußte, ging, nunmehr Major, nach hergestellter Ruhe unverdrossen an seine Aufgabe, wußte sich durch Milde und Strenge, wo sie erforderlich waren, durch Rechtlichkeit und Pflichteifer Vertrauen zu erwerben, die wilde Störrigkeit der freiheitsstolzen Hochländer zu besiegen, statt müßiger Wegelagerung, blutiger Selbsthülfe und gräuelvoller Fehden friedliche Stille, öffentliche Sicherheit und Gehorsam gegen die Behörde herbeizuführen, und so — allerdings bald von den Bessern der neuen Spartaner kräftig unterstützt — jene Gebirgsgegend durch die den Gesetzen verschaffte allgemeine Anerkennung, durch gleiche Betheiligung an den öffentlichen Lasten und an dem Heeresdienst zu einem wirklichen Theil des Staates zu machen, was sie bis dahin nur nominell gewesen war. Nachdem der Hauptmann noch im Jahr seiner Ankunft als Generalstabsofficier dem Zuge gegen die messenischen Rebellen beigewohnt hatte, deren Heerhaufen bekanntlich bei Sulu durch das Aufgebot der Rumelioten unter Hadschi Christos und Grivas, insbesondere aber durch die von Hauptmann v. Xylander commandirte glänzende Reitercharge zersprengt wurden, blieb er bis zum Jahr 1837 in der Maina als königlicher Epitropos in Limeni, dem Hafen von Tschimova, wohnend, theils beschäftigt mit der Verwaltung seines immer mehr zur Ruhe kommenden Bezirks, theils mit der Organisirung jener leichten Truppen, die trefflich disciplinirt, tapfer und kriegsgewandt, in schmucker

Pallikarentracht den Griechen die volksthümlichste ihrer Heeresabtheilungen sind, und deren Verlässigkeit zu erproben es auch nicht an Gelegenheit fehlte. Als das alte, tiefgewurzelte Vorurtheil der Mainoten, daß sie außerhalb ihrer Berge durch anderes Wasser, andere Nahrung, andere Lüfte nur Krankheit und Sterben zu erwarten hätten, so weit besiegt war, daß es räthlich schien, sie einen Kampf mit ihrem Heimweh bestehen zu lassen und sie zur Gewöhnung eines fremden Himmels nach Modon verlegt wurden, nahm auch Feder seinen Sitz in dieser Festung, immer noch als k. Commissär der Maina, und erschien von dort aus noch häufig auf seinem früheren Platze, um Ruhe und Frieden zu erhalten und zu sichern. Als er dann zu tiefem Leidwesen seiner treuen Schaar im Jahre 1841 die Befehlshaberschaft niederlegte und aus griechischen Diensten seinen Abschied nahm, fehlte es nicht an sprechenden Zeichen der Anerkennung von Seite derer, die er, um mit ihren Worten zu reden, „in die Geheimnisse des taktischen Dienstes eingeweiht hatte.“ [1] Die Officiere seines Corps überreichten ihm, „dessen Verstand, Tüchtigkeit und redlicher Wille so vieles in Lakonien zu Stande gebracht,“ einen prächtigen Säbel, Damascenerklinge in vergoldeter Scheide, den einen

[1] *Αἱ ἀρεταὶ, αἱ ἀκάματοι προςπάθειαι καὶ ὁ ἔνθερμος ζῆλος, ὃν εἰς τὸ νὰ μορφώσητε τὸ τάγμα τοῦτο καὶ νὰ μυσταγωγήσητε καὶ ἡμᾶς αὐτοὺς εἰς τὰ τῆς τακτικῆς ὑπηρεσίας, τῆς ὁποίας ἤμεθα ἄπειροι, ἐδείξατε, ἀφῆκαν εἰς τὴν ψυχήν μας βαθυτάτην αἰώνιον εὐγνωμοσύνης καὶ σεβασμοῦ ἐντύπωσιν*, sagen die Officiere des Mainotenbataillons in einer an ihren Commandanten gerichteten Adresse vom 30. September 1841.

des ersten Paares, das der Padischah in frühern Zeiten an griechische Häuptlinge als Ehrengeschenk versandt hatte, wogegen dessen Doppelgänger durch verschiedene Schicksale nach Frankreich verschlagen wurde und sich jetzt im Besitz des Königs der Franzosen befindet. Die Unterofficiere des Bataillons und die Officiere der mainotischen Tetrarchie der Phalanx gaben dem Scheidenden andere Waffenstücke, schöne und kostbare Andenken mit. So verließ er als Oberstlieutenant, begleitet von den besten Wünschen der Maina und von voller Werthschätzung aller wohlmeinenden Griechen seinen Wirkungskreis und kehrte nach einem Ausflug nach Konstantinopel und Aegypten in sein Vaterland zurück, wo er seitdem wieder bei seinem Regiment in dem ihm durch den Werbevertrag gesicherten Rang als Hauptmann eingetreten ist.[1] Wir geben im Nachfolgenden den Inhalt seines Berichts.

Zur Orientirung des Zuhörers begann der Vorlesende mit einem Bilde der geographischen Lage Griechenlands. Rumelien und das Gebiet von Attika, die Länder östlich des korinthischen Meerbusens bis zur türkischen Gränze nennt er das Haupt, den Sitz der intellectuellen Fähigkeiten, des politischen Uebergewichts. Dieses Haupt ist

[1] Der damalige Hauptmann Feder hat es später in seinem Vaterlande noch zu hohen Ehren und Würden gebracht. Er wurde 1851 zum Obersten ernannt und als solcher 1854 in außerordentlicher Mission nach Griechenland gesandt, auf dessen ihm liebgewordenen Boden er wieder vier Jahre verweilte, bis er 1859 zum Commandanten von München erhoben ward. Er starb am 18. Jänner 1869 als Commandant der zweiten Armee-Division zu Augsburg, im 67. Jahre seines Lebens, tief betrauert von allen, die seine militärische Tüchtigkeit und seinen edlen Charakter zu schätzen wußten.

durch die korinthische Landenge mit dem Rumpf, dem Peloponnes, verbunden, wo die größere, die ernährende und weniger kriegerische Volksmasse, wo Ackerbau, Weincultur und alle andern Quellen des künftigen Wohlstandes zu finden sind. Die Reihe der messenischen Festungen, Modon, Koron und Navarin auf der einen Seite und das ehemals argolische Gebiet mit Nauplia, Itschkale und dem Palamid auf der andern bezeichnet er als zwei kräftige Arme, die, wenn sie zu freiem Gebrauche standen, den ganzen Körper auch während des langen Freiheitskampfes mächtig zu schützen wußten. Das Gestell dieser Figur sind nach ihm jene zwei Landzungen, deren eine in Cap Matapan, die andere in Cap Malea ausläuft. Letztere wird von der Landschaft Zakonia und dem Gebiet von Monembasia eingenommen, welche beide mit ihrer schwachen, meist aus Schäfern bestehenden Bevölkerung ohne alles Gewicht in der politischen Wagschale Griechenlands sind, wogegen die andere, kräftig gestreckt und in die beschneiten Gipfel des Taygetus aufragend, das Vaterland der geistvollen und kriegerischen Mainoten und dasjenige Glied ist, worauf Haupt und Rumpf ruhen. Derohalben lehrt auch die Geschichte der letzten zwanzig Jahre, daß kein Aufstand in dem Peloponnes gedeihen konnte, wenn er nicht von der Maina aus genährt wurde, und deßwegen gilt es als Regel, daß die Ruhe im lakonischen Hochland auch die des übrigen Morea verbürge. Es waren aber die Enkel der alten Spartaner zum Unglück ihrer Nachbarn in frühern Zeitläuften immer zu Aufständen bereit und mit allen Umtrieben gegen die Staatsgewalt einverstanden. Allerdings darf man sie dafür nicht zu hart beurtheilen, denn die

Intrigue wußte die Tugenden und die Schwächen dieses Volkes gleich geschickt zu benützen, um es für ihm fremde Zwecke zu gewinnen und irre zu leiten. Der Mainote ist nämlich eines gutmüthigen Naturells, ziemlich offen, sehr lebhaft, leidenschaftlich, klug und ehrgeizig, daher zu jedem Fortschritt fähig, lebte jedoch früher in der tiefsten Unwissenheit und einer völlig entsprechenden Leichtgläubigkeit, da er seine Heimath nie verließ und keine Art von Unterricht genoß. Im Krieg erzogen und kriegerisch, in Folge dessen leicht erregbar und zu Waffenthaten geneigt, ward er, wenn ihn Parteiwuth und Rachsucht gegen seinen persönlichen Widersacher antrieb, ein ganz anderes, sich selbst unähnliches und seiner selbst nicht mehr mächtiges Wesen. Dann ließ er sich unwahr, hinterlistig und treulos finden, dann galt ihm auch ein Menschenleben nichts, und wenn er den Feind des Hauses erschlagen hatte, war es sein Ruhm, ein Mörder zu sein. Ein so beschaffenes, ihnen blind ergebenes Volk wußten die großen Familien mit Leichtigkeit nach ihren Absichten zu leiten, und sie durften namentlich dann des Erfolgs ganz sicher sein, wenn es gelang, die strenge Religiosität desselben in Mitleidenschaft zu ziehen, wenn es sich überreden ließ, daß die Sache, gegen welche die beabsichtigte Erhebung gerichtet war, dem kirchlichen Glauben entgegen sei. Diese Zustände reichen zum großen Theil in die Zeiten der venetianischen Herrschaft hinauf.

Die Herren von Venedig gewannen nämlich bald die Ueberzeugung, daß die Mainoten nicht so bequem wie die übrigen Unterthanen in Morea zu regieren waren, und es wurde daher ihre Politik, durch Vortheile, die sie einigen Personen und Familien gewährten, die Eifersucht der

übrigen, sowie durch Verfolgungen, die sie dem Begünstigten zu gefallen gegen andere ausübten, die Rache der letztern zu erregen. Durch ein arglistiges Fortschreiten in diesem System brachten sie es dahin, daß jeder Mainote seinen Feind, jede Familie ihre geschwornen Widersacher und jedes Dorf ein anderes hatte, mit dem es in immerwährendem Kriege lebte. Die angeseheneren Familien vereinigten unter ihren Schutz mehrere kleinere und hingen selbst wieder einem der drei mächtigsten Häuser, Mauromichalis, Murtzinos oder Tzanetakis, an.

Auf diese Art kam es denn so weit, daß allseitige Blutrache zwischen den Geschlechtern schwebend war, und daß kein Mainote mehr unbewaffnet und ohne starke Bedeckung aus dem Hause gehen konnte, weil er überall im Hinterhalt lauernde Feinde zu fürchten hatte. Diese Blutrache ist bekanntlich jenes unversöhnliche Ehrengesetz, welches Mord und andere schwerere oder leichtere Beleidigungen durch Blut, d. h. also wieder durch einen Mord zu rächen gebietet. Die Blutrache erbte sich von Familie zu Familie fort, und ein sterbender Vater vermachte seinen Söhnen am Schluß desselben Testaments, das im Namen Gottes und aller Heiligen begonnen war, noch so und so viel Morde, d. h. die Pflicht sie auszuführen, und wenn sie vollbracht, seine im Grabe ruhenden Gebeine mit Wasser zu begießen, zum Zeichen, daß ihm nun Kühlung gewährt sei. Gleich am Anfang seines Aufenthalts, erzählte der Vortragende, ergab sich ein sprechendes Beispiel der Unverjährbarkeit dieser Blutrache: es wurde nämlich ein Kind von acht Jahren erschossen, weil ein Ureltervater desselben einen Mann aus der Familie des Mörders getödtet hatte,

vor so langer Zeit, daß sich die ältesten Leute des Vorganges nicht mehr entsinnen konnten. Diese allseitige geschworene Todfeindschaft ließ die Mainoten bald auch in ihren Wohnungen nicht mehr hinlängliche Sicherheit finden, denn der Feind umschlich sie des Nachts, erspähte alle Fenster, jede andere Oeffnung, die seinen Kugeln den Paß frei ließ, und sendete das Verderben oft bis in das Innerste der Wohnhäuser. Viele Familien wurden auf diese Art aus den Dörfern vertrieben, und siedelten sich außerhalb derselben, am liebsten auf erhöhten gutgewählten Punkten an, wo sie die vorbeiführenden Wege oder die Ausgänge der Dörfer beherrschen, und dadurch sich, wenn auch nur in kleinem Kreise, Bedeutung und Ansehen verschaffen konnten. Der Unsicherheit seiner Wohnung wußte aber der Mainote dadurch abzuhelfen, daß er sie in eine Festung verwandelte, und dieses aufgeweckte Volk gelangte nach und nach zu einem Fortificationssystem, in welchem von allem, was unsere Folianten lehren, fast nichts vermißt wird, von der kleinen Schießscharte bis zur Casematte, von der einfachen Umfangmauer bis zur doppelten und dreifachen, mit Vorsprüngen, Seiten- und Rückenvertheidigung nebst Reduits versehenen Enceinte. Der untere Theil der Häuser wurde nun nicht mehr bewohnt, sondern überwölbt, zu Ställen und Magazinen benutzt, und mit einer eigenen Thüre versperrt. Zu der über dem Gewölbe befindlichen Wohnung führte von außen eine zweite Thüre, die gerade oberhalb der ersten angebracht und zur Erschwerung des Einganges so nieder war, daß ein Mann nur mit Mühe und ganz gebückt durchschlüpfen konnte. Zu ihr gelangte man auf einer steinernen Treppe, welche längs der

Frontmauer des Hauses hinauf lief, über dem untern Eingang mit einem kleinen Bogen überdacht und nach außen durch eine gemauerte und mit Schußlöchern versehene Seitenwand geschützt war, welche sich dann auch um den kleinen Vorplatz zog, in den die Treppe vor der Thüre mündete. Ueber der Thüre fand sich zur senkrechten Vertheidigung von oben herab ein vorspringender Erker mit Schießscharten. Die Fenster wurden bis zu zwei Drittheilen ihrer Höhe mit etwas hinausgerückten Mäuerchen überdeckt, und auch diese waren nach vorn, nach den Seiten zur Bestreichung der Außenwände und nach unten zur Vertheidigung des Grundes mit Schießscharten versehen. Auf dem platten Dache des Hauses war ringsherum zur Bedeckung der darauf stehenden Vertheidigung eine Brustwehr angebracht; endlich waren noch alle Wände vom Boden bis zum Dach hinauf mit unzähligen Schußlöchern durchbohrt und diese mit solcher Sorgfalt auf die verschiedenen Zugänge in der Umgegend gerichtet, daß der dahinter lauernde Schütze, wenn er den Feind an der entsprechenden Stelle angekommen sah, nur sein Gewehr in das Schußloch bringen, abdrücken, und fast ohne zu zielen des Treffens gewiß sein durfte.

So war nun also eine solche Wohnung wie ein Sieb durchstochen; aber wenn damit der Vortheil allseitiger Vertheidigung gewonnen war, so trat doch auch die Gefahr ein, daß der das Haus bei Nacht umschleichende Feind durch eine der vielen Oeffnungen seine Beute ausspähen und niederstrecken konnte. Dem entgegenzuwirken entstand ein neuerer, der Sparsamkeit nicht unförderlicher Gebrauch; man gewöhnte sich nämlich, bei Nacht kein Licht zu brennen. Eine weitere Fortbildung des Vertheidigungssystems brachte

endlich die Thürme in Gebrauch, die bald die Grundlage der ganzen Kriegführung wurden, und so entstand eine Unzahl von wehrhaften, weißblinkenden Castellen, die der Maina, zumal vom Meer aus betrachtet, jenes eigenthümliche mittelalterliche Aussehen geben und den vorbeischiffenden Pilger wähnen lassen, es habe sich da am Fuß des Taygetus in einer poetischen Oase, unversehrt vom Lauf der Jahrhunderte, die alte Ritterzeit mit Minnegesang und Waffenspiel erhalten, wie sie einst auf Achaja's Burgen geblüht hat, in den Tagen, da Herr Gottfried von Villehardouin und Herr Wilhelm von Champlitte mit ihren französischen Kriegsleuten sich im peloponnesischen Gebirge herumtummelten.

Diese Thürme sind zum Theil sehr eng und nur zur überhöhten Vertheidigung dienend, zum Theil enthalten sie auch weitere Räume, mehrere Stockwerke und Wohnungen. Die Stelle des Daches vertritt eine Plattform, um welche eine Brustwehr läuft. Im Erdgeschoß oder außerhalb des Thurmes, aber mit letzterem verbunden und gut verbollwerkt, findet sich eine Cisterne, die bei länger dauernden Belagerungen vor Wassermangel schützt. Ein größerer oder kleinerer Raum um den Thurm herum ist als Waffenplatz mit einer Umfangmauer eingeschlossen, welche abermals mit Schießscharten und an den Ecken mit vorspringenden Rondellen zur Seitenvertheidigung versehen ist. An den Winkeln des Daches springen erkerartige, nach unten und nach den Seiten mit Schußlöchern versehene Wachthäuser hervor, so daß auch dort nichts vergessen ist, was die Befestigung verstärken kann. Diese Thürme haben eine Höhe von dreißig bis achtzig Fuß. Indessen blieb es nicht

immer der Willkür des Bauenden überlassen, wie hoch er seine Veste aufführen wollte, denn sehr häufig war während der ganzen Arbeit eine Fehde mit dem Nachbar zu bestehen, dem jeder Schuh der Höhe abgetrotzt werden mußte. Solche Gegner wurden besonders hinderlich, wenn ein Thurm neu errichtet werden sollte; denn da einerseits der Erbauer mit dem militärischen Scharfblick, der ihnen allen eigen ist, den herrschendsten Punkt der Gegend auswählte, so war dem Nachbar, der nicht weniger vorsichtig die ihm erwachsende Gefahr sogleich durchschaute, alles daran gelegen, schon das Ausgraben des Grundes zu verhindern. Zuweilen vereinigten sich mehrere ärmere Familien oder die Einwohnerschaften kleinerer Dörfer, um zu gegenseitigem Schutz einen solchen Thurmbau gemeinschaftlich zu unternehmen.

Ein Thurm ist das höchste der irdischen Güter, wozu sich die Phantasie des Mainoten erhebt, und wenn er sich, von Schätzen oder plötzlich eintreffenden Glücksfällen träumend, einer unschuldigen Schwärmerei überläßt, so ruft er begeistert aus: „Was würde ich mir da für einen πύργος (Thurm) bauen!" — ein Enthusiasmus, der dem Fremden um so seltsamer dünkt, als jener dabei nichts anderes im Schilde führen kann, als sich und die Seinigen das ganze Leben lang darin einzuschließen. War aber der Thurm vollendet, dann hielt sich der Besitzer für einen regierenden Herrn; er sah sein und der Seinigen Leben, seine Habe und umliegenden Felder gegen jeden Angriff geschützt, und er hatte nichts mehr zu fürchten, als den Verlust des steinernen Kleinodes. Um ein so schreckliches Ereigniß zu verhindern, waren denn auch diese Thürme bei Tag und

Nacht von regelmäßig abgelösten Schildwachen besetzt, die von der Warte herab mit ihren weitreichenden Augen jede Annäherung des Feindes entdeckten. Hiezu bedienten sie sich auch trefflicher Fernröhre, deren sich in der Maina, was man kaum erwarten sollte, eine Menge vorfindet. Man will in ihnen, vielleicht nicht mit Unrecht, ehemalige Besitzthümer europäischer Kauffahrer sehen, die diese vielleicht nicht immer ganz freiwillig an dem Orte zurückgelassen haben, wo auch Schiff und Ladung geblieben sind.

Die fanatische Verehrung der Thürme war auch der neuen königlichen Behörde ein förderliches Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke; denn nachdem das Ansehen der Regierung daselbst zu einer solchen Höhe gestiegen war, daß die Demolirung eines Thurmes, wozu früher vielleicht Bataillone erforderlich gewesen wären, durch einen Unterofficier mit etlichen Soldaten ohne Widerstand vorgenommen werden konnte, und nachdem ein paar Beispiele zugleich dargethan hatten, daß man nöthigenfalls auch mit allem Ernste zu verfahren sich getraue, so bedurfte es von da an nur noch der Drohung, man werde den Thurm einreißen lassen, um auch die wildesten Gemüther sanft und nachgiebig zu stimmen. Die Vertheidigung dieser Vesten war nebst den auswärtigen Kriegszügen die einzige Beschäftigung der Männer; die Frauen bestellten das Feld, Greise und Kinder aber blieben in den Burgen eingeschlossen. Da die Fehden fast ununterbrochen fortdauerten, auch außerdem die Gefahren der Blutrache steten Schutz bedingten, so fanden sich, als der königliche Commissär in's Land kam, ältere Leute, die seit zwanzig Jahren in ihren Mauern vergraben gewesen, so daß sie nicht einmal die Gränzen

ihrer Feldmark kannten. Größere Parteihäupter unterhielten zur Vertheidigung ihres Besitzthums und als reisiges Gefolge auf ihren Zügen eine Anzahl Söldlinge, ein stehendes Heer, dessen Ernährung und Besoldung ihnen hohe Kosten verursachte.

Aber nicht bloß das Aeußere der Maina mag mittelalterliche Reminiscenzen erwecken, sondern auch ihre innern Einrichtungen erinnern an längst vergangene Zeiten. Das ganze Volk bestand und besteht noch aus adeligen Geschlechtern, welche sich *φυσικοὶ*, Leute von Geblüt oder Race, oder, besonders in der innern Maina, die auch *νικλιάνικα* heißt, *νίκλοι* nennen, und aus Unadeligen, welche die Benennung *ἀφύσικοι*, *ἀχαμνόμεροι* und *φαμαῖοι*, Leute ohne Race oder Unterwürfige führen. Das gegenseitige Verhältniß war früher (die neuere Zeit hat viel verändert) in der Hauptsache jenes des Lehensherrn und des Vasallen. Die Unadeligen, welche von den Adeligen mit Grundstücken belehnt waren, mußten letzteren bestimmte Dienste verrichten, sie im Kriege begleiten und ihre Thürme bewachen, sich auch in ihrem Familienleben manche Einreden des Herrn gefallen lassen und durften besonders ohne dessen Genehmigung keine Heirath eingehen, damit nicht etwa durch Verbindung mit einem feindseligen Hause die Lehenstreue gefährdet würde. Die Edeln waren dagegen zum nachdrücklichsten Schutz der Lehensträger verpflichtet, und diesen übten sie auch mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß sie das einem Vasallen zugefügte Unrecht weit hartnäckiger rächten, als wenn es ihnen oder ihren Verwandten selbst angethan worden wäre. Auch mußten sie die Vasallen, so lange letztere mit ihnen im Kriege oder

sonst in ihrem Dienst beschäftigt waren, dringendenfalls aber auch außerdem ernähren. Zu Zeiten gefiel es einem Lehensherrn irgend einen ausgezeichneten Dienstmann, weil er ihn fürchtete oder als wohlhabend kannte, mit der Hand der eigenen Tochter oder einer Verwandten zu beglücken. Diese Ehre gab dem Gatten Vollblut, und er erhielt seinen Platz in der Adelsmatrikel der Maina, deren Führung die öffentliche Meinung und die Tradition besorgten. Allerdings ging dieß nicht immer an, ohne daß andere halbtausendjährige Stammbäume darüber mißmuthig ihre Wipfel schüttelten; allein da die neuen Ritter dort faustkräftige und weithin treffende Recken sind, so fanden auch jene bald Grund, ihr Schmollen wieder einzustellen.

Um das Bild der Maina zu vollenden, müssen wir auch die weibliche Hälfte der Bevölkerung ins Auge fassen. Es ist für unsere europäische Anschauungsweise kein beneidenswerthes Gemälde, das von ihrem Zustand gegeben werden kann. Das Weib steht im Allgemeinen sowohl bei Höhern als bei Niedern zum Mann im Verhältniß einer Magd. Auf sie fallen alle Arbeiten des Hauses und des Feldes. Während der Mann mit seinen Freunden zecht, quält sich die Arme in der Küche ab und nährt die Flamme mit einem Holz, das sie halbe Tagreisen weit auf dem hochbeladenen Rücken herbeigeschleppt hat; während jener von seinem Thurm aus dem Feinde auflauert, führt sie den Pflug oder die Sichel in der brennenden Sonnenhitze, und wenn der wohlbewaffnete Eheherr sich auf der Reise behaglich auf dem Maulesel wiegt, folgt die duldsame Frau zu Fuß, oft mit dem Säugling auf dem Rücken und treibt emsig das Thier an. Eine Lichtseite aber gewährt dieses

Gemälde bei näherer Betrachtung dennoch, denn die Frauen in der Maina führen, wie die im Frankenlande, den Scepter der häuslichen Gewalt, und zwar mit einem Nachdruck, der sich Jedem, der mit mainotischen Verhältnissen zu thun hat, sehr bemerklich macht. Sie sind es, welche die Flamme des Parteigeistes mit geschäftiger Hand nähren und allen Haß des Geschlechts dem Säugling schon mit der Muttermilch einflößen; sie sind es ferner, welche die Ehre des Hauses noch eifersüchtiger bewachen, als der Mann selbst, und diesen mit leidenschaftlichem Ungestüm an die Pflicht der Blutrache mahnen, ja dem Zögernden sogar mit Scheidung drohen; sie und ihr Besitz geben endlich die meiste Veranlassung zur Feindschaft und zur Fehde. Da ehedem alles Trachten des Mainoten auf die Vermehrung seiner Waffenfähigkeit durch Gewinnung neuer Parteigänger gerichtet war, so lag es nahe, daß er das hiezu förderlichste Mittel, die Verheirathung seiner Kinder und Verwandten, bestens benützte. So wurden denn in frühern Zeiten die Heirathen selten aus Neigung, sondern größtentheils durch die gegenseitigen Eltern veranlaßt. Es waren meist politische Verbindungen, und bei ihrer Eingehung wurden die Klauseln des Contrakts mit einer so diplomatischen Umsicht abgefaßt, daß sich ergraute Staatsmänner darüber wundern dürften. Das Mädchen in der Maina wird von dem Bräutigam so übernommen, wie sie ihm am Hochzeitstage angetraut wird. Sie bekommt keine Mitgift; vielmehr muß er die Braut, je nach dem Range ihrer Familie, durch eine Anzahl klingender Thaler, einige Fuder Wein, geschlachtete Lämmer, Käse und Brod erkaufen, was er am Tage, wo er seine Verlobte empfängt, den Eltern

voraussendet. Eine Mauromichalis, die während Major Feders Anwesenheit verheirathet wurde, kostete zum Beispiel hundert spanische Thaler. Männer von geringerer Herkunft, die sich Bräute aus höheren Familien suchen, müssen mehr bezahlen, im umgekehrten Fall wird das Mädchen unentgeltlich abgelassen.

Der sehnliche Wunsch nach männlichen Nachkommen, deren Geburt stets mit Flintenschüssen angekündigt wird, während die eines Mägdleins immer als ein trübseliges Ereigniß gilt, veranlaßt den Mainoten seine Kinder in früher Jugend, schon in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren zu verheirathen. Solche gar zu junge Eheleute verbleiben dann bis zur gehörigen Reife im Hause ihrer Eltern, und dem Erzähler war es selbst beschieden, einen derartigen angehenden Ehemann zu Tschimowa in die A B C-Schule schicken zu müssen. Die Zeit von der Verlobung bis zur Trauung verfloß früher für den Bräutigam und dessen ganze Familie unter Angst und Bangen; denn während dieser Epoche ging alles Streben der Feinde nur dahin, dem Gegner durch Gewinnung und Entwendung der den Verlobungsring tragenden Braut die ausgezeichnetste aller Verunehrungen zuzufügen, die einem Mainoten begegnen und nur durch Blut wieder abgewaschen werden konnte. Auch fehlt es nicht an Beispielen, daß eine Entführung durch eine vorher entschiedene, um Heirathsbriefe unbekümmerte Neigung ermöglicht wurde, denn da die Verlobten sich selten eher als am Tage der Trauung sahen, so war es dem Herzen der Braut oft früher schon beigekommen, die Wahl der Eltern zu anticipiren.

Außer solchen Zerwürfnissen und den früher besprochenen

Familienfehden trug zur Aufrechthaltung eines beständigen Kriegszustandes auch noch eine rühmliche Tugend des Volkes bei, nämlich die ihm vor allen andern Griechen eigene Gastfreundschaft. Jeder Fremde, der im Hause des Mainoten aufgenommen war, stand auch unter seinem Schutz, und jede ihm zugefügte Beleidigung wurde als eine der Hausehre widerfahrene gerächt. So hatten einmal zur Zeit des Freiheitskampfes, wo sich so viele Familien des Peloponneses nach dem sichern Boden der Maina flüchteten, auch zwei Mädchen aus Messenien in einem mainotischen Hause zu Oitylos Zuflucht gefunden. Ein junger Mainote suchte nun das eine der Mädchen zu entführen, wurde jedoch daran gehindert, worauf die Schutzfamilie der Messenierin gegen ihn und seine Verwandtschaft eine Fehde erhob, die sie sechzehn Jahre lang fortführte und in der sie ihr ganzes Vermögen opferte.

Wenn die Kriegserklärung nicht unnöthig ist, weil irgend ein Zwist urplötzlich ausgebrochen, so wird sie in aller Form von den Thürmen aus verkündigt. Die Gegner rücken entweder in das freie Feld, woselbst jedoch die unzähligen hervorstehenden Felsblöcke und die allgemein gebräuchlichen Umfangmauern der Aecker einen sehr durchschnittenen Kampfplatz darbieten, oder häufiger blokirt die eine Partei die Thürme der andern. In beiden Fällen wird die einbrechende Nacht oder die Stunde vor Sonnenaufgang zum Beginn des Kampfes gewählt. Der Mainote erscheint hiebei starrend von Waffen, eine lange Flinte auf den Schultern, ein paar Pistolen, einen langen Handschar und Dolch in einem breiten, mit Silberschnallen und Buckeln verzierten Waffengürtel, ein paar silberne Patron-

taschen auf dem Rücken, eine solche auf der rechten, und endlich einen krummen türkischen Säbel an der linken Seite. Aus dieser Waffensammlung benützt er vorzüglich die Flinte, in einzelnen Fällen, besonders bei Vertheidigung der Häuser, auch die Pistole, fast niemals die Hau- und Stichwaffen, weil er sich in Masse gar nicht und auch einzeln nur sehr selten ins Handgemenge einläßt.

Die Frauen gehen im Kriege voran und errichten auf den ihnen bezeichneten Plätzen, deren Wahl sie übrigens auch selbst sehr gut zu treffen wissen, die sogenannten Tambours. Diese werden aus aufeinander gelegten Steinen erbaut, mit Schußlöchern und einem Eingang von rückwärts versehen und bilden drei bis vier Fuß hohe und so weite Rondelle, daß einer oder mehrere darinsitzende Kämpfer sich gehörig bewegen und ihrer Waffen bedienen können. Wenn nun auch die Frauen bei dieser Verrichtung durch ein ritterliches Gesetz, welches auf sie zu schießen verbietet und den Uebertreter der allgemeinen Rache bloß stellt, geschützt sind, so bleiben doch die Gefahren des hier sehr möglichen Ungefährs noch so erheblich, daß man über den Heroismus des zarten Geschlechts der spartanischen Berge billig staunen muß. Als Meister im kleinen Kriege wissen übrigens die Mainoten jedes unbedeutende Deckungsmittel, jede Blöße des Feindes zu benützen, sich selbst vortrefflich zu stellen und mit größter Geschicklichkeit zu bewegen, um wo möglich den Gegner zu umzingeln und von seiner Subsistenz-linie, dem Weg nach seinem Dorfe, abzuschneiden. Kanonen werden im freien Felde nicht gebraucht; die Stelle des Wurf-geschützes vertritt sowohl hier als gewöhnlich auch bei den Be-lagerungen der Häuser und Thürme ein Hagel von Steinen,

welche die Kämpfer mit großer Sicherheit aus Schleudern zu werfen verstehen. Das erste Ziel der Kugeln sind die Häupter der Führer, denn der Tod eines Befehlshabers veranlaßt entweder schon durch den über das Commando entstehenden Streit die Auflösung der ganzen Partei, oder entmuthigt sie wenigstens so, daß ihr Widerstand leicht niederzuwerfen ist.

Bei der Erbitterung der Gegner und bei dem hohen Werth, den die Besitzer auf ihre Thürme legen, werden diese nur übergeben, wenn der äußerste Mangel an Lebensmitteln eingetreten oder wenn es dem Belagerer gelungen ist, eine oder zwei Kanonen zu postiren. Dann heißt es: guarda canoni! und dann erwächst die Aufgabe, durch eine günstige Capitulation wenigstens den theuern Thurm zu retten. Bei hartnäckigen Belagerungen kommt es auch vor, daß sich der Feind in finsterer Nacht an die Mauern des Thurmes wagt, dort eine Mine anlegt und mit bereit gehaltener Zündung den Ruf erschallen läßt: guarda mina! Auch dieses gilt als Signal zum Vergleich oder zur Unterwerfung. Der erste der Mainoten, der die Mine anwendete, genießt noch immer eine große Berühmtheit; noch wird der Mythus erzählt, wie er einmal in die Haut eines mächtigen Schweines gehüllt auf allen Vieren und grunzend an den Grund des Thurmes geschlichen sei, dort ein zweckdienliches Loch gewühlt und die Schildwachen auf der Warte so schlau getäuscht habe, daß er die unheilvolle Mine glücklich anlegen und erfolgreich spielen lassen konnte.

Todte werden, wenn auch mit größter Gefahr, sogleich vom Schlachtfeld entfernt, theils um den Leichnam nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, theils um diesem den erlittenen Verlust zu verbergen.

Die Vorsicht, die Klugheit und Feinheit, die bei den Heirathsverträgen zur Anwendung kommen, wurden auch in Friedensunterhandlungen nicht außer Acht gelassen. Die Stipulationen betrafen entweder das Zugeständniß des Uebergewichtes in irgend einem Bezirk oder entschieden über den Besitz einer wichtigen Position, eines Thurmes oder Hauses, zuweilen auch über die Hand einer schönen Jungfrau, in vielen Fällen aber nur über die Rückgabe eines gestohlenen Maulesels oder einer entführten Kuh. Nicht selten wurde der Friede zwischen den contrahirenden Mächten durch ein gegenseitiges Heirathsbündniß bekräftigt, so daß die Tochter des Hauses zur Ehe schreiten mußte, um dem Vater den angestrittenen Besitz eines Oechsleins zu verbürgen. War die Fehde zu Ende, so war es die traurige Pflicht der Frauen, die im Kampfe Gebliebenen und das Unglück des Hauses zu besingen. Diese ihre Pflicht erfüllten sie in durchwachten Nächten, die kein Schein einer Lampe erhellen durfte, und unter dem Drehen ihrer Handmühlen in seelenvollen Trauerliedern, welche *μυρολόγια* heißen. Von diesen Dichtungen theilte Feder einige mit. Sie sind der Klage einer Schwester entnommen, deren Bruder sich gegen die Regierung aufgelehnt und darüber Thurm und Leben verloren hatte. Da der Commissär der Maina als Urheber des Unglücks erschien, welches übrigens lange vorauszusehen war, so beginnt das Lied mit folgenden Worten:

Τὸ εἶπε καὶ τὸ βασίλευσε,
Ὁ κάκαρις, ὁ Παναρὸς,
Τοῦ Βασιλεὺ ὁ 'πίτροπος.

Er hat's gesagt und ausgeführt,
Der lange Storch, der Bayer,
Der Commissär des Königs.

Einem der mitwirkenden Hauptleute, der früher Freund des Hauses gewesen war, sang sie zu:

Φαρμάκι νὰ σὲ γενῇ
Τὸ σίγκλινο καὶ τὸ τυρί,
Ποῦ ἔφαγες εἰς τὸ σπίτι.

Zum Gifte soll dir werden
Das Rauchfleisch und der Käse,
Die du im Haus genossen.

Einen andern Befehlshaber aus einer angesehenen Familie, dessen Vater, Michael, taub war, und der einen etwas kleinen Kopf hatte, bedachte sie mit nachstehendem Ausfall:

Καὶ τοῦ κουφοῦ Μιχάλη ὁ υἱὸς,
Ἕνας κρεμυδοκέφαλος,
Μᾶς ἦλθε σὰν διάβολος.

Auch der Sohn des tauben Michel,
Der mit seinem Zwiebelkopfe,
Kam als Teufel her zu uns.

Einem dritten, noch nicht zur Anstellung gediehenen Capitän, der zu Archangel in der Gegend von Monembasia wohnte und etwas gealtert aussah, galten folgende Verse:

Καὶ ἕνα παλαιὸ χάλασμα
Ἦλθε ἀπὸ τὸν Ἀρχάγγελον,
Νὰ ῥουφιανεύσῃ διὶ ἕνα βαθμό.

Auch ein altverfallnes Haus
Rückte von Archangel her,
Verrathend um ein Amt zu buhlen.

Auf diese Weise waren die vorzüglichsten Helden in Homerischer Art aufgezählt und benannt. Im Verfolg wurde das Unglück des Hauses beweint und die Verblendung des hingeschiedenen Urhebers desselben beklagt, der es unternommen mit dem Bayer, „des Teufels Schützling,“ in die Schranken zu treten. In dieser zweiten Hälfte des Gedichtes versiegte dann die Satyre und es trat die wehmüthige, rührende Trauer um den Verlorenen ein.

Zum Schluß gab Hauptmann Feder eine Gegenüberstellung des Zustandes der Maina in den Jahren 1834 und 1841. „Bei meiner Ankunft in der Maina im März 1834, sagte er, befand sich das Volk im Zustand der völligsten Anarchie, der hartnäckigsten Befehdungen unter sich. Vom zwölfjährigen Knaben bis zum bejahrten Greis, selbst die Priester nicht ausgenommen, war die ganze männliche Bevölkerung bewaffnet. Niemand wagte seinen Thurm oder sein Haus zu verlassen, von deren Höhe das: „Wer da!“ der Schildwachen den allgemeinen Kriegszustand verkündete, und nur in ausgiebiger Begleitung getraute sich der Mainote einen Gang in das nächste Dorf zu machen. Kein Gesetz wurde anerkannt als das gewohnte mainotische Herkommen und ebensowenig die Regierung, deren Dasein von einem großen Theil noch bezweifelt wurde. Vergebens sendeten die Staatsprokuratoren ihre Vorladungen; sie wurden mit Trotz zurückgewiesen. Die Eparchen unternahmen es kaum, einen Befehl zu erlassen, weil sie wußten, daß er doch nicht befolgt werden würde. Das Gemeindewesen war im tiefsten Verfall, denn die alte Einrichtung der Volksältesten wurde kaum mehr beachtet. Statt einer geregelten Steuer flossen nur unbedeutende Zoll-

erträgnisse in die Staatskasse. Daß vorderhand bei der so nöthigen Ergänzung des Heeres nicht auf die Mainoten gezählt werden konnte, versteht sich von selbst, aber auch für die Zukunft, auch wenn der erwünschte Friede im ganzen Berglande herbeigeführt worden, schien bei der Abneigung, die der Anwohner des Taygetus mehr noch als seine nichtspartanischen Landsleute gegen allen taktischen Militärdienst, gegen das Bayonnet und gegen alles Verweilen außer Landes an den Tag legte, jede Hoffnung, aus diesen Elementen eine regelmäßige Truppe bilden zu können, eine chimärische. Schon im zweiten Jahre meiner Anwesenheit gelang es mir indessen, unter anerkennenswerther Mitwirkung aller einsichtigen Häuptlinge die gegenseitigen Befehdungen der Mainoten seltener und bald ganz aufhören zu machen, worauf auch das Tragen der Waffen leicht abgestellt werden konnte, und der Eingeborne, welcher seit seiner Kindheit auf allen seinen Wegen unter der Last der auf ihn geladenen Kriegsrüstung fast erlegen war, entschlüpfte nun seinen engen Thürmen, erfreute sich an seinen Feldern und Besitzthümern und durchwanderte sorglos mit seinem Stab das ganze Land. Ich selbst durchreiste einmal zu dieser Zeit des Nachts die sonst unruhigsten Dörfer, und die belohnendste Freude durchdrang mich, als ich nicht auf Einem Dach eine Wache sah, vielmehr gewahrte, wie die sonst von Todesangst gequälten Einwohner nun ruhig und im Vertrauen auf den Schutz der Gesetze und der Obrigkeit in ihren offenen Häusern in sorglosem Schlafe lagen. Die Achtung vor den Gerichten nahm bald so zu, daß der Mainote statt sich ihren Ladungen, wie früher, mit den Waffen zu widersetzen, nun auf jeden

Wink derselben eilte, um sich nicht durch Verspätung die gesetzlichen Strafen zuzuziehen."

„Ein der Provinz angemessenes Abgabensystem ist in voller Wirksamkeit. Die Gemeindeverfassung und die Militärconscription sind nach den bestehenden Gesetzen im ganzen Lande durchgeführt, so daß also an die Stelle der früheren Anarchie die vollkommenste Gesetzlichkeit und Anhänglichkeit an den königlichen Thron getreten ist. Die Parteien sind fast spurlos verschwunden, und nur die wenigen Verwandten und Anhänger verzweifelter Häuptlinge erschienen zuletzt noch als die einzigen Unzufriedenen der der neuen Dynastie ergebenen Volksmasse gegenüber."

„Endlich liegt in den messenischen Festungen mit zeitweise in Kalamata, Tripolizza, Nauplia und Athen stationirten Abtheilungen das schöne taktische 750 Mann starke Mainotenbataillon, das in geschmackvoller Nationaltracht glänzt, dabei mit regulären Kriegswaffen und dem aufgepflanzten Bayonnet, mit dem gepackten Tornister auf dem Rücken und unter dem Schall der Bataillonsmusik, einer aus Mainotenknaben herangezogenen Bande, die Wachen bezieht und jede andere militärische Uebung ausführt. Es hat dasselbe von seiner Verlässigkeit schon eine doppelte Probe abgelegt: die eine im Jahr 1838, wo einige Compagnien einen in Messenien ausgebrochenen und im ganzen Peloponnes vorbereiteten Aufstand in vierundzwanzig Stunden beendigten, und die zweite und noch sprechendere im Jahre 1839 gegen seine eigenen Landsleute, wo etliche herabgekommene Häuptlinge noch zum letztenmal das Volk in den einzelnen Orten zum Aufstand brachten, aber die taktischen Compagnien so ernsthaft darein feuerten, daß

auch diese letzte Anstrengung in wenigen Tagen vereitelt war. Die bald darauf vorgenommenen Gemeindewahlen, welche durchgängig auf Männer fielen, die des königlichen Vertrauens im vollsten Maße würdig waren, zeigten, wie wenig Boden diese subversiven Tendenzen in der Maina hatten."

„Es ist meine Pflicht hier zu sagen, daß die Mainoten für diese Verbesserung ihrer Lage nicht unempfindlich waren. Die Befreiung von den Schrecken des frühern Zustandes wurde unter Segenswünschen für die Regierung anerkannt, und ihr Bevollmächtigter bei seinem Abgang mit so vielen Zeichen einer aufrichtigen Dankbarkeit beehrt, daß ich allen Grund habe, den so häufigen und bittern Anklagen des Undankes der Griechen meines Theils auf das nachdrücklichste zu widersprechen. Ich schließe mit dem Wunsch, daß diese reichbegabte Nation, die Mainoten und ihre Brüder in den andern Theilen des Königreichs, sich stets der Leitung zu erfreuen haben mögen, die mit richtiger Auffassung ihres Charakters, dann aber auch mit leichter Mühe sie auf jene Stufe bringen kann, wo sie des Namens ihrer großen Ahnen immer würdiger erscheinen werden."

II.

Aus dem Böhmerwald.

Von Josef Rank. Leipzig 1843.

1843.

Etwas, wovon wir bei unsern namenlosen Kenntnissen noch sehr wenig wissen, ist das Leben des deutschen Bauern. Der deutsche Bauer hat fast überall im Vaterland den andern Ständen gegenüber eigene Tracht und Sitte, eigenen Brauch und eigenes Herkommen, eigene Sprache und eigenen Gesang, kurz eine streng geschiedene Standschaft bis auf den heutigen Tag bewahrt. Er steht weit ab von der andern Gesellschaft, viel weiter als der Landmann der südlichern Nationen, wo ein und dasselbe Gesetz der Höflichkeit und fast derselbe Umfang der Weltansicht Land und Stadt sich um ein Gutes näher bringen. Daß dieses deutsche Sonderwesen bis zu jüngst auch entsprechend geehrt worden sei, kann man nicht geradezu behaupten. Wenn nur halb wahr ist, was uns aus den guten alten Zeiten von Amtleuten und Landvögten erzählt wird, so war er ein sehr geschundenes Menschenbild, der deutsche Bauer, und es ist dann nicht verwunderlich, wenn er noch hie

und da sich bewegt als hätte er erst vor kurzem die Zwangsjacke abgelegt. Dabei kam es ihm denn wenig zu statten, daß man damals auf seinen Zustand Idyllen dichtete, in denen er und seine Rinder besungen wurden, welche aber, jemehr sie die Phantasie mit arkadischen Träumen erfüllten, desto kräftiger einem nüchternen Blick in die wahre Art des Dorflebens entgegenarbeiteten, wie es denn diesen auch nicht erleichtern konnte, wenn zuweilen ein dummer Töffel im Rahmen einer schalkhaften Anekdote vor Perücken und Reifröcken seine Aufwartung machen durfte. Diese Lecture hat sich indessen schon vor einiger Zeit das Genick gebrochen; man will jetzt etwas leibhaftes. Keine hochaufgeschürzte Chloe will man haben, sondern eine blonde Lisbeth mit dem Rock bis auf die Knöcheln, keinen Daphnis mit Florentiner Strohhut und mit rosenrothen Maschen auf den weißen Escarpins, sondern einen derben jungen Michel mit ledernen Hosen und blauen Strümpfen, in denen der weißausgenähte Zwickel nicht vergessen ist. Wer diese Wendung am besten eingesehen und ihr zuerst entgegengekommen, das ist bekanntlich Immermann in seinem Münchhausen, wo der westphälische Schulze auf dem Oberhof recht klar und deutlich an den Tag legt, was der deutsche Bauer eigentlich vorzustellen berufen ist. Es ist nicht für vernünftige Leute, aber für viele andere eine Nothwendigkeit darauf hinzuweisen, daß nationales Leben bei uns nicht etwa bloß an Thee- und Schreibtischen, in Kanzleien und Comptoiren pulsire, sondern auch im Feld und auf der Haide, in Dörfern und Gehöften, in den nördlichen Marschgegenden wie auf den Rebenhügeln des Mittellandes und auf der grünen Trift der Alpen, und

es ist diese Hinweisung jetzt um so nothwendiger, als der Städter zur schönen Sommerszeit von nah und fern den Gauen zueilt, wo sich ihm noch ein Stock deutscher Volksthümlichkeit, deutscher Liederlust und Landesfreude in Aussicht zeigt.

Josef Ranks Schilderungen „Aus dem Böhmerwalde“ bieten ein Gemälde deutschen Volkslebens, wie es jenseits des Gebirgszuges, der das Königreich Böhmen westlich umschließt, in der Gegend von Tauß und Neumarkt zu finden ist, einerseits an czechisches Wesen stoßend, andrerseits an die Art der gleichstämmigen bayerischen Oberpfälzer sich anlehnend. Der Böhmerwald gehörte bisher zu jenen Landstrichen, von denen selten die Rede ging, und wir glauben auch zu jenen, auf die man nicht besonders viel hielt. Daß die Schiller'schen Räuber im Böhmerwald ihr Wesen trieben, kann zwar seinem jetzigen Leumund nicht beträchtlich schaden, aber die öffentliche Meinung zeigt sich, wenn uns recht ist, auch sonst diesen waldigen mittelhohen Gebirgszügen nicht recht günstig. Einmal sind die schönen meilenweiten Forste nicht gerade das, was einer Gegend zu Ehre und Preis verhilft, dann aber will man, wenn einmal von Gebirgsnatur die Rede ist, Wasserstürze, Schneefelder, Gletscher, Alpenwirthschaft, Sennerinnen und Gemsjäger in der Nähe, und das ist denn hier begreiflicherweise nicht zu finden. Indessen blüht denen, die dort geboren, auch in solchen Waldgebirgen eine Heimath, und wenn sie dieselbe mit so wahren Farben schildern wie unser Böhmerwäldler die seinige, so glauben wir auch, daß es eine liebliche und schöne ist. Eben so gerne lassen wir uns überzeugen, daß „diese gleichsam in sich abgeschlossene

Gebirgslandschaft," die zum Eingang auf etlichen Seiten nach Namen und Stand beschrieben wird, einen sehr großartigen Eindruck gewähre. „Im südlichen Theil des Gebirges erhält man auf einigen Höhen nicht nur einen Ueberblick über die niedrigeren Bergzüge, welche den Prachiner Kreis durchstreichen; das Auge schweift auch über die angränzenden Kreise bis tief in die Mitte von Böhmen, von einigen bis an die südlichen, von andern bis an die nordwestlichen Gränzen des Landes, wo das Erzgebirge wie ein Nebelstreif mit dem Gewölk des Horizonts verschmilzt. Von mehreren Punkten reicht der Blick weit über die Nachbarländer Bayern und Oesterreich und wird am südlichen Horizont von den schneebedeckten Gipfeln der Alpen gefesselt, welche in unabsehbarer Ferne sichtbar werden und gleich einem Zauberbild das Gemüth mit staunendem Entzücken erfüllen."

Nachdem das Klima besprochen, das, wie allenthalben im südlichen Deutschland, einen unfreundlichen Frühling, kühlen Mai und Junius, dagegen einen schönen langen Herbst gewährt, geht der Verfasser auf die Menschen über und läßt sich sein Volk vor die Staffelei sitzen. Sprache und Körperbildung scheiden es scharf ab von seinen czechischen Nachbarn. Erstere gehört zur bayerisch-oberpfälzischen Mundart; das Deutschthum der letztern culminirt in den blonden Haaren, die so durchgängig sind, daß die befremdliche Erscheinung eines Schwarzkopfs in der Familie einen Spitznamen auf das Haus wirft, und daher mehrere Höfe jener Gegend „zum Schwarzschädel" heißen. „Diese Deutschen besitzen musikalisches Talent und Vorliebe für die Musik, gleich den eigentlichen Böhmen. Fast jedes Dorf

hat seine Musikanten. Spielt der gegenwärtige Bauernsohn nicht Geige oder Clarinet, so beweist eines dieser Instrumente in der Stube unter verschiedenen Handwerkszeugen hängend, daß der Vater oder Großvater spielte. Nicht minder sind sie für Nationalgesang eingenommen. Unzählig sind die Volksmelodien und Texte. Auch der Jodler ist da zu Hause. Jährlich componiren die Burschen einzelner Dörfer Melodien und Texte, und die gelungensten werden allgemein. Am Tage widerklingt Haus und Feld von Liedern. Nächtlich durchziehen erwachsene Burschen singend die Dörfer. Nicht nur heitere, auch rührende und ernste Lieder werden gesungen, und wenn ein solches durch die Mitternacht tönt, so richten sich Väter, Mütter und Jungfrauen im Bette auf, bis sich die Sänger entfernen. Bei einbrechendem Sommerabend einem deutschen Dorfe näher zu kommen, wird mit jedem Schritt anziehender. Die heimkehrenden Herden, denen Schwärme von Knaben und Mädchen folgen, singend und jubelnd; das Fahren und Zurufen der Landleute, Hämmern und Klopfen auf Sensen und Sicheln, um sie für den nächsten Tag zu schärfen — dieses und mehr gleicht den Scenen der Schweiz und Tirols. Ertönt die Abendglocke, so erlischt plötzlich das lärmende Leben, die heimkehrenden Kinder gehen schweigend und betend hinter ihren Herden einher, im Dorfe ruht die Arbeit, Klopfen und Geschrei; jedermann richtet sich auf zum Gebet."

Besonders rühmt der Verfasser das schöne Nachbarverhältniß, das da oft zu treffen, und manches, was er erzählt, klingt so herzlich, daß es fast unglaublich wird. So heißt es Seite 25: „Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen

Mangel an Zugvieh und Arbeitern zur Erntezeit in seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm vor. Nicht selten nehmen erwachsene Burschen in der Nacht einen Wagen, spannen sich selbst vor die Deichsel und schieben an Rad und Leitern — wenn dann der Hausbesitzer zeitlich und seufzend aufsteht sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein großer Theil in der Scheune, und ein wohlbefrachteter Wagen steht vor der Thüre."

Doppelt anziehend unter den jetzigen Constellationen ist zu lesen, wie der Verfasser das Verhältniß dieser Waldbewohner zu ihren czechischen Nachbarn schildert. „Für Böhmen als Vaterland, sagt er, zeigen diese Deutschen keine Liebe. Das ist wohl zu begreifen und zu vergeben. So weit sie mit den anwohnenden Czechen in Berührung kommen, haben diese wenig anziehendes zu bieten. Die drückende Lage macht sie dumpf, verschlossen, argwöhnisch, starr, oder, wenn sie aufthauen, lästig schmeichelnd. Harmlose Fröhlichkeit zeigt der hier anwohnende Czeche nie. Tritt er einmal aus dem Dunkel des Trübsinns, so schwingt er die sausende Fackel wilder Lust, um dann auf lange wieder seinem Robotpflug in träger Versunkenheit nachzuschlendern. Der arme Czeche weiß, daß der höchste Fleiß ihn auf keinen grünen Zweig bringe, daher kein Funke Neuerungs- oder Verbesserungsgeist aus seiner Beschäftigung blitzt, wenn ihn nicht Zwang aus seiner lahmen Gleichgültigkeit schlägt. Erst in der Fremde, wo er mit seinem Fleiße frei ist, beweist dieser Czeche die unbändigste Ausdauer, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Ernst, Geschick und Lust zu jeder kräftigen That. Diese scharfe Verschiedenheit des Nationalcharakters trennt den Deutschen vom Czechen. Schlimmere

Lage drängt diesen auch mehr jenem sich anzuschließen, und der Fälle gibt es sehr viele, daß böhmische Burschen (nie aber Mädchen) und Knaben in den deutschen Dörfern dienen. Sie finden ein lebhaftes Vergnügen am Nationalleben der Deutschen. Ein deutscher Bursch oder Knabe wird nie im Dienst eines czechischen Hauses gefunden. Wo nicht hie und da die Bevölkerung in einem Dorfe schon gemischt ist, geschehen höchst selten Mischheirathen. Der Verkehr mit den Böhmen (Czechen) wird, wo er nicht nothwendig ist, nicht gesucht; viel lieber hat man mit dem anstoßenden Bayern zu schaffen, weil hier das Nachbarvolk viel Uebereinstimmung in Tracht, Dialekt, Sitten und Charakter zeigt. Es leiten auch viele dieser Deutsch-Böhmen aus der Oberpfalz ihre Abstammung her."

Wenn aber einmal der Sinn nach der Fremde steht, dann ist's das stamm- und sprachverwandte Oesterreich, das vor allem anzieht. Der österreichische Volkscharakter und Dialekt übt hier einen eigenen Zauber; Mädchen und Burschen fühlen oft unwiderstehliche Sehnsucht nach dem einzigen Wien. Doch kehrt die Jugend des Böhmerwaldes ebenso gern wieder heim, als sie fortgewandert ist; denn wenn auch ohne Vaterlandsliebe für das Königreich Böhmen, empfinden sie doch tief und lebhaft die Liebe zur Heimath. Zumal wenn die Zeiten kommen, wo zu Hause irgend eine theure Volkssitte, vor allem das Kirchweihfest, der Kirtag, gefeiert wird, bringen es viele nicht über's Herz, in der Fremde zurückzubleiben. Da tritt die Heimathsliebe der Auswärtigen oft auf wunderliche Weise an den Tag. Nicht bloß Burschen, auch Mädchen legen zu Fuß, mit unglaublich knapper Wegzehrung und

ohne Mildthätigkeit anzusprechen, den vierzig Meilen langen Weg von Wien bis in den Wald zurück, um beim „Kirta" auf dem heimischen Tanzboden sich drehen zu können.

Manche Beziehungen zum fernen Ausland bilden sich durch den Federhandel, der etwa seit anderthalb Jahrhunderten vom Wald aus betrieben wird. Jedes Dorf zählt mehrere Händler, welche bedeutende Niederlagen in Frankfurt a. M., Lübeck, Bremen, Amsterdam, Köln, selbst in Paris errichtet haben.

Das Volk des Böhmerwaldes wohnt auf den Höhen in einzelnen Gehöften, in den Niederungen in ganzen Dörfern, deren Häuser, wie in den deutschen Alpen, jene malerischen sanftgeneigten Dächer zeigen, auf denen die Schindeln mit gewichtigen Steinen festgehalten werden.

Nachdem der Verfasser die Art des Volks im allgemeinen beschrieben, gibt er Schilderungen der Sitten und Gebräuche, wie sie bei frohen und traurigen Ereignissen hervortreten. In allem kommt uns die Stammesart der Bojoaren entgegen, welche fröhlich und gutmüthig, aber streitbar ist, ebenso zu Tanz und Liedersang aufgelegt als zum „G'raff" (Geraufe) im Wirthshause — hier wieder gehoben durch eine malerische, wenn auch nicht sehr gigantische Gebirgslandschaft, ein Boden, der der völligen Entwickelung des Poetischen und Reckenhaften in diesem Stamme so förderlich ist, daß beides kaum anderswo so hervortritt wie im bayerischen Hochlande, in Tirol und in der Steiermark, und daß das Charakterbild, wie es die Ebenen geben, wesentlich darnach ergänzt werden muß. So erfahren wir denn aus dem Leben dieser Wäldler hier gar manches, wie es in der Jachenau und im Zillerthal

auch zu finden, während anderes dagegen wieder mit sehr eigenthümlich localer Färbung auftritt. Die erste der Schilderungen führt uns den ländlichen Tanz vor, in jener taumelhaften Begeisterung, die für den leidenschaftslosen Zuschauer fast etwas unheimliches hat. Wenn die Clarinette mit leisem Accompagnement der übrigen Instrumente beginnen, scheint eine wonnigliche Raserei in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entsteht ein allgemeines Jauchzen und Springen, viele brechen vor Entzücken in ein durchdringendes, grelles Pfeifen aus, andere singen enthusiastisch den Ländler mit. Bald wird der Tanz bei starkgefüllter Stube zur wogenden Schlacht. Einer sucht den andern aus Reih' und Glied zu schleudern, mancher bleibt voll seligen Uebermuths auf seiner Stelle stehen, und beginnt sich „auf Einem Oertl" zu drehen. Die Nachtänzer schwellen hinter ihm an und drehen sich nun ebenfalls „auf Einem Oertl," so daß das ganze Zimmer sich rhythmisch zu heben und zu senken scheint, und da die Tänzerinnen in diesem Enthusiasmus häufig in die Luft geschnellt werden, so gleicht „die ganze Scene einem Wasserwirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt, wo die stark aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden."

Das G'raff im Wirthshaus und das Fensterln, die bäuerlichen Repräsentanten der Ritterspiele und chevaleresker Serenaden, die Feierlichkeiten der Verlobung und der Hochzeit werden sehr ansprechend vorgeführt, und bei mancher Leserin ist vielleicht etwas Ehre einzulegen, wenn wir ihr das Bild vor Augen stellen, das von einem Brautpaare aus dem Böhmerwalde gegeben wird. „Der Bräutigam

war durch einen Rosmarinstrauß am Hute erkennbar, und die hundertfachen Flitter und Gegenstände an diesem Strauß (wie Fluggold, silberner Zitterdraht, kleine weiße Täubchen mit vergoldeten Herzlein im Schnabel, Kunstblumen und dergl.) brachten einen angenehm heitern Effect hervor. Da wo der Stamm des Rosmarinstraußes befestigt war, nämlich über der Stirn des Bräutigams, prangte eine aus dunkelrothem Seidenband künstlich geformte Pfingstrose. Wo der Bräutigam stehen mochte oder gehen, umgab ihn eine Schaar Kinder, die mit andächtigem Vergnügen das ewige Schwanken und Zittern der glänzenden Flitter von Silber und Gold betrachtete und nach den lieben Täubchen und Blümlein lächelte, die Hände darnach streckend, ob nicht eines herabfallen und zwischen ihren Fingern hängen bleiben möchte. Außer dem Hutstrauß hatte er noch einen kleinen Rosmarinzweig am rechten Rockärmel befestigt. Ein schweres, hellkarminrothes Seidenhalstuch, wohl anschließend und vorn zu einer buschigen Masche gebunden, über der die zwei blendend weißen Hemdkrägen heraus- und herabgeschlagen waren, gab dem ernstwehmüthigen Gesichte des Bräutigams einen zarten lieblichen Schein. Zum Unterschiede von den ledigen Burschen war auch seine rothseidene Weste bis an den Hals mit einer Reihe stark versilberter Zwanzigerknöpfe sittsam geschlossen. Die hirschlederne Hose von frischer Schwärze, deren Näthe durch einen schnurähnlichen Streifen Weißleder hervorgehoben wurden, schloß unter dem Knie, die weißen Strümpfe fest aufrecht haltend. Sein Tuchrock lag besser als gewöhnlich und war von ungewöhnlicher Qualität. An der Braut fiel besonders der Kopfputz auf. Die Haare waren

von allen Seiten nach dem Wirbel gekämmt und dort zu einem Nest gewunden, dessen äußere Fläche mit kleinen Maschen rosenfarbner Seidenbänder und dazwischen befestigten Rosmarinzweiglein bedeckt war. Rings um das Haargeflechte wand sich ein Kranz aus Kunstblumen, woraus sechs silberglänzende Aehren in gleicher Entfernung von einem Ohr zum andern über das Haupt herüber standen. Das Haar war leicht bepudert. Gleich ihrem werdenden Gemahle trug die Braut ein rothseidenes Halstuch, nur sehr locker geschlungen und doppelt grün verbrämt. Ueber das rosenfarbene Mieder hatte sie noch eine schwarzseidene Jacke, die knapp anschließend bis zu den Hüften hinabreichte, und um die Brust ein wenig ausgeschnitten und garnirt war. Der Rock und das Vortuch, ebenfalls von schwarzer Seide, reichten bis an die Knöchel; ein rothseidenes Band hielt das Vortuch, und rückwärts hingen die Maschen und die beiden Enden des Bandes hinab."

So sehen also die Brautleute aus; wie das Ding nun aber weiter geht, welche rührenden und lächerlichen Ceremonien an dem Hochzeittage verübt werden, ist des breitern im Buche selbst nachzulesen. Es ist eine sehr erweiternde Auslegung der Tobiasnächte, daß junge Eheleute im Böhmerwald nach der Hochzeit drei Wochen lang getrennt bei ihren Eltern leben müssen, wie dieß Seite 70 mit dürren Worten zu lesen. Freilich wird während dieser Zeit erst das Meiste und Wichtigste der Aussteuer angeschafft, und erst nachdem dieß Geschäft völlig abgethan, wird der Tag der Vereinigung und Uebersiedelung bestimmt. Die schönsten vier Pferde der Gegend werden vor den Wagen („Kammerwagen") zusammengespannt und auf

diesem die neuen bunten Kästen, Tische, Bettgestelle und anderes Hausgeräth pyramidalisch aufgeschichtet. Die Höhe krönt das Brautbett, und über ihm steigt eine buntbemalte Wiege empor. Alles Zerbrechliche muß dagegen getragen werden, und zu diesem Ende bittet das junge Weib alle ihre Jugendfreundinnen um Beistand. „Jedes dieser Mädchen, erzählt der Verfasser, wird mit einem größern oder kleinern Tragkorbe versehen, um darin einen der von der Sitte bestimmten Gegenstände bei der Uebersiedelung zu tragen. Ist der Wagen mit seinen vier wiehernden muthigen Pferden, die mit Blumen, purpurfarbenen Tuchlappen, und einem Geschirre voll glänzend geputzter Messingrosen an Kopf und Hals ausgeschmückt sind, zum Fortfahren bereit, und hat die scheidende Tochter weinend Abschied genommen von ihren Eltern, so schwingt sich der Pferdelenker, einen Blumenstrauß am Hut und ein Seidenband an der Geißel, auf ein Pferd, und, umringt von einer zahlreichen Begleitung, beginnt er jubelnd den Zug. Hinterher kommen die Jugendfreundinnen mit ihren Tragkörben. Die einen tragen Küchengeräthe, obenauf mit einem ungeheuern Kochlöffel, welcher die junge Hausfrau an ihr Geschäft als Köchin erinnern soll. Andere tragen Flachs, Getreidegarben, Gespinnst von der Hand der jungen Hausfrau und Brod, das sie selbst gebacken. Den Zug schließt die Neuvermählte, begleitet von der Brautmutter und den Kranzeljungfern. Ihre Eltern folgen eine geraume Zeit später nach. Von allen Seiten des Dorfes strömen Zuschauer herbei. Die Burschen, welche mit der jungen Frau aufgewachsen sind, wollen anzeigen, wie ungerne sie eine Jugendfreundin verlieren, die nach einem andern Dorfe

geheirathet hat, und sperren am Ende des ihrigen durch aufgehäufte Gegenstände den Fahrweg. Kommt nun der Zug an, und können die Pferde den Holzdamm nicht durchbrechen, so erlegt der Fuhrmann einen Geldtribut, den die junge Frau vermehrt. Rasch wird die Sperre weggeräumt, die Burschen umgeben die Jugendfreundin und begleiten sie weiter. Auf dem Wege müssen bei bestimmten Veranlassungen gewisse abergläubische Sitten beobachtet werden. Hört man zum erstenmal einen Kukuk rufen, so greift Jedermann in den Sack und rührt das dort befindliche Geld auf, zum Zeichen, wie sehr man die Vermehrung des Wohlstandes der jungen Hausfrau wünsche; der Kukuksruf gilt als Orakel dafür. Hört man eine Wachtel schlagen, so zählt man die Schläge; ihre Zahl zeigt an, wie viele Kinder in Aussicht. Hört man zum erstenmale donnern, so muß die junge Frau den nächsten schweren Gegenstand fassen und zu heben suchen, was ihr Gesundheit und Stärke sichert. Die Einfahrt in das Dorf des jungen Gatten versperren wieder die Mädchen seiner Gemeinde, scheinbar erzürnt, daß einer aus ihnen ein Gatte entgangen, und ein Jugendfreund allen durch eine Fremde geraubt worden. Ein Tribut öffnet wieder den Weg. Die junge Frau ladet zugleich alle diese Mädchen in das Haus ihres Mannes. Nun wird sie auch von diesen begleitet. Einige hundert Schritte vom Haus entfernt, erwartet den Zug der junge Gatte. Er küßt sein Weib und führt sie am Arm bis zu seiner Hausthüre. Dort begrüßt sie Musik; die Eltern des Gatten sprengen an der Schwelle Weihwasser über das junge Ehepaar und begleiten es in die Stube. Der ganze Schwarm von Burschen und Mädchen pflegt nun

etwa eine halbe Stunde zu tanzen: dann werden alle bewirthet, und hierauf verlassen sie glückwünschend das Haus. Der Wagen wird mit Weihwasser übersprengt, und die jungen Eheleute beginnen die Möbel im Hause zu ordnen. Indeß sind die beiderseitigen Eltern und nächsten Anverwandten zusammengekommen und verbringen den Rest des Tages und den größten Theil der Nacht mit Essen, Trinken und Rathgeben über das künftige Hauswesen des jungen Ehepaares."

Pfingsten, das liebliche Fest, führt Wallfahrten, den Hexentusch, eine durch Peitschenknallen bewerkstelligte Vertreibung sämmtlicher Dorfhexen, und das Pfingstrennen herbei. Ein eigenes Volksvergnügen sind die lustigen Burschennächte, Versammlungen der männlichen Jugend im Freien, um zu lärmen, zu jubeln, zu singen und Possen zu treiben. Freitagnacht ist frei, Mittwoch- und Samstagnächte sind die herkömmlich festgesetzten; im Frühling jedoch und im Sommer vor der Ernte gilt gar keine Regel, denn da wird jede Nacht durchschwärmt. Eine solche Nacht mit ihren leisen Anfängen, die mit dem Verklingen der Abendglocke zusammenfallen, der liederreiche Umgang durch die mondbeglänzten Gassen des Dorfes, an dem die Mädchen wie sie selbst im Schnaderhüpfel gestehen, „wenn sie z' Nacht munter wer'n und die Bub'n singen hör'n", so gerne sich betheiligen möchten, allerhand gelinde und derbe Späße, die dabei mitunterlaufen, alles dieß ist sehr anschaulich und lebendig dargestellt. Freilich — wie es am nächsten Morgen nach einer so durchschwärmten Nacht mit der Lust zur Arbeit beschaffen ist, und welche Ansicht der ehrsame Hofherr und Bauer von diesen liederreichen Vergnügungen

seiner Knechte hegt, das übergeht der Verfasser mit gnädigem Schweigen. Wer aber ohne solche Nebengedanken in dem Buche, immer mehr angezogen, so weiter liest, den beschleicht eine deutliche Sehnsucht nach einem Landleben, das alle seine hohen Zeiten so heiter und fröhlich zu schmücken weiß. Der Fasching, der mit tollen Schwänken so überschwänglich gesegnete, der erste Mai, wo um Sonnenaufgang der Dorfhirt unter eigenen Gebräuchen die läutende Heerde zum erstenmale ins Freie führt, die Neckereien der Ernte, der lustige Schmaus der Drescher, das nächtliche Flachsraufen der Mädchen, wobei die Burschen ritterlich schirmen und helfen, die nie genug zu preisenden Freuden des langersehnten Kirchtags und endlich die heimlichen Schauer der Weihnachtszeit sind in sprechender Aehnlichkeit aufgefaßt und wiedergegeben. Einige Sagen folgen und diesen mehrere Volksnovellen, worunter vor allem „das Kirchweihfest" Gelegenheit gab, die einzelnen Züge aus des Bauernlebens Fröhlichkeit, die früher vereinzelt dargelegt wurden, um die rührende Geschichte vom „Gangerl (Wolfgang) und der Blonden" zu vereinigen. Trefflich ist die Skizze von Fallstaff II., mitten unter den ländlichen Erzählungen die hochcontrastliche Figur eines „Gebildeten," der freilich auch darnach beschaffen ist, um in dieser Umgebung doppelt Eclat zu machen. Beigegeben ist eine Sammlung von Schnaderhüpfeln, jenen vierzeiligen, den bojoarischen Stämmen eigenthümlichen Volksdichtungen, die vom sehnsuchtweckenden Jodler, dem herrlichen Sang der Berge getragen, jetzt mit den fahrenden Zillerthalern durch ganz Europa wandern. Der größere Theil dieser Lieder ist wohl im Böhmerwalde entstanden; andere sind alte

Bekannte aus den Alpen. Der Dialekt derselben ist zumeist in den Noten verdollmetscht. Wenn der Verfasser hier, wo es um wissenschaftliche Darstellung der Mundart überhaupt nicht zu thun war, die Schreibung näher am Hochdeutschen gehalten und z. B. g'hör'n gesetzt hätte statt kean, werd'n statt wean, so wäre dadurch manchem Leser das Verständniß der volkssprachlichen Stellen erleichtert, ohne daß etwas auf dem Spiele stände. Wer nämlich den Dialekt nicht kennt, der wird ihn trotz der genau anliegenden Schreibart und der sehr kunstreich ausgedachten Zeichen — Striche, Punkte, Kreuze, Haken u. s. w. — immer noch nicht hineinlesen; wer ihn aber kennt, bedarf ihrer nicht. Letzterem ist also dieses orthographische System zu nichts dienlich; ersterem aber macht es das Verständniß ganz unmöglich.

III.

Das Königreich Bayern.

Das Königreich Bayern in seinen alterthümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten ꝛc. Erster Band. München 1843. Georg Franz.

1843.

Wenn das Lobenswerthe, was für ein Land geschieht, auch zum Bedürfniß für andere wird, so war es ein dringendes Bedürfniß, daß das Königreich Bayern endlich einmal illustrirt werde. Bruchstücklich ist dieß schon vor einigen Jahren in einem Werke geschehen, welches wir unter dem Titel: „Das malerische und romantische Deutschland" kennen und das aus Georg Wigands Verlag in Leipzig hervorgegangen ist. Damals riß Gustav von Heeringen bekanntlich das Herzogthum Franken an sich, und Eduard Duller brach mit der Donau schildernd in das Land, fuhr nicht allein auf dem stolzen Strome von Ulm bis Passau, sondern zog auch freibeuterisch aufwärts bis an die Welfenburg zu Schwangau, in das königliche München, auf das Eiland des uralten Stiftes zu Frauenwörth und in die Schauer des Berchtesgadener Sees. Dieser combinirte Operationsplan, so viel er auch hereinzuziehen erlaubte, hat gleichwohl verursacht, daß in jenem Werke Bayern

unter diesem seinem uralten und berühmten Namen nicht auftrat, während Schwaben, Thüringen, Steyermark und Tirol dieser Ehre in vollem Maße theilhaftig wurden. Da ferner auch manche Landschaft, die zwischen dem Bereiche der beiden Schilderer liegt, nicht berücksichtigt war, da überhaupt noch die Aufgabe frei blieb, alle unter dem bayerischen Namen vereinigten Länder unter Eine Fassung zu nehmen, da in diesem speziellen Standpunkte auch die Aufforderung enthalten war, so vollständig als möglich zu werden, so hatte „das Königreich Bayern in seinen alterthümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten" wie es bei Georg Franz in München erscheint, sich noch immer ein rühmliches Ziel zu setzen.

Dieses den Manen v. Utzschneiders geweihte Werk geht also darauf aus, Städte, Kirchen, Klöster, Burgen, sonstige Baudenkmale und andere anziehende Augenweiden allen Freunden des Vaterlandes, der Natur und der Kunst in einer Reihe von Stahlstichen vorzustellen und die Bilder, wohl die gelungensten, die je von diesen Gegenständen ans Licht getreten, mit erklärendem Texte zu begleiten. Der erste Band, der vor uns liegt, enthält über sechzig solcher Darstellungen, vorerst aus den Gebieten, welche diesseits des Rheines liegen. Aus guten Gründen ist man nicht dem geographischen Zusammenhange nachgegangen, der, wenn auch in anderer Beziehung manchen Vortheil bietend, doch auch manche Eintönigkeit, insbesondere der landschaftlichen Motive zur Folge haben mußte, sondern nach der Einrichtung des Buches soll der Gegensatz das Seinige thun, und wenn wir einmal in das ahnungsreiche Innere eines alten Domes geblickt haben, so führt uns

das nächste Blatt in reizende Alpenlandschaft; mit den monumentalen Schöpfungen, die zu neuester Zeit in der Hauptstadt entstanden sind, wechselt eine alte Veste, mit einem tausendjährigen Gotteshaus eine moderne Kettenbrücke, mit der Ansicht großer lebensvoller Kreishauptstädte das unheimliche Bild einer sagenreichen Ruine, einer öden verfallenen Warte, von der aus die Länder der Menschen weithin zu übersehen sind. Manches stille Städtchen, dem man's kaum zugetraut, erscheint da glücklich aufgefaßt in unerwartetem pittoreskem Glanze, und mancher geschnörkelte Bau des vorigen Jahrhunderts zieht, wenn nicht durch sich selbst, so doch durch seine Erinnerungen an. Wer die Originale kennt, freut sich, sie wieder zu sehen, wer sie noch nicht geschaut, empfindet große Lust, sich eine Reise vorzunehmen. Den meisterlichen Bildern ist ein Text beigegeben, der schlicht und ungekünstelt, aber nicht ohne patriotische Wärme die Herrlichkeiten historisch und topographisch erläutert und das Wissenswürdige aus den besten Quellen beibringt. Die Geschichte der Städte, der Flecken und der Burgen wird bis ins graue Alterthum verfolgt, ihre Geschicke, ihre guten und bösen Tage bis auf die Gegenwart herab besprochen, wobei denn freilich der Eindruck sehr lebhaft wird, daß kein Glück, das unsre Ahnen erlebt haben mögen, so groß gewesen, als das Unglück, das die Schwedenzeit über diese Gegenden gebracht. Dabei erfahren wir von manchem Ehrenmann, der wenigstens seiner Zeit genügt, von manchem geistigen Heros, der großartig für Jahrhunderte gearbeitet, und das bayerische Volk erhält somit ein Buch, über das es sich redlich freuen darf.

IV.

Die Deutschen in Portugal.

1847.

Die Abendvorlesungen im Saale des hiesigen Museums haben auch diesen Winter ihren Fortgang genommen. Letzten Samstag hielt dort Herr Dr. Kunstmann einen Vortrag über die Deutschen in Portugal. Der junge, unter uns entsprossene Gelehrte hat als Hauscaplan der Herzogin von Braganza einen mehrjährigen Aufenthalt in jenem Lande zu historischen Studien über portugiesische Geschichte benützt und uns nun die Ergebnisse, so weit sie die Schicksale der Deutschen auf lusitanischem Boden betreffen, kurz aber anziehend vorgelegt.

Im frühern Mittelalter treten da zunächst die Flamänder ins Auge, die mit ihren Flotten, das gelobte Land aufsuchend, einmal (1147) im Vorbeigehen die Hauptstadt Lissabon den Ungläubigen abnehmen halfen und sich seit jenen Tagen die Könige des Reichs höchst gewogen zu erhalten wußten. Aehnliche Kriegshülfen kamen auch noch später vor, und die Flamänder, die Rheinländer, die Friesen standen bald in den lebhaftesten Handelsbeziehungen

mit der Hauptstadt am Tejo, waren dort angesehen und einflußreich und gründeten auch manche gute Stiftung. Die azorischen Inseln entdeckten und bevölkerten zum guten Theil die Flamänder, und diese Eilande hießen von ihnen noch lange Zeit nachher die flämischen. Selbst die niederdeutsche Sprache hat sich dort als die allgemeine mehrere Menschenalter hindurch erhalten.

In der Epoche der großen portugiesischen Entdeckungen erscheint dann der treffliche Martin Behaim aus einem alten Nürnberger Geschlecht als ein bedeutsamer Mann, der durch seine mathematischen Kenntnisse den Entdeckern sehr werthvoll wurde. Er verlebte viele Jahre unter den Lusiaden und nahm selbst an der ersten portugiesischen Ausfahrt nach Kongo Theil. Ein anderer Nürnberger Patricier, Wolfgang Holzschuher, kämpfte damals auf den maroccanischen Schlachtfeldern und kam mit einem Adelsdiplom des Königs Emanuel und einer beträchtlichen Siegesbeute wieder in die liebe Heimath.

Um diese Zeit siedelten sich auch deutsche Buchdrucker in Portugal an — Magister Johannes Gerling der erste — um Ehre und Gold zu erwerben mit ihrem Fleiß. König Emanuel war ein großer Freund dieser jungen Erfindung, nannte die Buchdruckerei vor allem Volke eine edle Kunst, und sprach in einem Proclama aus: der Nutzen, welchen sie dem gemeinen Volk gewähre, habe ihn bewogen, allen, die sich ihr widmen würden, die Rechte der Edelleute des königlichen Hauses zu verleihen. Wahrscheinlich kam dabei dem wackern König keine Ahnung, daß man drei Jahrhunderte nach seinem Tode in einem Theil des gelehrten Deutschlands (nämlich unter dem Mi-

nister Abel in unserm lieben Bayerlande) so weit herabgekommen sein würde, um ihr Geburtsfest zur größern Ehre Gottes zu verbieten. Zu gleicher Zeit waren die Deutschen in Portugal gesucht und geschätzt als Bombardiere, und mancher Buchdrucker war auch Sachverständiger beim Geschütz.

Später, als Portugal an Spanien gefallen, erscheinen die Deutschen als Leibwache des Cardinal-Statthalters, ebenso als Gardisten der nachfolgenden Könige aus dem Hause Braganza. Die Thätigkeit des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, die des Fürsten Christian von Waldeck gehören schon einer neuern, der Gegenwart näher liegenden und bekanntern Epoche an. In diese fällt auch die Verwendung deutscher Bergleute für die Werke in Portugal und Brasilien. Der letzte Oberberghauptmann von Portugal ist der noch lebende General v. Eschwege, der sich durch seine Leistungen in Naturwissenschaft und Geographie viel Verdienst erworben hat. Den Namen eines andern deutschen Generals, Schwalbach, lesen wir jetzt noch häufig in den Zeitungen.

Im allgemeinen ist die deutsche Bevölkerung in Portugal nicht beträchtlich, erreicht in Lissabon kaum vierhundert Seelen, und anderwärts im Lande sind nur wenige Familien zerstreut. Der gemeine Portugiese hat die Gewogenheit, sie in der Regel für Engländer gelten zu lassen, was indessen den Deutschen nicht hindert, seinen eigenen Gang zu gehen, nämlich abweichend von den Briten sich ganz als Eingeborner zu geberden, im eigenen Hause portugiesisch zu sprechen (ungefähr wie man es in Griechenland that) und sich in allem der Sitte oder Unsitte des

Landes anzubequemen. Als Deutsche sind daher diese eingewanderten Germanen kaum wahrnehmbar. Dieser leichtsinnige Verzicht auf angestammte Sprache und Sitte veranlaßte auch Herrn Dr. Kunstmann zu unlieben Betrachtungen über die Stellung, die unsere Landsleute im Auslande einnehmen. Dabei ward auch der mangelhaften Vertretung gedacht uud gewiß mit Recht. Doch scheint dieser Abgang noch keine hinlängliche Nöthigung dazu, daß die deutschen Ehemänner mit ihren Kindern portugiesisch sprechen und ihre Nationalität vergessen. So lange der deutsche „Unterthan" nicht stolz sein kann auf das deutsche Wesen zu Hause, so lange wird er auch demüthig und verachtet sein in der Fremde: das ist eine ganz natürliche Sache. Wären die Kinder Albions nicht Briten daheim, so wären sie auch nicht Briten in der Fremde. Um so etwas zu erreichen, wird man aber noch auf viele Miserabilien von unten hinauf und auf viele „Väterlichkeiten" von oben herab verzichten müssen.

V.

Franz v. Kobells Gedichte in England.

1847.

Es drängt uns, hier einen kurzen Bericht über einen Akt der Wiedervergeltung zu geben, den das literarische England uns erweist und zwar zum Danke für die freundliche Aufnahme, welche in Deutschland einst der schottische Barde Robert Burns gefunden. Wie dieser in früherer Zeit unsern Landsleuten durch Goethe's ausgiebiges Wort empfohlen worden, so nimmt sich jetzt ein englischer Liebhaber um Franz v. Kobells Gedichte an und widmet ihnen mehrere wohlgelungene Abhandlungen im letzten Jahrgange der Literary Gazette.[1]

Der Bewunderer dieser Gedichte aus dem bayerischen Hochlande hat die Mühe nicht gescheut, den Dialekt derselben zu ergründen und gibt in seinen Uebersetzungen

[1] Wir finden in dieser Zeitschrift von demselben Verfasser noch eine eigene Abhandlung über Schnadeihüpfel, einen Artikel über Anastasius Grün, einen andern On Translation mit feinen Nachweisungen vieler, von englischen Uebersetzern deutscher Werke begangener Versehen, einen Aufsatz unter dem Titel: English Criticism and German Art u. s. w.

verlässigen Ausweis, daß er ihn vollkommen verstehen gelernt. Was seine Beurtheilung betrifft, so meint er, daß die Gegenstände jener Gedichte ganz zu der Sprache passen, die der Dichter gewählt. Dieser freue sich, ländliche Scenen und Vorfälle zu beschreiben, den Charakter, die Sitten und die Gefühle der Bauerschaft, welche unsere Alpen bewohnt, insbesondere aber die Wonnen der Jagd, welche er leidenschaftlich liebe. Ein großer Zug, der durch alle diese Dichtungen gehe, sei die Gesundheit. Der Poet nehme nicht krankhafte Empfindlichkeit für wirkliche Aufregung; er verliere sich nicht in eitle Klagen, daß das Leben nicht anders sei, als es ist. Franz v. Kobell, sagt der Recensent, findet darin genug und mehr als genug, um sich zu erfreuen; er blickt auf die Welt mit freundlichen Augen und geht zufrieden und singend hindurch. Die Vergleichung mit Burns liegt begreiflicherweise dem Engländer sehr nahe. Die Poesie des Schotten, sagt er, ruhe mehr auf Leidenschaft, als auf Einbildungskraft, Kobells Dichtung mehr auf dieser, als auf jener. Doch sei manche Aehnlichkeit zwischen beiden Männern und in dem, was sie geschrieben. Burns, meint er, obwohl oft von übergewaltigen Gefühlen hingerissen, hatte einen festen Kopf und ein festes Herz; ebenso zeige Kobell bei all seiner spielenden Phantasie immer den gesunden Menschenverstand, der zu dieser Zeit in poetischer Literatur besonders hoch zu schätzen sei. Auch erscheine bei ihm dieselbe Männlichkeit und ehrliche Offenheit, die im Charakter des schottischen Sängers hervorstechend gewesen. In beider Dichtungen gewahre man eine angeborne Zartheit des Geschmacks, welche allein diese Art von Poesie veredeln könne.

In Anbetracht dieser Congenialität ladet daher der Engländer den Deutschen freundlichst ein, sich an einer Umdichtung jener schottischen Gesänge zu versuchen, und zwar in dem Dialekt der bayerischen Hochlande — ein Vorschlag, über dessen Ausführbarkeit wir hier nicht weiter rechten wollen. Einen eigenen Artikel widmet aber die Literary Gazette den Kobell'schen Schnaderhüpfeln. Der Berichterstatter scheint Sachkenner zu sein und die Vorbilder dieser schlagfertigen Liedchen in ihren bergigen Geburtsstätten oft genug gehört zu haben. Die Bedeutsamkeit der Zither, die Art des Gesangs ist treffend beschrieben, die Vergnügungen eines Feiertages im Gebirge, die Reize jenes fröhlichen, jetzt vielfach behelligten Volkslebens sind mit lebhaften Farben gemalt, ja ein Strauß von Schnaderhüpfeln ist sogar ganz wacker ins Englische übersetzt.

Aus allen diesen Aufmerksamkeiten mag man entnehmen, daß die Kobell'sche Poesie einen tiefen Eindruck auf das Gemüth ihres britischen Freundes gemacht hat. Wir gedenken dieses Gefallen auch keineswegs zu beeinträchtigen, da unsere bayerischen Landsleute selbst nicht anders können, als diese rosige Sennmaid freundlichst willkommen zu heißen.

Es ist übrigens bekannt, daß die Dichtung in den bojoarischen Dialekten jetzt immer mehr aufblüht; aus den Gefilden zwischen dem Lech und dem magyarischen Blachfeld steigt nunmehr fast alle vier Wochen eine neue Lerche auf. Sind ja diese Sänger von namhafter Seite her eingeladen worden, ja nicht abzulassen, bis es auch in ihrem Dichterwald von allen Zweigen schalle. Es ist eigenthümlich und weckt vielleicht kein günstiges Vorurtheil, daß

das Centrum dieser Bauernpoesie gerade die größeren Städte sind. Am ländlichsten geht es jetzt in Wien zu — dort scheint jetzt die schöne Epoche angebrochen, wo alles „oanfach, herzli, gemüathli" sein will — vielleicht zum Aerger manches Tadelsüchtigen, der nie gefunden, daß der Landmann sich selbst so vorkomme und sich diese Prädikate beilege. Junge lobenswerthe Richtungen bedürfen zwar eher der Ermuthigung als der Rüge, jedennoch wollen wir einzelne Bemerkungen auszusprechen wagen, die uns aufgedrungen wurden, als wir in diesen Tagen einen längeren Gang durch jene gedruckten Feldblumen und Alpenröschen unternahmen.

Was wir so bei diesen Dichtern vor allem gewahrten, ist eine große Freudigkeit und leichte Gemüthsart, die ihre Aufgabe gewiß nicht zu schwer nimmt; dabei aber vermissen wir ungern das tiefere Einsehen in den Genius und die innere Heimlichkeit dieser Mundart. Der bojoarische Stamm, von dem der geringste Theil noch jenem Reiche angehört, das von ihm den Namen trägt, ist zunächst ein Bergvolk. Im bayerischen Hochland, in Tirol, in Kärnthen und Steiermark, in den Gebirgsländern, wie sie hinunter ziehen bis nach Ungarn und Slavonien, da ist die Heimath der bojoarischen Poesie; Sennerinnen, Hirten und Jäger sind die Sänger; die Almhütte und das gemsenreiche Hochgebirge, Waldeinsamkeit und Bergfreiheit sind die Liederhallen, aus welchen jene Jodler zu uns in den Ebenen herunter schallen. Von diesem Lokal hat auch der Dialekt oder vielmehr die Sprache, die Art der Vorstellung und des Ausdrucks ihr eigenthümliches, ungemischtes, scheinbar dürftiges Wesen. So fehlen z. B.

dem Landmann eine Menge Wörter für Abstrakte: es gibt für ihn kein „Gefühl", keine „Empfindung", keine „Sehnsucht", aber der Waidmann des Hochlandes wie die Sennerin auf der Alm wissen sich da gar wohl zu helfen. Wie sie fühlen, empfinden, sich sehnen, das geben sie sinnlich, plastisch, concret, und finden so unschwer für die Erlebnisse ihres Innern einen rechten und oft ganz trefflichen Ausdruck.

Nun möchte es wohl nothwendig scheinen, daß auch die singenden Stadtherren sich nicht mehr Freiheit herausnehmen, als ihre Nebenbuhler auf der freien Höhe; allein diese feingebildeten Dichter lassen allenthalben merken, daß sie auf ihren hochdeutschen Reichthum nicht verzichten wollen. So muß man denn mit wenig Freude ersehen, daß manche von ihnen die Sprache, in der sie arbeiten, entweder nicht kennen oder nicht achten. Da trifft man Vieles, was auf diese Art von einem bojoarischen Munde nie gesagt worden ist und nie gesagt werden wird, so sehr sich auch der Dichter auf „d'Natur" oder „d'Nimpf" oder gar auf „d'Fee" beruft, welche ihm diese Sachen eingegeben haben soll. Daß solchen Poeten das Unbeugsame, Abgeschlossene dieses Dialekts nicht immer vor Augen gestanden, blickt allenthalben durch, trotz der Orthographie, die oft gar wunderlich und verkünstelt ist. Der kritische Tadel hat da freilich um so schwereren Stand, als sich die Herren Dichter darauf berufen können, daß das Volk solche Schönpflästerchen aus der ordinären Büchersprache gar nicht für entstellend ansieht. Wenn das „Volk", nämlich die Wirthstochter und das Müllertöchterlein mit ihren prächtigen Stimmen und der Herr Schullehrer mit seiner Guitarre und allenfalls

der Praktikant vom Forstwesen nach der Sonntagsvesper zusammenkommen, da singen sie freilich flottweg alles, was nur angenehme Melodie hat, und kümmern sich sehr wenig um grammatische Bedenklichkeiten, ungefähr wie die Tiroler Natursänger, die etwa auch einem hochdeutschen Liede, das man ihnen in Hamburg oder Berlin in die Tasche gesteckt, einen heimischen Jodler anhängen und es dann im Zillerthale vor reisenden Liebhabern wieder als Alpenlied produciren. Wenn nun der vorbeigehende Dichter zum Fenster heraus sich singen hört, so denkt er sich natürlich: Ach, wie bin ich doch so tief ins Volk gedrungen! Es ist aber fast ein leidiger Umstand, daß diese Lieder der Stadtherren und der Schullehrer die alten klassischen Schnaderhüpfel der Jäger und der Sennerinnen verdrängen, weil ein neuer kunstreicherer Gesang aufkommt, und jene Erzeugnisse der Melodie mehr Feld einräumen. So droht der ureigenthümliche, naturwüchsige Almengesang der „wilden Jägerstämme im bojoarischen Hochgebirge" nachgerade auszusterben und halb- wie ganzstudirte Poeten theilen sich bereits in die Verlassenschaft. Wenn sie nun, was ihnen nicht zu wehren, das alte Geschäft fortführen wollen, so ist ihnen doch zu rathen, daß sie es im Sinn und im Geist ihrer Erblasser thun, und zwar nicht allein bezüglich der Sprache, sondern auch bezüglich des Gedankens. Man betrifft sie nämlich gar nicht selten auf einem ganz unerlaubten Hinaufsteigen in die Gedankenscala der Bücherpoesie oder gar der Bücherprosa. Manches Stück gewährt nichts als verbauerte Reminiscenzen aus der Literatur der Städter. „Es hieße aber, sagt Berthold Auerbach (Schrift und Volk, S. 153), die Dialektpoesie zu einer ganz untergeordneten

machen, wenn man, wie manche Beispiele zeigen, einen in andern Kreisen verbrauchten und ärmlichen Gedanken dadurch wieder aufstutzt. Nichts ist leichter, als durch ein Uebertragen von Seelenzuständen aus der raffinirten Culturwelt in die Einfalt des Dialekts eine gewisse Ueberraschung hervorzubringen. Der in der Stadt Heruntergekommene macht durch seinen Aufwand auf dem Lande noch einiges Aufsehen. Was sonst platt und alltäglich erschiene, gewinnt durch die liebenswürdig täppische Unbeholfenheit des Ausdrucks einen neuen Reiz." Aber eben dieser Reiz ist nur eine Schminke, die den Kenner widerlich anspricht. Es ist auch wohl zu bedenken, daß mancher sonst poetische Vorwurf in diesem Dialekt gar nicht zu behandeln ist. Der unauslöschliche Charakter des Ländlichen, des Gebirgischen sträubt sich zumal gegen seine Verwendung für Gegenstände aus dem Stadtleben. Der Dialekt muß da Vieles aufnehmen, was seiner ursprünglichen Reinheit fremd ist, und wird auf diese Art leicht zum unerquicklichen Jargon. Gedanken und Ausdruck oscilliren dann in den poetisch anrüchigen Kreisen zwischen Marqueur und Wäscherin, und das Ganze wird gern, so komisch es sein soll, unendlich trivial. Zu dieser Poesie der Vorstadt sollte sich nach unserem Gefühle die bojoarische Alpenmuse nicht herablassen. Auch darf man da, um die Gefahrlosigkeit des Unternehmens zu belegen, nicht etwa auf die Gedichte hinweisen, welche Franz v. Kobell in pfälzischer Mundart verfaßt hat. Diese sind nämlich schon überhaupt nicht so angelegt, als seien sie aus der Idylle des Dorflebens hervorgegangen, sondern sie geben vielmehr — mit Erlaubniß zu sagen — nur eine äußerst glückliche Persi-

flage des „uffgeklärten" Philisteriums der Staatsbürger am Rhein. Die Vergleichung zwischen Kobells pfälzischen und seinen bayerischen Gedichten zeigt gerade, wie nöthigend und bindend der Dialekt für Alles ist, was in ihm geschrieben werden soll.

Unsern bojoarischen Dichtern dürfte es darum immer klarer werden, daß ihre Aufgabe viel schwerer ist, als sie bisher sich dachten. „Einfach, herzlich, gemüthlich" und dabei doch genießbar zu sein, ist in der Dialektpoesie um nichts leichter, als in der hochdeutschen Kunstdichtung. Poetische Weihe und Kraft, Verständniß und Vertrautheit mit der Form sind da eben so nothwendig, als anderswo in der Dichtkunst, und nicht jeder, der sich einbildet, gut „boarisch" oder „esdareichisch" schwatzen zu können, hat deßwegen auch schon das Zeug zu einem Poeten in der Mundart.

VI.

Zu den anatolischen Reisebildern.[1]

Im August 1847.

Wie schnell wir doch in den „anatolischen Reisebildern“ den Fragmentisten wieder erkannt haben! Oder wer getraute sich, wie er, das neckische Ringelstechen auf den friesischen

[1] Im Sommer 1847 verweilte Professor Philipp Jakob Fallmerayer, „der Fragmentist“, in Constantinopel, verkehrte viel mit der dortigen Diplomatie und schrieb von da aus einige Artikel in die A. Allgemeine Zeitung, welche er „Anatolische Reisebilder“ betitelte. Sie zeichneten sich namentlich durch große Feindseligkeit gegen Griechenland und die Griechen aus. Um auch eine andere Stimme laut werden zu lassen, schrieb ich im August desselben Jahres in dieselbe Zeitung den vorstehenden Artikel: „Zu den anatolischen Reisebildern“ — in welchem ich, wie man sieht, des Scherzes halber den Fallmerayer'schen Ton und Styl best= möglich zu copiren suchte. — Ein guter Theil des Artikels mit verschie= denen Anspielungen und Beziehungen auf die damaligen, jetzt längst ver= gessenen griechisch=türkisch=russisch=englisch=französischen Verwickelungen, in denen namentlich Sir Edmund Lyons, der englische, und G. Mussurus, der türkische Gesandte zu Athen, eine große Rolle spielten, wäre ohne weitläufigen Commentar jetzt kaum mehr zu verstehen und ist daher ge= strichen worden. — Die vornehme „Reisendinn“ ist übrigens, wie sich wohl manche Leser noch erinnern werden, die bekannte Gräfin Ida Hahn= Hahn. Sie hatte 1844 in drei Bänden „Orientalische Briefe“ veröffent= licht, welche dem Fragmentisten noch mehrere Jahre lang Anlaß zu geist= reichen Spöttereien gaben.

Magister Greverus und den ordensreichen Professor Tischendorf jahrelang mit so wonnevoller Kunst zu üben, ohne zu ermüden oder je zu fehlen? Nur daß er an der vornehmen „Reisendinn“ dießmal ohne freundliche Plaisanterie vorübergehen würde, hatte man in Deutschland nicht erwartet. Angenehmer Hang zum Paradoxen und eiserner Wille den Leser zu überraschen ist derselbe geblieben, aber liebliche Selbstcoketterie und schalkhafte Spiegelseligkeit tritt fast noch energischer hervor, jedoch, wie man deutlich sieht, ohne andern Zweck, als Behaglichkeit und stilles Vergnügen des Lesers zu erhöhen. So ist er im Grundzuge derselbe und zückt in alter kampflustiger Weise seine Feder zu Bujukdere, obwohl zwischen uns so viel

Ουρεά τε σκιόεντα θάλασσά τε ἠχήεσσα.
Schattenreiches Gebirge und lautaufrauschende Meerfluth.

Daß der geistreiche Regulator occidentalischen „Mondscheins“ die Gelegenheit, slavo-gräkische Illusionen und andere abendländische Aufwallungen durch Epigramme zum rechten Maße zurückzuführen, dabei nicht unbenützt lassen werde, mußte man gewärtigen. Schulphantastische Correspondenzen, so willkommen sie den Schwärmern sind, dürften einmal billigerweise harter Wahrheit weichen. Zwar meinten manche hoffnungsreiche Leser bei den freundlichen Anwandlungen von Patras und Vostitza, wo frisches Grün, neue Dörfer und die Rührigkeit freigeborner Jugend sichtlich ergötzten [1], für den reisenden Professor einen

[1] In Patras und Vostitza hatte nämlich der Fragmentist auf der Hineinreise sehr angenehme Eindrücke empfangen und sie zu unserer Ueberraschung im Anfang der Anatolischen Reisebilder mit Beredtsamkeit geschildert.

Tag von Damaskus kommen zu sehen, aber es ging ganz anders. In der Stadt der neuen Kekropiden sammelt der unbestechliche Pilger seine kalte Weisheit und will lieber lästig und unwillkommen sein, als unserer „künstlichen Berauschung“ für den modernen Hellenentand neue Spirituosa nachgießen. Daß wir occidentalische Phantasten und Ideologen — zumal germanischer Nation — dabei mit stechenden Sarkasmen heimgesucht werden, versteht sich von selbst, doch sind wir's schon etwas gewöhnt. Unser Enthusiasmus, der sonst nirgends etwas ausrichtet, der weder das stammverwandte Schleswig-Holstein rettet, noch das Hermannsdenkmal ausbaut, der auch China schwerlich zum kurhessischen Christenthum bekehren wird, ja kaum der schändlichen Thierquälerei gewachsen ist — in und für Griechenland hat ihn der Fragmentist doch als dämonische Macht, als Gift und heilloses Kraut erkannt. — So bliebe uns Deutschen nur der Trost: wenn wir auch im Weltgetriebe nichts nützen können, schaden können wir doch jedenfalls genug.

Unter den großen Interessen der Weltordnung versteht der Fragmentist vorzugsweise Dämmung und Zügelung moskowitischen Uebergewichts, und dieß erhabene Ziel kann nun einmal nach seiner Meinung nicht anders als durch unermüdliche Chicanen, durch würdelose Hudeleien in Athen und Palmerston'sche Großthaten zu tausend gegen Einen erreicht werden.

Daß dabei die schönen Sovereigns von Alt-England auch ihr Wesen treiben, ist leider gar nicht zu vermeiden. Und was schadet's denn, wenn die Griechen zur Zinszahlung nebenbei durch die Aussicht bestimmt werden, daß

am Ende alles wieder auf edle Männer ihres Geschlechts, auf die HH. Grivas, Kalergis [1] und ihre Panduren verwendet werden soll? Wenn nun aber alles ginge, wie es „Größe und Rechtlichkeit der ersten Weltmacht" fordert und der hellenische Thron zusammenfiele, so müßte dann nach der Apokalypse des Fragmentisten das gräcisirte Slavinien, dem ihm eingebornen Rhythmus folgend, in seiner Bedrängniß die Arme nach den barmherzigen Brüdern von Moskow ausstrecken, und nun fragt sich erst wieder, ob der Prophet auch daran gedacht habe, und ob ihm dieser Ausgang genehm sein dürfe?

So sieht man denn nirgends, daß in der Tugendschule, die Britannien den Hellenen eröffnet hat, auch ein leidliches Prämium zu erringen sei, und die brillante, aber etwas zu freundliche Stellung, die der Fragmentist jetzt zur ersten Weltmacht eingenommen, hat uns fast bekümmert. Lord Palmerston, der zu Tiverton vor seinen Wählern die griechische Politik mit redendem Schleier verhüllte, sieht seinen Rücken nunmehr allerdings gedeckt und mag seinem Bundesgenossen dankbar zurufen: Arm in Arm mit dir fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken — eine Scene, die gefährlich werden könnte, wenn sich Punch mit deutschen Celebritäten abgeben wollte — allein ob der bayerische Professor bei dieser Allianz gewinnen werde, ist doch eine andere Frage. Zwar legt auch die Vorsehung ihre Aufgaben oft in unwürdige Gefässe, aber die genannten HH. Grivas, Kalergis und andere Heroen, durch welche die erste Weltmacht jetzt ihre erhabenen Zwecke

[1] Diese Herren hatten damals ein paar Aufstände versucht, welche man englischer Hetzerei und englischem Golde zuschrieb.

erreichen will, sind doch gar zu leichtfertige Compagnie für den taciteischen Seher von Bujukdere. Wir erdenken es gar nicht, wie es der ehrbare Mann in dieser Gesellschaft, unter den anrüchigsten Helden des neuen Hellas aushalten kann. *Δακρυόεν γελάσασα* steht dabei die verwunderte Genossenschaft seiner Freunde zu Derwischabad[1], und fast ungebärdig stellen sich jene besseren und hochherabsehenden Männer von Gesinnung, welche keinen Tag beschließen, ohne etwas freisinniges gesagt zu haben[2]. Nur die Weltüberwinder am Eisak lächeln vielleicht, weil sie den eingebornen Löwen nicht ungern straucheln sähen.

Was ist nun aber in diesem Wirrsal gräco-türkischer Politik zu thun, in welches Horn soll man blasen, welche Phrasen sind zu gebrauchen und welche Resultate sind zu erringen? Hierin sind wir nun — aufrichtig gesagt — einigermaßen überfragt. Zu einem politisch imponirenden Programm fehlt außer der Weisheit auch die impassible Herzenshärtigkeit der Pessimisten vom Fach — und zur politischen Weissagung inclinirt man um so weniger, als es bekannt ist, daß, abgesehen von den canonischen Büchern der heiligen Schrift, alle Prophezeiungen, welche eingetroffen, hinterher verfaßt worden sind. Auch scheint es ernsten Männern vielleicht ganz überflüssig, daß witz- und machtlose Nemtschi darüber ihre edle Zeit verlieren.

Sollten wir aber gleichwohl sagen dürfen, was wir

1 Derwischabad, zu deutsch Pfaffenstadt, war bekanntlich ein Kunstausdruck, mit dem der Fragmentist unser München zu bezeichnen liebte.

2 Unter diese Männer durfte damals vorzüglich Professor Karl Friedrich Neumann, der berühmte Sinologe, gerechnet werden, der vor wenigen Jahren zu Berlin verstorben ist.

denken, so nehmen wir Theil an Griechenland nicht wegen seiner hellenischen Ahnenherrlichkeit, sondern zunächst weil es sich aus der Knechtschaft zur Freiheit emporgerungen hat und aus der Barbarei zur Cultur, so weit noch nöthig, herausarbeiten will. Oder soll höherer Herzschlag nur gelten für Lentiscussträucher und die Lorbeerrose? Berechnet man nun aber, wie wenig dort in Krieg und Todesnoth, bei gestörter Verwaltung, fremden Schürereien und bezahlten Pronunciamientos noch Zeit und Humor übergeblieben, um sich mit dem Fortschritt und innerer Verbesserung zu beschäftigen, so möchte man behaupten, daß die Slavo-Hellenen von Anno 1821 im Jahr 1847 so ziemlich das sind, was sie sein können, während vielleicht die edelstämmigen und gotterwählten Germanen von Anno 1 im laufenden Jahr doch ein bischen weiter sein dürften, als wo wir sie heute sehen. Laster und Schlechtigkeit mag dort noch genug zu Tage liegen, aber um die Sünde zu finden, braucht man nicht nach Hellas zu gehen. Das moderne Griechenthum in seiner Entwicklung zu schützen und vor feindseligen Anstürmern zu bewahren, scheint dagegen das einzige Mittel, es *ἰδιόῤῥυθμον* — selbständig zu machen und der anatolisch-slavischen Mischung seiner Säfte einen abendländischen Zusatz zu geben. Jene Mächte nun, die an dem armen Hellas nichts zu beneiden finden und das alte Götterland zu ihrer Arrondirung nicht bedürfen, die sollte man bitten, ihm einen stillen Frieden zu gönnen und zu sichern. Kommt dabei auch nichts heraus, und wird im Lauf der Tage, wenn die hohe Pforte eingebrochen, dereinst auch Slavogräcien zur türkischen Gantmasse geschlagen, so hätte man doch seine Schuldigkeit gethan und nichts ver-

säumt. Braucht man aber ein stärkeres Griechenland, so gibt's dazu gewiß andere Wege als das schwache zu schwächen. Der Scholarenphantasie für das „wiedererstandene Hellas" wollen wir schließlich auch nicht das Wort reden, aber ein Minimum von Sympathie aus unpraktischen Schulerinnerungen wird sich sporadisch immer forterben und auch toleriren lassen, so lange nicht alles Land von den Thermopylen bis nach Tänaron in's Meer geschaufelt ist.

War ja doch auch die Griechenbegeisterung in den zwanziger Jahren wie ein frischer Luftzug durch den Samum der heiligen Allianz. So wenig man indessen von dieser Seite her die Stimmung beherrscht sehen will, so wenig man auch den energischen Eindruck läugnen kann, den jene Warsowa, Glogowa und Krakowa [1] seiner Zeit gemacht, so scheint es doch gerathen, die Politik endlich von der Etymologie zu emancipiren. Darum möchten wir den Fragmentisten bescheiden bitten und mit höflichster Manier ersuchen: er wolle nicht ferner in den Fußstapfen des sonst guten Propheten Jonas wandeln, der sich über die Fortdauer von Ninive auch nicht trösten konnte, sondern seinen eigenen Weg gehen und den Griechen, Hellenen oder Nichthellenen, gestatten, zu ἐαρίζειν, zu blühen und sich ihres Frühlings zu erfreuen, um so mehr, als dieser

[1] Auf diese Namen neugriechischer Dörfer, die in Schlesien und Polen als Glogau, Warschau, Kralau wiederkehren, hat der Fragmentist bekanntlich die Thesis begründet, daß der alte Hellenismus in der Völkerwanderung untergegangen, slavische Stämme in Griechenland eingewandert, daß die neugriechische Sprache erst von Konstantinopel her wieder eingeführt worden und daher die Neugriechen nicht hellenischer, sondern slavischer Abkunft seien, eine Thesis, welche allerdings viele, aber nicht die ganze Wahrheit enthält.

Lenztag ohnedem mit verschiedenen drückenden Strichwolken behaftet, vielleicht auch nicht von gar zu langer Dauer ist — *μινυνθάδιός περ*, wie der herrliche Achilleus. Denen aber, welche die jungen Keime jahraus jahrein zu zertreten und zu vernichten sinnen, denen möge er nicht ferner seinen gewaltigen Applaus schenken, gleich als ob sie etwas gutes, edles und seiner Belobung würdiges erstrebten. Dann wird man dem theuern Mann um so herzlichern Willkomm bieten, wenn seine jetzige Odyssee zu Ende ist. Außerdem könnten wir ihm nur bedauerlich zurufen und zwar mit dem alten Dichter Lucanus, den wir auch zuweilen des Citirens halber aufschlagen:

O mundi tantorum causa laborum,
Quid superos et fata tenes!

VII.

Der Fragmentist und sein türkischer Orden.

1849.

Was die deutschen Denker doch für ein doctrinäres Gemüth haben! Kaum trifft den Fragmentisten das Wohlwollen des Sultans, kaum wird er ein türkischer Ritter, so gibt ihm die tugendhafte Crême seiner eigenen Partei zu erkennen, wie sehr er in ihrer unschätzbaren Achtung gesunken.[1] Wir andern haben, aufrichtig gestanden, diesem Stern aus Orient immer mit neckischer Sehnsucht entgegengesehen, wie einer Friedenspfeife, die ein rothhäutiger Irokese einem deutschen Gastfreunde über das große Wasser schickt. Die groteske Dankbarkeit des Stambul-Imperators gegen den Giauren-Autor, der ihm das Lied von seinem Untergang gesungen, schien uns unbedenklich, ja sogar recht nützlich, wenn der letztere noch einmal die liebgewonnenen Pfade über macedonische Steilseiten und cappadocische Tiefschluchten einschlagen oder gar auf seinem

[1] Um diese Zeit hatte nämlich der Fragmentist den türkischen Orden Nischan Iftichar erhalten und war deßwegen von einigen Münchener Zeitungen giftig angefeindet worden.

heiligen Berg zu Athos einkehren wollte, wohin ihn seine bis jetzt ohne geistliche Prätension geübte Ascese ebenso sehr verweist, wie seine Weltverachtung, die selbst in dem großen letzten Semester nicht abgenommen haben soll. Wie viel sicherer und respektirter wird er in der Levante als Commenthur des osmanischen Reichsordens sein, als wenn er, ein deutscher Reisender, Schutz suchen müßte bei den Consuln und den Gesandten des deutschen Reichs, die es zur Zeit nicht gibt und später schwerlich geben wird. Der Ernst der Geschichte fragt zwar, wie ein Geschichtschreiber sagt, den Stammbäumen und Ordenssternen der Europäer so wenig nach, als den knöchernen Nasenringen indianischer Häuptlinge, aber eben deßwegen scheint auch jede Alarmirung der Furchtsamen überflüssig.

Wenn man in solchen Dingen auch von Verdiensten und Belohnung sprechen dürfte, so wäre überdieß die Behauptung zu wagen, daß an der Auszeichnung, die nun der türkische Kaiser, dieser ächt volksthümliche Monarch, verliehen, ungefähr ebensoviel deutscher Schweiß und vielleicht etwas mehr deutscher Genius hänge, als an den Decorationen der durchschnittlichen Pourlemeriter — ganz zu geschweigen von dem Bändelwerk, das die ahnenreichen Brüste unserer vornehmen Hochzeit-, Beilager- und Kindbettreiter schmückt. Wenn es nun schon für eine sehr borstige und wegen ihrer Schwierigkeit nur selten ausgeübte Bürgertugend gilt, einen civilisirten Orden zurückzuweisen — in der Regel sind die Schreier solche die einen wünschen — so wäre es eine platte Grobheit gewesen, dieses Stammbuchblättchen auszuschlagen von dem angestammten Herrscher der Osmanen, der allerdings mehr Sinn für die ernste

Wissenschaft zu haben scheint als für die frohe Kunst. Selbst die Allerhöchsten Orts allerehrfurchtsvollst erbetene Erlaubniß sich auszeichnen lassen zu dürfen — bei welchem Anlaß der Bittsteller wahrscheinlich auch „erstarb" — dünkt uns nur eine sinnige Herbstzeitlose, die an den langen patriarchalischen Sommer mahnt, den wir scherzend und seufzend durchlebt. Nach alle dem wünschen wir dem Fragmentisten viel Glück zu seinem Angebinde und freuen uns, den morgenländischen Stern bald glänzen zu sehen auf dem dunkeln Himmel seiner Seherbrust, wie ein Leuchtwürmchen in dem immergrünen Buschwald von Kolchis. Daran hindert uns auch nicht, daß man ihm in den jüngsten Tagen den Mangel an Bühnenfertigkeit, den er im Parlament zu Frankfurt blosgelegt, nicht ohne Bitterkeit vorwarf, sowie auch die fehlende Rednergabe, mit der freilich andere begnadigt sind bis zur Unausstehlichkeit — daß man ihn sogar als eingeholt, überlebt und abgethan bezeichnete. Wir Leichtzufriedenen geben ihm vielmehr die gnädige Licenz in dieser erhabenen Zeit noch fortzuexistiren, schon aus dem Grund, weil er von allem, was er in der Vorrede zu seinen Fragmenten aus dem Orient über Pfaffen, Fürsten und Völker gesagt, bis heute kein einzig Wort zurückzunehmen braucht. Wenn er das einmal darf, wird er lächelnd zu seinen Vätern eingehen!

VIII.

Zur Holzschneidekunst.

Bilderbogen von Braun und Schneider. — Hebels allemannische Gedichte; ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick, mit Bildern nach Zeichnungen von Ludwig Richter.

Im December 1850.

Nachdem der holde Friede auf vier Wochen gesichert und den deutschen Eingeweiden die Beruhigung geworden ist, daß sie vorläufig von brüderlichen Bayonnetten nicht durchwühlt werden, so könnte man sich in der Zwischenzeit wohl der Geschichte der Holzschneidekunst zuwenden. Man würde auf solchem Wege an der Hand des ehrlichen Heller [1] erfahren, daß diese Zierde der Gegenwart nach der Behauptung des allerdings unzuverlässigen Schriftstellers Papillon schon vor der Sündfluth, nach Andern von den Wilden in den amerikanischen Wäldern erfunden worden, als bei welchen man gleich nach der ersten Bekanntschaft wahrgenommen, daß das weibliche Geschlecht farbige Verzierungen auf die Brust und andere Theile des Körpers drucke. (A. a. O. S. 11.) Auch bei Aegyptiern

[1] Geschichte der Holzschneidekunst von Joseph Heller. Bamberg 1823.

und Hetruriern, bei Griechen und Römern glaubte man die ersten Anfänge und Wiegenstücke dieses schönen Kunstzweigs finden zu sollen, wie nicht weniger bei den Indianern oder Indern und Chinesen, für welch letztere vielleicht Herr Professor Neumann mit den reichsten Aufschlüssen eintreten könnte. Selbst von den frühern deutschen Kaisern wird erzählt, daß sie wegen Mangel an Schreibkunde öfters ausgeschnittene Bleche anwendeten und durch diese ihren Namenszug mit einem Pinsel auf die Urkunden malten, ein Verfahren, das übrigens mit der Xylographie nur schwer in Verbindung zu setzen ist und keineswegs ein Recht gibt, jene Kaiser deßwegen unter die Holzschneider oder deren Begünstiger zu zählen.

Als der älteste bekannte Holzschnitt gilt indeß ein heiliger Christoph vom Jahr 1423, durch deutsche Hand in deutsches Holz geschnitten, früher in der Carthause zu Burheim verwahrt und von diesem Orte auch benannt. Leider ist aber der Burheimer Christoph jetzt nicht mehr unter uns, sondern, wie Heller sagt, „zur ewigen Schande der Deutschen" in England und zwar in der kostbaren Bibliothek des Lords Spencer zu Althorp. Unschuldige Zeiten dazumal, wo sich die Deutschen noch über nichts anderes zu schämen hatten! So viel ist aber richtig, daß die Xylographie von Deutschland ausging, fast in alle europäischen Länder, und daß ihre ersten und emsigsten Pfleger die Kartenmaler waren — ein angenehmer Wink für den Liebhaber des feinen Tarokspiels, daß auch sein Zeitvertreib an Ausbildung der deutschen Kunst vordem nicht ganz theilnahmslos geblieben. So wurde der Holzschnitt mit mehr und immer mehr Geschicklichkeit betrieben und erlebte

in den Tagen Albrecht Dürers seine schönsten Zeiten, wornach er aber in Verfall gerieth, bis ihn etwa vor zwei Menschenaltern die Engländer wieder in Pflege nahmen und zu der Schönheit und Milde brachten, womit er uns jetzt erfreut unter allen plastischen Künsten wohl die populärste oder wenigstens jene, die auf dem leichtesten Wege sich mit dem Volk in Verbindung zu setzen weiß.

So sehen wir jetzt z. B. wieder eine neue Reihe von Bilderbogen, welche die Redaction der Fliegenden Blätter herausgibt, und darin wohl ein deutliches Zeichen, daß die erste Sendung ermunternde Aufnahme gefunden. Als ein leicht zugängliches Mittel, den Schönheitssinn der Jugend zu bilden, dürfen wir diese Bogen freundlich begrüßen und auch denen, die noch nachkommen, ein gutes Gedeihen weissagen. Ihr Werth wird immer wachsen, je mehr sie ästhetischen Zwecken zu entsprechen wissen. Vielleicht wäre das Unternehmen auch zu verwenden, um unter der Jugend in der Stadt und auf dem Land, etwa gar auch unter den Erwachsenen, auf bildlichem Wege geschichtliche Kenntnisse zu verbreiten, an denen es trotz unserer angeblich ausgezeichneten Volksschulen noch allenthalben sehr gebricht. Ein paar Blätter für jedes Jahrhundert, mit kurzem Texte versehen, möchten ausreichen zur Darstellung der wichtigsten Ereignisse, welche die deutsche Nation im Laufe der Zeiten betroffen, und könnten ihr auch im Holzschnitt zeigen, wie viel ihre interessanten Stammeseigenthümlichkeiten ihr schon Blut gekostet und Elend eingetragen haben. Unter dem, was bis jetzt vorliegt, ist vieles, was in anderer Weise anspricht: mehrere sehr niedliche Bildchen von C. H. Schmolze, sehnsuchtweckende Darstel-

lungen aus den Alpen, mancherlei Scenen aus dem Kriegerleben, aus der Ritterzeit u. s. w., das meiste wohl berechnet auf die Phantasie der Jugend. Auch M. v. Schwind hat in seiner reichen Weise einige sehr schöne Blätter dazu gegeben, unter andern die Geschichte von dem gestiefelten Kater, die aller anmuthigen Einfälle voll ist.

Demselben Kunstbetrieb gehört eine andere neue Erscheinung an: J. P. Hebels allemannische Gedichte, ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick, mit Bildern und Zeichnungen von Ludwig Richter. Georg Wigand hat dieß schöne Buch verlegt, das nicht verfehlen wird, in ganz Deutschland einen sehr freundlichen Eindruck hervorzubringen. An den begabten Künstler neuerdings gemahnt, sollte man übrigens auch das Richter-Album wieder zur Hand nehmen und durchblättern, eine Sammlung auserlesener Zeichnungen, die vor zwei Jahren zu Leipzig in gleichem Verlage ausgegeben wurde. Viele derselben sind früher als Illustrationen zu Musäus' Volksmärchen erschienen. Das Pittoreske des Mittelalters weiß der Zeichner, wie sich da zeigt, mit großer Zierlichkeit herauszustellen. Seinen Edelfräulein ist ein mächtiger Liebreiz nicht abzusprechen; seine Junker sind leicht und fein gebaut, höchst geschmackvoll gekleidet und haben in der Regel ein sehr geistreiches Air, geistreicher sogar als unsere modernsten Attachés mit ihren schlechten Concursnoten und guten Gehalten. Auch die Ruinen gelingen zu voller Befriedigung, sowie die fernen Schlösser auf steilem Felsen mit ragenden Wartthürmen und gezinnten Ringmauern. Mit größerer Liebe jedoch als das stolze feudalistische Gemäuer sieht man den Künstler sein ehrsames Bürgerhaus

aufbauen, z. B. eine altreichsstädtische Schusterheimath, mit Hohlziegeln und Dachfenstern, mit dem steilen Giebel, auf dem sich Katzen und Gevögel lustig machen, die alterthümlichen Riegelwände, die runden Fensterscheiben und das Heiligenbild zur Seite des Thorbogens, der einem malerisch-schönen Verfall entgegen geht.

Nunmehr auf die neue Ausgabe von Hebels Gedichten zurückkommend, bemerken wir, daß sie dießmal ins Hochdeutsche übersetzt erscheinen, im Ganzen recht lobenswerth, nur hätte der Dollmetsch gewiß kein Uebriges gethan, wenn er an den allemannischen Hexametern ein bißchen nachgebessert und namentlich das noch immer nicht abgeschaffte Gesetz der Cäsur etwas strenger berücksichtigt hätte. Allerdings ist dieß eine melodische Kleinigkeit, deren Hebel selbst wenig Acht hatte, wie er denn auch in der Zerstreuung einige Verse stehen ließ, wie sie sich nur König Ludwig I. erlauben durfte; allein da doch der ganze Text bearbeitet werden mußte, so wäre es ja in Einer Mühe hingegangen.

Die Schildereien aber, die Ludwig Richter zu den Dichtungen gegeben und die sich nunmehr auf dem Feld der Dorfgeschichte bewegen, zeigen uns auch hier dieselbe Meisterschaft, dieselbe feine Charakteristik der Handelnden, den gleichen Sinn für Anmuth und den gleichen Reichthum malerischer Gedanken. Welche Freude hätte der Dichter genossen, wenn er solche Bildchen noch hätte erleben können, wie etwa jenes zum „Habermuß,“ das die sehnlich erwarteten Freuden der Mahlzeit des fleißigen Landmanns und seines friedlichen Hauswesens so behaglich darstellt, oder das ebenso heimliche Familiengemälde zum „Sommerabend.“ Die schwäbischen Bauernmädeln sind

wirklich allerliebst gerathen — siehe nur unter andern S. 107 das schlanke, zierliche Vreneli, das seinem verkleideten Friedli zuhorcht. Aber auch die allemannischen Bäuerinnen wußte der Künstler mit aller Schönheit jugendlicher Matronen auszurüsten, und die Kinderwelt hat er ebenfalls nicht stiefmütterlich behandelt; der städtische Philister endlich ist mit gar drolligem Humor gezeichnet. Doch hilft's nicht weit, wenn lange von Bildern gesprochen wird, die der Leser nicht vor Augen hat, und so machen wir denn hiemit einen Schluß, danken Herrn Ludwig Richter für das große Vergnügen, das er uns mit seinen Zeichnungen bereitet hat, und versprechen ein Gleiches jeglichem sinnigen Beschauer, der das schöne Buch mit freundlicher Aufmerksamkeit durchwandern wird.

IX.

Historisch-dogmatische Darstellung der rechtlichen Stellung der Juden in Bayern

von Jakob Gotthelf, Rechtsconcipient.

Die von der Juristen-Facultät der Münchener Hochschule im Jahre 1849/50 gekrönte Preisschrift. Mit einem Vorwort von Dr. Joseph Pözel, ö. o. Prof. der Rechte an der Münchener Hochschule. München, Christian Kaiser.

1851.

Im Jahr 1849 gab die juridische Facultät zu München als Preisaufgabe „eine historisch-dogmatische Darstellung der rechtlichen Stellung der Juden in Bayern.“ Als die beste unter den eingesandten Arbeiten erkannten die Preisrichter jene des Rechtsconcipienten Jacob Gotthelf, welcher selbst der Religionsgesellschaft angehört, deren Stellung historisch-dogmatisch erforscht werden sollte. Er läugnet nicht, daß ihm bei seinen Studien viele wehmüthige Empfindungen durch das Herz gegangen. „Oft, sagt er, wenn ich die gräßlichen Verfolgungen, denen die Juden ausgesetzt waren, vor meinen Augen vorübergehen ließ, wenn ich die Versündigung gegen alle Menschlichkeit betrachtete, die man an den Juden sich zu Schulden kommen ließ, oft drängte es mich, dem Gefühl freien Lauf zu

lassen, das bei solchen Erinnerungen mich erfaßte. Allein ich habe es zu unterdrücken gesucht; in der vorliegenden Frage handelte es sich um Entwicklung dessen, was ist, aus dem was war, nicht darum wie es sein sollte." Diese milde Ruhe geht durch die ganze Schrift des jugendlichen Verfassers; die Objectivität der Darstellung ist allenthalben festgehalten; die Erzählung ist frei von dem klagenden Nachhall vergangener Leiden, deren in der langen Zeit von dem ersten Erscheinen der Israeliten auf bayerischem Boden bis heute nicht wenige und nicht leichte zu ertragen waren. [1]

Es ging einmal die Sage, die Juden zu Regensburg seien schon vor Christi Geburt in dieser Stadt wohnhaft gewesen, allein die Forschung hat später gefunden, daß jene Mähr nur verbreitet worden, um den Juden bei der blutdürstigen Verfolgung, die dort im Jahr 1348 über sie erging, etwelche Schonung auszuwirken. Die Leges Bajuvariorum, im Anfang des siebenten Jahrhunderts gesammelt, erwähnen der Juden noch nicht, während ihrer fast alle deutschen Volksrechte gedenken, die zu jener Zeit niedergeschrieben wurden. Nicht früher als im Jahr 906 findet sich auf bayerischem Boden das erste urkundliche Gedächtniß, da bei einer Berathung über den Zoll zu Passau mercatores Judaei genannt werden. Von da an haben sich die Kinder Israel in schneller Vermehrung ausgebreitet, und die Judenmetzeleien, wie sie die Kreuzzüge mit sich brachten, fanden auch in Bayern zahllose Opfer. Unser engeres Vaterland hat sich in diesem Fach während des Mittelalters nicht rühmlich hervorgethan.

[1] Näheren Aufschluß hierüber gibt „Der Judenmord zu Deggendorf" in meinen altbayerischen Culturbildern. Leipzig. Ernst Keil. 1869.

Die Beschäftigung dieser wenig beliebten, aber unentbehrlichen Insassen war der Handel. Handwerk war ihnen nicht zugänglich, weil sie in die Zünfte nicht aufgenommen wurden; Ackerbau ließ sich ohne christliche Knechte, die zu halten ihnen verboten war, nicht wohl betreiben; auch wäre diesen Fremdlingen das Leben draußen auf dem Lande, unter dem rohen Bauernvolke, wohl sehr unbehaglich geworden. So mußten sich die Juden auf den Handel werfen und „sich selbst den Weg zu ihrem Verderben bahnen." Wie bekannt, verboten die Satzungen des Mittelalters zwar den Christen, von ausgeliehenem Gelde Zinsen zu nehmen, aber den Juden war es erlaubt. „Bald finden wir allüberall Bürger den Juden verschuldet, Klöster und Fürsten nahmen zu ihnen ihre Zuflucht, wenn sie Geld bedurften, und die Zinsen wuchsen nicht selten über das Capital hinaus. Daher der Haß und die Verachtung, welche überall dem Juden gezollt wurden, daher hatte der religiöse Fanatismus so leichtes Spiel mit seinen Vertreibungen."

War aber der Eifer für den reinen Glauben gestillt, so ergab sich hinterher, daß man sich mit dem gottgefälligen Werke auch sonst nicht geschadet hatte. Die Schuldbriefe der Juden wurden gewöhnlich mit ihnen vernichtet, und der gläubige Schuldner, der einen Juden erschlagen, hatte nicht bloß einen Ungläubigen, sondern auch seine eigenen Verbindlichkeiten aus der Welt geschafft. Herzog Heinrich von Niederbayern versicherte 1338 seine lieben Bürger zu Straubing durch offenen Brief, daß er ihnen seine und seines Landes Huld gänzlichen gegeben habe um die That, daß sie seine Juden allda „verbrennet und verderbet",

und wer in dieser Stadt denselben Juden etwas genommen habe, dieselbe Habe solle ihm bleiben. Ein ähnlicher Gnadenbrief erging auch nach den Gräuelthaten zu Deggendorf. Mit alle dem war aber das starre Volk im Herzogthum Bayern so wenig auszurotten als anderswo; sein Vermögen wuchs nach wie vor, bis endlich auf dem Landtage von 1543 die Stände mächtig in den Herzog Wilhelm drangen, er möge doch die Juden aus dem Lande schaffen. Er selbst konnte dieß Begehren nicht mehr ausrichten, aber sein Sohn, Herzog Albrecht, vollführte es. Die Hebräer mußten mit Hab und Gut, mit Weibern und Kindern das Herzogthum verlassen.

Der Verfasser stellt, auf gründliche Studien gestützt, die Rechtszustände der bayerischen Juden in dieser mittelalterlichen Periode mit großer Klarheit dar. Bis zum elften Jahrhundert sehen wir im Lande Bayern den Judenschutz in den Händen des Kaisers, wogegen am Ende des zwölften die bayerischen Herzoge dieses Recht bereits erworben hatten und es nicht mehr verloren. Manches andere aus dieser Zeit, was Hr. Gotthelf fleißig zusammengetragen, spricht uns wunderlich an. So erklärt Kaiser Wenzel 1390 die Schulden, welche die Juden an den Herzog und die Bürger von Bayern zu fordern hatten, unter der Bedingung für ungültig, daß ihm fünfzehn Procent des Schuldbetrags entrichtet würden. [1] Dagegen findet sich auch ein Gnadenbrief Kaiser Friedrichs III, der die Judenschaft von allen Geldschulden und Forderungen befreit, welche von geistlichen und weltlichen Personen an

[1] Vergl. Altbayerische Culturbilder. S. 91.

sie gemacht würden. Ein charakteristisches Zeichen des zähen, durch Leiden aller Art verkitteten Bandes und Zusammenhanges unter dem geplagten Judenvolke ist der Revers, den Jesel Jud, „gemainer Judischait Bevelchaber in Teutschland" (sonst auch Hochmeister genannt), bei jener Vertreibung der Juden aus dem Bayerlande sozusagen im Namen seiner Nation dahin ausstellte, daß „hinfüran kein Jud noch Judin in das Fürstenthum Obern- und Niedernbayern weder mit häuslicher Wohnung noch Gewerben und Hantirungen mehr kommen" sollte. Nicht allgemein bekannt dürfte es jetzt mehr sein, daß den römischen Kaisern deutscher Nation das Recht zustand oder zugeschrieben wurde, bei ihrer Krönung den Juden ihr Gut abzunehmen, „dazu auch ihr Leben und sie zu tödten bis auf eine Anzahl, die lützel sein soll, um eine Gedächtniß (an ihre Mitwirkung beim Kreuzestode Christi) zu erhalten."

In der zweiten Periode, welche Hr. Gotthelf von jener Vertreibung der Juden bis zum Jahr 1813 dauern läßt, wo das ihre Verhältnisse regelnde Edict erschien, ist aus den alten bayerischen Landen wenig zu melden. Die Oberpfalz, welche im Jahr 1628 an Bayern fiel, hatte ihre Juden ebenfalls aus dem Lande getrieben; nur in dem kleinen Flecken Schnaitach hatten sie durch besondere Umstände ein Asyl gefunden, waren dort ansässig und tolerirt. Indessen zogen mit den österreichischen Heerschaaren, die am Anfang des vorigen Jahrhunderts das Kurfürstenthum besetzten, auch wieder etliche israelitische Geschäftsmänner ein, die bei den ständischen Verordneten schon deßwegen Gnade fanden, weil sie in der bodenlosen Geldnoth Hülfe zu schaffen wußten. Einige Familienhäupter

blieben seit jenen Tagen unter mannichfachen Beschränkungen als Hoffactore zu München seßhaft. Die Voreltern der Juden in den fränkischen und schwäbischen Gebieten, welche während der napoleonischen Zeiten dem bayerischen Reiche zufielen, lebten unter verschiedenen Fürsten und Herren, die sie mit Kraft und Nachdruck besteuerten, sonst aber bald mehr bald weniger frei athmen ließen.

Im Jahr 1813 endlich erschien das bekannte Juden-Edict, ein Erziehungsgesetz, wie man es nannte, das den Druck an einigen Stellen hob, an andern, sehr empfindlichen, aber lasten ließ. Nichtsdestoweniger zeigten die Befreiungskriege, daß der Jude, wo es galt, ein patriotisches Opfer zu bringen, hinter den christlichen Mitbürgern nicht zurückblieb. Was der deutsche Bund in Anerkennung dieser Verdienste für sie gethan, ist bekannt. Er versprach ihnen, daß er ihre Zustände gelegentlich in Berathung ziehen werde u. s. w. Cætera quis nescit? Es ist nur zu wünschen, daß dieser ehrwürdige Körper jetzt in seinem „andern Leben," wenn man nach seiner freudigen Auferstehung so sagen darf, sich an das erinnert, was er weiland in seinem sündigen Erdenwallen versprochen hat. Bald darauf nahm sich auch der erste bayerische Landtag, jedoch erfolglos, um die Juden an. Dann schlief ihre Sache wieder bis zum Jahr 1831, von da wieder bis zum Jahr 1848 — wie denn das Wiederaufleben dieser Frage immer mit einer Steigerung der politischen Sittlichkeit, mit einer Morgenröthe oder einem sogenannten Völkerfrühling zusammenfällt. Im Jahre 1849 meinte es die Kammer der Abgeordneten recht gut mit diesem Volke, aber ihre Vorschläge scheiterten an den höhern Einsichten unserer Reichsräthe.

Die rechtliche Stellung der Juden seit dem Jahr 1813 beschreibt der Verfasser übrigens so, daß der Jude nicht mehr als bloßer Schutzverwandter betrachtet werde, sondern die Ehre genieße, ein Bayer zu sein. Was sich noch eigenthümliches in seiner Stellung finde, beruhe lediglich darauf, daß er nicht Mitglied einer der drei christlichen Kirchen sei. Welche Beschränkungen aber in civilrechtlichen, processualischen und administrativen Fragen noch an ihm haften, wollen wir hier der Kürze halber nicht näher auseinandersetzen und nur beispielsweise bemerken, daß die Ansäßigmachung des jüdischen Handwerkers auch jetzt noch von andern und schwierigern Bedingungen abhänge als die des christlichen. Wichtig ist ferner das „staatsrechtliche Gewohnheitsrecht", daß die Juden nicht zum Staatsdienst zugelassen werden. Der Eintritt in die Anwaltschaft ist ihnen dagegen nicht versagt, auch Aerzte oder Officiere in der Linie und Landwehr mögen sie werden. Zu Gemeindeämtern sind sie wählbar, und das entsetzliche Jahr 1848 hat ihnen selbst die Pforten der zweiten Kammer aufgestoßen. So sind sie denn nahe an die völlige Emancipation herangerückt, die sie in Sachsen schon erreicht haben. „Aus Fremdlingen," schließt der Verfasser und wir mit ihm, „bildeten sie sich allmählich zu Bayern heran, aus bloßen Schützlingen wurden sie Bürger des Staats. Es scheint, daß die Irrfahrt bald vollbracht und der Tag nicht ferne ist, den Herder vorausgeschaut, als er sprach: Es wird eine Zeit kommen, wo man in Europa nicht mehr fragen wird wer Christ, wer Jude ist."

X.

Christian Märklin.

Ein Lebens= und Charakterbild aus der Gegenwart. Von David Friedrich Strauß. Mannheim, Bassermann. 1851.

1851.

Zu Württemberg in dem Lande erzeugt sich schon seit Menschenaltern ein absonderlich und seltsam Volk. Es wird gewöhnlich in kleinen Städten, ja sogar auf den Dörfern geboren und in engen Stuben steht zumeist seine Wiege. Sobald es laufen kann, springt es auf die Wiesen hinaus und verlebt seine Kinderjahre in kleinen abgeschiedenen Thälern, die von schwäbischen Wäldern und Weinbergen umgeben sind. Auf dieses begibt sich das Volk in etliche altersgraue, ehedem katholische Klöster, hierauf in das Tübinger Stift und wühlt sich emsig in den Protestantismus hinein. Etliche davon vertiefen sich so rücksichtslos in den lutherischen Glauben und geben sich seinen Geheimnissen mit solcher Inbrunst und solcher Selbstverläugnung hin, daß man sie später, wenn sie ganz erwachsen sind, mit Recht Pietisten heißt. An solchen spiegelt sich die Allmacht Gottes oft dergestalt, daß sie es schon

auf dieser Welt zu den höchsten Ehrenstellen und Würden bringen, und Viele werden durch ihre Wissenschaft, Viele durch ihre Beschränktheit berühmt. Ein anderer Theil findet mehr Genuß und Seelenvergnügen an verschiedenartigem Zweifel. Dieser meldet sich allererst als ein kleines harmloses Wesen, das anfangs mit sanftem Gängelbande zum Nachdenken über immer wichtigere Dinge leitet. Je mehr das Wesen aber gewachsen, desto lebendiger wird der innere Kampf zwischen der Tradition, welche diese Jünglinge andern, und den spekulativen Errungenschaften, die sie sich selbst verdanken. Ein besonderes Geschäft derselben ist es dann, sich tagtäglich den theologischen Boden unter den Füßen wegzuziehen, worauf sie eine zeitlang mit ruhiger Heiterkeit in der Luft schweben. So versuchen sie sich zum Beispiel an den heiligen Büchern und leugnen die göttliche Eingebung. Und nachdem sie dem lieben Gott seine Autorwürde bestritten, stellen sie auch seine Vaterfreuden in Frage und zerfallen mit der Kirche über die Herkunft des Heilandes. Mitunter polemisiren sie dann gegen das allerdings ungeographische Jenseits und schreiben sich Briefe voll merkwürdiger Einfälle, die man selbst die großen Kinder dieser Welt nicht alle lesen lassen dürfte. Nachdem sie so ihr heimliches Spiel oft lange unter vier Augen getrieben, treten sie aber mit ihren Gedanken vor die deutsche Nation und lassen sich öffentlich lieben oder hassen, bewundern oder verabscheuen. Mancher nennt sich dabei gleich selbst einen Heiden, ohne jedoch zum alten Tempeldienst zurückzukehren. Hat nun ein solcher Sonderling einen schönen Erwerb oder jenes von den Gottseligen wie von den Kindern der Finsterniß gleich hochgeschätzte und verehrte, frei-

heitspendende Gut, nämlich Geld, dabei auch leichtes Blut und angenehme Verdauung, eine nette Frau und gutgerathende Kinder, dann ist er freilich ein sehr reputirlicher Mann, ein Ehrenmann könnte man sagen. Er liest in diesem Zustande statt der langweiligen Kirchenväter den kurzweiligen Horatius und die andern großen Alten, verlegt sich auf Kunst, Wissenschaft, Naturgenuß und lebt ein vergnügliches Leben, nimmt viele Freunde gastfrei auf und schreibt sich in verschiedene Stammbücher. Am Ende stirbt er wie die andern auch und läßt seinen Vertrauten ein tiefes Gefühl der Sehnsucht zurück nach dem dahingegangenen edeln Menschen. Wenn aber der Mann kein Geld und keine Stellung, also auch wenig oder gar keine Freunde hat, wenn die Leute ihn verfolgen, wenn ihn der Zweifel trübsinnig macht und das bittre Elend über ihn kommt, so sagt man achselzuckend: Er ist an seinem Irrwahn untergegangen. Dieses ganze Volk, die Gläubigen und die andern, die Glücklichen und die Unglücklichen, nennt man oft scherzweise die württembergischen Magister und ist aus denselben schon mancher berühmte Mann hervorgegangen.

Eines solchen Menschen Erdenwallen schildert nun jenes Lebens- und Charakterbild, welches David Friedrich Strauß von seinem dahingegangenen Freunde Christian Märklin entworfen hat, um zu zeigen, „daß umfassende Geistesbildung keineswegs durch sich selbst schon Zerflossenheit des Charakters mit sich führe", und „daß insbesondere die vielangefochtene Philosophie unserer Zeit, und zwar in derjenigen Gestalt, in welcher sie mit dem Kirchenglauben entschieden gebrochen hat oder brechen mußte, es gewesen

ist, welcher dieser Mann die Richtung und kräftigste Förderung seines sittlichen Wollens und Strebens zu verdanken sich bewußt und geständig war".

Christian Märklin war der Sohn und Zögling eines Vaters, welcher mit der hellen Denkart der neuen Zeit noch die ganze Sittenstrenge der alten verband. Dieser war als ein Jüngling im Stift zu Tübingen Hegel's Schulgenosse und Banknachbar gewesen, und der große Denker fragte selbst zu Berlin die ankommenden Schwaben noch jeweils gern nach dem alten Jugendfreunde Jakob Friedrich Märklin, mit dem er einst die Kant'sche Philosophie einstudirt hatte. Später wurde der Ehrenmann Prälat und also Ständemitglied, als welches er nicht allein die Rechte der Kirche, sondern auch die des Volks bis zu deutlichen Zeichen fürstlicher Ungnade vertrat. Nach langem, arbeitsamem, fruchtbar wirkendem Leben ereilte ihn der Tod zu Stuttgart, sozusagen auf dem Schlachtfelde, weil der Krieg über das neue Gesangbuch, gegen welches er selbst mit jugendlichem Muthe zu Felde gezogen, gerade damals am heftigsten entbrannt war.

Dessen Sohn also, Christian Märklin, kam 1807 auf die Welt zu Maulbronn, was ein altes gothisches Kloster ist, still und ehrwürdig, von hoher Mauer umgeben. Es liegt in einem weltentlegenen Thale, das von einem Bache bewässert wird, welcher nacheinander mehrere Teiche durchströmt. Aus diesen wußten vor langen Zeiten die ehrwürdigen Väter ihre Fastenspeisen zu fischen. Im Innern des Stifts ist eine Schule, und es haust da, statt jener Mönche, welche die Reformation vertrieben, eine Anzahl junger Leute von vierzehn bis zu achtzehn Jahren, die

von einem lutherischen Prälaten unter strenger Clausur gehalten und mit Hilfe und Beistand zweier Professoren, die auch im Kloster wohnen, zur Aufnahme in das theologische Stift zu Tübingen vorbereitet werden. Märklin, der Vater, war gerade zu derselben Zeit ein solcher Professor an der Klosterschule zu Maulbronn. Christian, der Sohn, wuchs gesund und frisch heran, lernte seine Sprachen, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, sah schon früh verschiedene Städte seines engeren Vaterlandes und kam mit vierzehn Jahren, in strenger Prüfung als vorzüglich befunden, in das Kloster zu Blaubeuren, wo er Wohnung, Holz, Kost, Beleuchtung und Bedienung frei hatte und für den Tischwein, welcher als untrinkbar anerkannt war, eine Entschädigung erhielt. Der Biograph rührt hier sichtlich an manche Erinnerung aus der eigenen Jugend und gibt ein anmuthiges Bild des Klosterlebens von der sogenannten „Einlieferung" bis zum Austritt aus dieser Vorschule. Mit dankbarem Herzen werden dabei auch die beiden Lehrer Bauer und Kern erwähnt, denn „ein solches Paar von Lehrern", sagt der Verfasser, „jeder so trefflich für sich selbst und überdieß so schön sich ergänzend, mag wohl selten an einer Anstalt sich zusammenfinden". Die Klosterknaben selbst vertrugen sich recht gut unter einander. Wilhelm Zimmermann, Gustav Pfizer und Friedrich Vischer gaben allbereits Zeichen ihrer künftigen Bedeutsamkeit.

Allmälig kam auch die Zeit heran, wo die Blaubeurer Jugend für die Hochschule zu Tübingen reif wurde und ins dortige Stift zog. Sie las in diesen Mauern die Schriften des großen Weltweisen von Königsberg, fand sie aber doch etwas bitterlich. Jacobi schmeckte schon um

ein Gutes angenehmer, aber Schelling war es erst, der sie völlig hinriß. Am nachhaltigsten wirkten jedoch Schleiermacher und Hegel's Phänomenologie nicht allein auf die jungen Theologen, sondern auch auf ihre Lehrer. — In diesen Zeitläuften war es, daß die alte Tübinger Schule, die von Storr ausgegangen, sichtlich dahinstarb, während mit Bauer, der nun von Blaubeuren an die Universität gekommen war, und mit dessen Jüngern dort eine neue, wissenschaftlich ungleich bedeutendere Genossenschaft erwuchs.

Die Schüler tranken und sangen zwar auch ihr gutes Theil, aber gedacht, betrachtet und gegrübelt scheinen sie mehr zu haben als dieß sonst auf einer gewöhnlichen Landesuniversität vorzukommen pflegt. Im Allgemeinen gingen sie dabei mit weniger Schüchternheit voran als die Magister im Privatleben an den Tag legen und gestatteten sich allerlei Fragen in neue Untersuchung zu ziehen, welche für die wahren Gläubigen längst abgemacht und entschieden sind. Schon in diesen Jahren schrieb Märklin an seinen Vater, mit dem er gern über philosophische Studien Briefe wechselte, verschiedene Meinungen über die Persönlichkeit Gottes, welche eine von der gewöhnlichen Annahme sehr abgewandte Richtung kennzeichnen. Dabei gibt er aber seinem Vater die beruhigende Versicherung, daß ihm sehr wohl bewußt sei, wie unsere Ueberzeugungen in keinem Augenblicke unsers Daseins vollendet, sondern immer im Werden begriffen seien, mithin von einem endgiltigen Abschlusse nie die Rede sein könne, und zwar bei ihm um so weniger, da er, je länger er sich mit Philosophie beschäftige, um so mehr von seinem Nichtwissen sich überzeuge.

„Aber“ — fährt er hierauf fort — „zu welchen Resultaten mich mein philosophisches Studium führen werde, das muß mir selbst ganz frei überlassen bleiben, wenn jene auch von der gewöhnlichen Denkweise noch so sehr abwichen; denn das eigene Denken des Geistes treibt mich fort, und dem einmal Erkannten kann ich mich nicht widersetzen; und wenn ich endlich bei solchen Resultaten ankäme, vor welchen die Menschen gewöhnlich zurückschrecken, und welche sie unvereinbar mit dem gesunden Menschenverstande sowohl, als mit den Wahrheiten des Christenthums finden, wenn ich auf Pantheismus, Leugnung der Freiheit und Unsterblichkeit käme, so könnte mich an meinen Ueberzeugungen, hätte ich nur in denselben innere Befriedigung gefunden, auch das nicht irremachen, daß ich mich damit in Gegensatz gegen die gäng und gäbe Landesphilosophie gesetzt hätte.“

Unterdessen aber wurde Christian Märklin immer älter, und die Zeit war gekommen, wo er nach dem natürlichen Lauf der Dinge Vikar werden sollte. Dieses Amt erhielt er zu Brackenheim, einem kleinen Städtchen, das nicht weit von Heilbronn liegt. Dort verwendete er die Zeit, die er nicht zur Auferbauung der Gemeinde bedurfte, auf seine Bücher und die Briefe, die er den Freunden schrieb. Im Stillen merkte er gleichwohl während dieses Lebens, daß so manches, was er als titanischer Denker für sich errungen, auf seine Brackenheimer Mitchristen wenige Anwendung finden könne. Wenn auch nach Hegel christliche Religion und Philosophie den gleichen Inhalt, nur jene in der Form der Vorstellung, diese in der des Begriffes haben, so gewahrte er doch manchmal, wie eigene Ueber-

zeugung und Bewußtsein der Gemeinde so wenig in einander aufgehen wollten, daß immer „ein heimtückischer, hinterlistiger Rest“ zurückblieb. So hatte ihn, als er die enge, doch warme Jacke des bürgerlichen Begriffspensums abgelegt, der schnürmiederlose Gedankenwuchs rasch in die freie, aber kalte und feine Höhe einer dem Dogma entfremdeten Philosophie geführt. Er fühlte, daß die Betrachtung seiner Lage und Aufgabe auf die Stahlfedern seines Zweifels unangenehm drücke, und er hielt es nicht für ungereimt, diesen Zwiespalt durch Rücktritt aus dem geistlichen Amte zu beseitigen. Und doch glaubte er sich zu nichts Anderm als zum priesterlichen Berufe geschaffen. „Es fließt“, sagte er, „durchaus geistliches Blut in meinen Adern. Was ist zu machen?“

So schildert das Buch die Kämpfe, die Christian Märklin als ein zwanzigjähriger Priester in seinem Innern führte, theils über Probleme, die erst der neuere Gedanke aufgestellt, theils über uralte Fragen, wie z. B. über die, welche Odysseus schon an jener Asphodillwiese in der Unterwelt mit dem göttlichen Achilleus näher besprochen hat. Es ist allerdings ersichtlich, daß während dieses mühseligen Suchens nach einer andern als der gewöhnlichen Wahrheit in dem Gemüthe des redlichen Forschers manche Unruhe und eine mehr als vorübergehende Beklemmung aufstieg, aber doch ist keine Spur gegeben, daß er sich je in jene stille unbehelligte Seligkeit hineingewünscht, welche sich seine Amtsgenossen dieser und anderer Sorten und Sekten in Stellungen erworben, wo Gottesdienst, Schlaf und Kartenspiel, etwas Gärtnerei und Schweinezucht den langen Tag um seine trägen Stunden betrügen.

Mittlerweile übte sich Christian Märklin in einer gehaltvollen, dogmatisch-kirchenrechtlichen Abhandlung über die Ehe und gedachte mit seinem jetzigen Biographen auf ein halb Jahr nach Berlin zu gehen, um Hegel und Schleiermacher persönlich zu hören, wurde aber daran durch ein böses Schleimfieber gehindert, während der Freund den langgehegten Wunsch glücklich zur Ausführung brachte. Auch aus der Metropole der deutschen Intelligenz ging der Briefwechsel mit dem Vicar zu Brackenheim seinen alten Gang, und als der Eine im Frühling von Berlin zurückkehrte, eilte er zuerst in jenes Städtchen um den Andern zu begrüßen. Daß Märklin bei diesem Besuche aus Rücksicht auf seine kirchliche Stellung nicht zu bewegen wär, dem Freunde in das Wirthshaus wo er übernachtete, zu folgen, konnte dieser dem tiefen, vorurtheilslosen Denker lange nicht verzeihen.

Endlich war auch für Märklin der Tag gekommen, wo er zur Ergänzung seiner Bildung die Reise nach Norddeutschland unternehmen konnte. Er ging nach Heidelberg, fuhr den Rhein hinab, lernte da und dort bedeutende Gelehrte und Priester kennen, und hörte bei Elberfeld eine Predigt des großen Pastor Krummacher, aus der er allerhand Kostbarkeiten, als da sind: Funken von dem Herde des großen Todtenbelebers, Siegel aus dem Kabinete des Ewigen u. s. w. in seinem Notizenbuche aufbewahrt hat. Endlich im Oktober 1832 erreichte der Reisende das große Ziel seiner Wanderung, die Urheimath seiner philosophischen Gedanken, eilte nach der Ankunft von langer Sehnsucht getrieben sogleich zu dem hochverehrten Schleiermacher, wurde aber — sehr spröde aufgenommen, und ohne alle weitere

Folgen wieder entlassen. „Schleiermacher", sagt der Biograph, „sah damals in jedem Württemberger zum voraus einen Hegelianer und gab sich da ordentlich widerwärtig." Sehr wohlwollend war dagegen die Aufnahme bei Marheineke und bei den jüngern Docenten der Hegel'schen Schule. Auch Hegel's Wittwe und seine Söhne kamen dem jungen Verehrer ihres Abgeschiedenen freundlich entgegen, und mit den letztern wurde eines Abends in des alten Hegel Studirstube sogar tüchtig geraucht und getrunken. Zu größerm Vergnügen langte kurz nachher auch Friedrich Vischer in Berlin an, und außer diesem werthen Freunde fanden sich noch andere Schwaben ein, so daß es bald ihrer sieben waren, die in einem Café am Wilhelmsplatze bei bayerischem Bier zum Abendtrunk zusammenkamen. Märklin fühlte sich in der großen Stadt nicht unbehaglich; außerhalb der Vorlesungen, die er hörte, gestattete sich der junge Mann auch einen Blick in das Leben, das ihn umgab. Ueber die grellen Gegensätze von Armuth und Reichthum, höchster Bildung und tiefster Roheit, wie sie in der großen Stadt oft unter demselben Dache ohne etwas von einander zu wissen, beisammen wohnen, über die Eigenthümlichkeiten der Berliner, selbst über die Eckensteher, legt er in den Briefen an den Vater allerlei scharfe Bemerkungen nieder.

Als Märklin von Berlin zurückgekommen war und sich erst kurze Zeit bei den Seinigen ausgeruht hatte, trat er 1833 das Amt eines Repetenten am Stifte zu Tübingen an, wo er wieder mit seinem Biographen, mit Vischer, G. Pfizer und andern Freunden aus den Klosterzeiten, die dieselbe Bahn gewählt, zusammentraf. Die Repetenten-

jahre haben vielerlei schöne Seiten und werden von denen, die sie durchlebt, zu den angenehmsten des Lebens gezählt. Als Repetent hielt Märklin Vorlesungen über die Thessalonicher Briefe. „Zu dem grammatisch-historischen und theologischen Momente der Schrifterklärung fügte er da noch das philosophische hinzu, welches darin besteht, daß zwischen Wesen und Form des Schriftinhalts unterschieden und bei anerkennender Festhaltung des erstern die letztere um so unbefangener der Auslegung und Beurtheilung preisgegeben wird. Die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit einer solchen Auslegungsmethode ließ sich nun allerdings ganz besonders an den Thessalonicher Briefen mit ihren crassen Vorstellungen von der baldigen sichtbaren Wiederkunft Christi einleuchtend machen." Welch feine und wohlbedachte Wendungen aber der Repetent bei dieser Gelegenheit nehmen mußte, um den Apostel etwas sagen oder meinen zu lassen, was nach des Auslegers Ansicht haltbar und vernünftig wäre, das ist in dem Buche selbst sehr anziehend nachzulesen.

Zu derselben Zeit beschäftigte sich Märklin mit dem Verhältnisse zwischen Staat und Kirche und schrieb eine geistreiche Schrift „Ueber die Reform des protestantischen Kirchenwesens mit besonderer Rücksicht auf die protestantische Kirche in Württemberg".

Mitten unter diesen Arbeiten und Bestrebungen verreist aber, kaum aus den Herbstferien zurückgekehrt, der Repetent — keiner der Freunde weiß warum — nach Stuttgart und kommt nach wenigen Tagen zur angenehmen Ueberraschung seiner Vertrauten als Bräutigam zurück. Und wie es zu geschehen pflegt, zwei Jahre danach, als er Diakonus zu Calw geworden, führte er seine Hochzeit aus

und überzeugte sich sofort von Tag zu Tag inniger, was ihm für ein guter Wurf gelungen; „denn in meinem Hause", rief er oft wie im Triumphe aus, „ruht ein Schatz von Glück!"

Unter den württembergischen Städten ist Calw eine so der fleißigsten wie der andächtigsten und hat seit dem Aufkommen des Pietismus eine vorzügliche Empfänglichkeit für diesen gezeigt. Der neue Diakonus daselbst fand seine Lage neu und ansprechend, wie er es denn auch als einen Vortheil betrachtete, daß ihm sein Amt so viele Gelegenheit gab, fremdartige Naturen und Denkweisen zu studiren und sich in sie schicken zu lernen. Er habe, schrieb er nach einiger Zeit, in zwei Jahren seines dortigen Lebens die Menschen besser kennen gelernt, als vorher in siebenundzwanzig Jahren; er finde sein Bewußtsein in Vielem erweitert, und er möchte nicht mit einem bloßen Stubengelehrten tauschen! Der religiöse Ideenverkehr mit der erwachsenen Gemeinde mag indessen immerhin etwas bedenklich und von Mißverständnissen bedroht gewesen sein, so daß der junge Priester der Kinderlehre den Vorzug gab, wo er manches ihm Lästige zur Seite liegen lassen konnte. Was er dabei gewollt und wie er verfahren, sagt er später in einem gedruckten Sendschreiben selbst mit folgenden Worten: „Meine Tendenz in der Verwaltung meines Amtes und der Geist, in welchem ich demselben zu genügen gesucht habe, war von Anfang an, die Mittheilung der christlichen Wahrheit auf das innere Bedürfniß und die im tiefsten Wesen des menschlichen Geistes selbst liegende Empfänglichkeit für dieselbe zu gründen; den in der heiligen Schrift gegebenen Inhalt des christlichen Glaubens den mir Anvertrauten als wesent-

liche Momente ihres eigenen innersten frommen Selbstbewußtseins nachzuweisen oder solchen zu beleben, und so die Ueberzeugung, durch welche am besten für das Interesse des Glaubens gesorgt ist, in ihnen lebendig zu machen, daß die Religion nicht in Satzungen, nur von außen her dem Menschen dargeboten und seinem Wesen an sich fremd, bestehe, sondern die Verwirklichung des tiefsten Innern unsers menschlichen Wesens sei."

Sittliche Volkserziehung war die Grundidee in Märklin's geistlicher Wirksamkeit. Um gründlich von vorne anzufangen, war er für Gründung einer Kleinkinderschule thätig; ferner stiftete er einen Lehr- und Lernverein für die ledigen Bürgerssöhne. Auch für eine Industrieschule, für eine Art höherer Töchterschule, für die Redaction einer pädagogischen Zeitschrift zeigte er geschäftige Theilnahme. Dabei sah er aber auch ganz klar ein, daß die sittliche Erziehung nicht gedeihen könne, wo die materielle Noth den Menschen zum Thiere macht, daß demnach die Sittenpflege sich mit der Armenpflege verbinden müsse. Auch auf dieser Bahn ging er mit werkthätigem Beispiel voran und that sein Möglichstes. Aergerlich konnte er aber werden, wenn die wohlthätigen Spenden weit über Land und Meer verschickt und die Hungernden in der Nachbarschaft vergessen wurden. „Da läßt man", schreibt er, „die Proletarier als Nichtmenschen herumlaufen und bekehrt die Heiden, statt daß man die Christen zu Menschen bekehren sollte." Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er die Razzia, die der begeisterte Gützlaff durch das gutmüthige Deutschland zu Gunsten der Chinesen von Fo-tscheu-fu unternommen, auch für ein Beispiel angesehen habe, wie leicht die

alberne Menge sich ausbeuten lasse, wenn die rechten Mittel und Wege eingeschlagen werden.

Was die Geselligkeit betrifft, so war Calw freilich nicht der Ort, der unsern Freund ganz zufriedenstellen konnte. Der Umgang mit Theologen zumal verursachte ihm manche Beschwerde. „Die Theologen", schreibt er, „namentlich Geistliche, haben doch alle ein eigenes Geschmäckchen. Ich verhandle nicht gern mit ihnen; die wenigsten haben einen freien Blick und Geist." Später nennt er die Theologen das allerschlimmste Volk; hinter dem scheinbar harmlosesten stecke doch oft der Pfaffe und der Fanatiker.

Die Berührung mit den Frommen zu Calw hatte indessen den Diakonus daselbst allmälig zu tieferm Nachdenken über das Wesen des Pietismus geleitet, und so reifte, freilich langsam, eine Schrift heran, welche er „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus" nannte. Es war ihm nicht erträglich gewesen, in der Kirche nur der Geduldete zu sein, und um seiner Ansicht das Recht der Geltung zu vindiciren, hatte er jene Arbeit unternommen. In der Vorrede sagt der Verfasser:

„Je größer die Ansprüche sind, welche der Pietismus in unsern Tagen macht, je entschiedener er seine Sache geradezu mit der des Christenthums identificirt und deßhalb Alle, die ihm nicht zufallen, als Ungläubige oder zweifelhafte Christen behandelt: desto dringender müssen Alle, die sich dazu für befähigt ansehen dürfen, sich aufgefordert fühlen, nachzuweisen, daß dem nicht so ist, daß der Pietismus wohl ein für die Gegenwart berechtigtes Moment in der religiösen Entwickelung, aber keineswegs eine adäquate Darstellung des Christlichen ist, und daß man also

auch wohl ein guter Christ und Protestant sein kann, ohne ein Pietist zu sein."

Obwohl nun Märklin den Pietismus bekämpfte, so war er billig genug, jene Seite desselben, die ihm wahr und berechtigt schien, mit Anerkennung hervorzuheben. Wie dem alten Spener'schen, so findet er, daß auch dem heutigen Pietismus die Tendenz zu Grunde liege, „den Inhalt des christlichen Glaubens aus seiner Objektivität in die Sphäre des Bewußtseins einzuführen, das Christenthum aus einem bloßen Inbegriff von Lehren zu einer Bestimmtheit des innern Lebens zu machen." Allein diese Tendenz ist nur das eine Moment des Pietismus; das andere und zwar das, was ihn zum Pietismus macht, ist, „daß ihm dieses Streben immer wieder mißlingt, daß das Bewußtsein in demselben Akte das Widersprechendste in sich vereinigt: die Objecte des Glaubens verinnerlichen zu wollen und sie doch wieder als etwas ihm Fremdes anzusehen und außer sich zu halten. Wir sehen an dem Pietismus jenen Drang nach Verinnerlichung, wir freuen uns hier lebendige Frömmigkeit zu finden: aber indem wir näher treten, finden wir uns unbefriedigt und sehen daß, was seinem Wesen nach das Innerlichste ist, hier doch wieder nur äußerlich ist, aber — und dieß ist eben das Abstoßende — mit dem beständigen Anspruche als Innerlichkeit zu gelten."

Ueber diese Auffassung gibt aber auch der Biograph sein Gutachten ab, das uns sehr be..utsam scheint.

„Wenn in Betreff der Darstellung," sagt D. F. Strauß, „die er sofort von der dogmatischen Eigenthümlichkeit des Pietismus gibt, von den Anhängern desselben unserm Freunde vorgeworfen worden ist, daß seine Angriffe über

jenen hinaus das Christenthum selbst treffen: so drängt sich in Bezug auf die soeben dargelegte allgemeine Charakteristik sogar die weitergehende Frage auf: ob damit wirklich nur der Pietismus und nicht vielmehr der Standpunkt der Religion überhaupt gezeichnet sei. Das Innerliche immer wieder zu veräußerlichen, die Idee nur im Bilde, im einzelnen Factum zu sehen, die religiöse Sphäre den übrigen Lebensgebieten als heilige dem Profanen entgegenzustellen — ist das nicht die Weise aller Religion? Wenn Märklin den Pietismus eine religiöse Partei nennt, so möchten wir ihn vielmehr die religiöse Partei nennen, d. h. diejenige Partei, welche in der modernen Zeit den religiösen Standpunkt als solchen noch festhalten will. Zwar religiös und näher christlich-gläubig in gewissem Sinn ist noch immer der größte Theil unsers Volks; aber während in dem gewöhnlichen Christen das religiöse Element vielfach alterirt, beschränkt, gemildert ist durch die verschiedensten Bildungselemente der neuen Zeit, durch die Ergebnisse der fortgeschrittenen Naturkenntniß und sittlichen Kultur, sucht der Pietist diese Einflüsse möglichst abzuwehren und sich steif und im Widerspruche mit dem Entwickelungsgange der Menschheit auf dem orientalischen, reinreligiösen Standpunkte zu behaupten. Insofern hatte Märklin mehr Recht, als er dachte, den Pietismus so zu schildern, daß er damit die Religion selbst traf; denn der Pietismus ist nichts Anderes, als die im Laufe der Zeit zur Partei und Parteisache gewordene Religion."

Daß aber die Schrift über den Pietismus den Anhängern desselben mißfiel, ist begreiflich. Ebenso nahe liegt es, daß der Verfasser recht bitter angefeindet und von

Leuten bekämpft wurde, welche die Sache nicht halb so gut verstanden, als er selbst. Man suchte ihn zu überzeugen, daß er überhaupt nicht mehr auf dem kirchlichen Standpunkte stehe und daß er, wenn ihm Wahrheit und Aufrichtigkeit etwas werth seien, jenes öffentlich erklären sollte. Der Diakonus wunderte sich über diese seltsamen Zumuthungen, betheuerte ganz laut, daß er allerdings ein Christ, nur von anderer Auffassung sei u. s. w., aber nach wenigen Monden fand er denn doch selbst, er habe es überstanden, und es sei keine Möglichkeit mehr, seinen Stuhl in der Kirche noch mit Würde und ohne Aergerniß einzunehmen.

Der Diakonus zu Calw empfand um diese Zeit allerdings, daß der Wunsch nach einer Aenderung seines Amtes sehr rasch in ihm emporkeimte. Auch schien es einmal, als sollte er für die Hochschule zu Tübingen gewonnen werden; doch scheiterte seine Hoffnung an den mannigfachen Bedenken des Senats, wogegen es ihm etwas später gelang, eine am Gymnasium zu Heilbronn erledigte Professur zu erlangen. Märklin fühlte sich in dieser Zeit sehr glücklich. Er schrieb einem Freunde:

„Ich freue mich nach Heilbronn. Meine künftige Beschäftigung wird doch nicht mehr die mit verschrobenen Zuständen sein wie bisher. Denn was ist denn alle Theologie und Kirche als die pure Verschrobenheit, Unwahrheit, Unnatur? Ich sehne mich nach der gesunden Nahrung der alten Classiker und der Geschichte. Ich will aus voller Seele ein Heide sein; denn hier ist doch Wahrheit, Natur, Größe."

Und als er nun ein Heide und soweit war um Abschied

zu nehmen von seiner Gemeinde, da zeigte es sich offen, wie viele Gemüther er sich gewonnen, wie seine Menschenliebe, seine Herzensgüte, seine Wohlthätigkeit selbst die Calwer Pietisten eingenommen hatte. Und so schied er, nicht ungerne, während die Zurückbleibenden den Verlust eines so tüchtigen und ersprießlichen Mannes innig bedauerten.

In Heilbronn war er dann stets eifrig bedacht, sich die Theologie, die ihm so viele bittere Stunden eingebracht hatte, möglichst fernzuhalten. Immer mehr glaubte er sich zu überzeugen, „daß alles Positive sich überlebt habe und statt dessen nun das Reinhumane, das Echtmenschliche hervorzubilden und ins Leben einzuführen sei". Soweit war er allmälig von seinem frühern Fache abgekommen, daß er einmal sogar im Vertrauen schrieb: man sollte polizeilich vor der Theologie warnen, da sie die Leute unwahr, herrschsüchtig, unduldsam und unnatürlich mache, wozu er, nach des Biographen Ansicht, auch unglücklich hätte hinzusetzen können.

Uebrigens gestaltete sich das Leben in Heilbronn bald so, daß es bei all seiner Stille und Vereinzelung — denn an theilnehmenden, verstehenden Freunden war damals ziemlicher Mangel — dem anspruchslosen Märklin immer behaglicher und lieber wurde. Während er als Lehrer zumal in den geschichtlichen Vorträgen mit dem ganzen Gewicht seiner moralischen Gesinnung fördernd und erweckend auf die Schüler wirkte, führten seine neuen Aufgaben ihn selbst auf manches Feld, auf dem er noch zur eigenen Ausbildung reiche Ernte finden konnte. Insbesondere beschäftigte ihn die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter,

zumal das Nibelungenlied, und der wieder aufgenommene Umgang mit den Classikern, bei deren Behandlung er wie wenige die Gemüther der Jugend für solche Studien zu gewinnen wußte. Doch war seine Einwirkung auf die Schüler keineswegs auf die Unterrichtsstunden beschränkt, umfaßte vielmehr ihr ganzes Wesen, erlosch daher auch nicht mit den Schuljahren, sondern sein Beispiel und seine Lehren blieben unvergeßlich. Manche Erheiterung und Anregung brachten die Gäste mit sich, die häufig in dem freundlichen Hause zusprachen. Und wo, sagt der Biograph, hätte man sich auch lieber zur Erholung ein paar Tage aufhalten mögen, als unter so herzlich wohlwollenden, innerlichst edlen Menschen, in einem Kreise, dessen gemüthliche Harmonie, durch keinen Mißlaut gestört, sich wohlthätig auch den Gästen mittheilte?

Im Sommer 1846 unternahm Märklin mit seiner Frau und einer Gesellschaft von Freunden eine Reise nach München und ins bayerische Hochgebirge, wo es ihn, schreibt er, „oft gelüstete, mitten unter himmelhohen Bergen, an stillen, tiefdunkeln Seen, unter freundlichen gutmüthigen Menschen seine Wohnung aufzuschlagen."

In München verweilte die Reisegesellschaft sechs Tage, „und dann — schreibt Märklin — war ich satt von dem Kunstgenuß. Es ist überhaupt schon unnatürlich expreß zu Kunstgenüssen zu reisen; wenn man nicht täglich und von selbst von Kunstanschauungen umgeben ist, so kommt nicht viel heraus. Die Antiken erschienen mir auch wie eingesperrte Vögel, denen man ihren natürlichen Platz genommen hat, wie in Weingeist conservirte Thiere, die nur in der freien Luft und unter einem schönen Himmel ihre

rechte Stelle haben. Die Kunst wird bei uns immer etwas Künstliches bleiben. Uebrigens waren mir diese Antiken fast das Liebste; es war das erstemal, daß ich so viele und so ausgezeichnete sah; ich habe mehr Sinn und Verständniß für sie als für Gemälde. Unsere und besonders meine sinnliche Formbildung ist zu sehr vernachlässigt — wir sind entweder religiös oder Kantisch-moralisch erzogen. Diese Einseitigkeit wird uns auch bleiben bis an unser seliges Ende."

Diesen Zeitraum, wo Märklin so in bester Manneskraft zu Heilbronn waltete, benutzt nun der Biograph zu einer tiefergehenden Charakterisirung seines Wesens, die der anziehenden Momente, namentlich schöner gesunder Sprüche und geistreicher Briefstellen eine Menge enthält. Mit allen Denkenden der damaligen Zeit theilte er auch das tiefe Unbehagen an den öffentlichen Zuständen und die klare Voraussicht einer kommenden Katastrophe, die freilich das, was er erwartete, noch nicht gebracht hat. So z. B. schreibt er im Jahre 1841:

„Die Zeit ist freilich scheußlich, aber es ist so gut und recht. Je schlimmer, desto weiter kommen wir vorwärts, desto näher liegt der Anbruch des neuen Tags. Ich glaube, es muß zuletzt noch ein Krieg dazu kommen, der wird in Politik und Religion Fortschritt und wieder Wahrheit bringen."

Ein anderesmal findet er: wir seien erst die Albigenser, und wie lange habe es von da an noch gebraucht bis zur Reformation! Oft sehe er sein neugeborenes Töchterchen darum an, was es wohl, wenn es am Leben bleibe, noch erleben werde?

„Gehen unsere Kinder bessern Zeiten entgegen? Ich glaube kaum. Vielleicht unsere Enkel. Oder am Ende hat die ganze jetzige Bildung schon ihren Kreis durchlaufen und es kommt eine neue Völkerwanderung."

So kam denn auch das Jahr 1848 heran und brachte die französische Republik. Und „wer der die Alten gelesen, sich an den Zeiten eines Perikles und Scipio begeistert hat, wäre ganz ohne Schwäche für jenes Wort?" Das große siegesfreudige Wesen, das damals durch ganz Deutschland ging, elektrisirte auch unseren Märklin zu Heilbronn.

„Nun haben wir doch noch erlebt, was wir in unsern kühnsten Träumen nicht gehofft; es ist wieder der Mühe werth zu leben. Mag es nun auch in der nächsten Zeit kopfüber gehen; ich lasse mir alles gefallen, da man doch wieder Vernunft und Bewegung in dem Gang der Geschichte sieht. Ich für meine Person sehe dieser ganzen Bewegung mit der innigsten Freude und mit der größten Ruhe zu."

Freilich dauerte diese gute Meinung nicht sehr lange; schon vor Ende März fand er, daß sich der Himmel wieder trübe. Er schreibt:

„Es thut noth in diesen Wochen, daß man sich auch mitten durch die drohenden Verwirrungen hindurch den Glauben an die große Idee, welche die bewegende Seele dieser Gährungen ist, fest erhalte. Ob Europa im Stände ist, diese Idee gesetzlicher Freiheit, freier Entwickelung der Nationalitäten, freier Bewegung der Individualität zu verwirklichen, das muß die nächste Zukunft schon zeigen. Bei uns in Deutschland hat dieser große Umschwung die Masse politisch allzu roh gefunden, und daran, fürchte

ich, werden wir wenigstens in der nächsten Zeit vielfach zu leiden haben. Aber gehe es wie es wolle, wir müssen uns vor der Nothwendigkeit der geschichtlichen Bewegung beugen; die alten Zustände waren überlebt, faul, des Menschen und Bürgers unwürdig; nach ihnen kann sich kein Denkender zurücksehnen. Es bleibt nichts übrig, als der Zukunft ruhig, muthig und auf persönliches Glück und Behagen verzichtend entgegenzusehen."

So that er denn auch rüstig mit, als man zu Heilbronn die Bürgerwehr errichtete, und nannte die militärischen Uebungen, denen er sich dreimal in der Woche auf dem Exercierplatz unterzog, eine seiner liebsten Märzerrungenschaften. Der Verlauf der Bewegung sprach ihn allerdings nur selten noch freundlich an; mit den Fortschrittsmännern zerfiel er, seine Bewerbung um die Wahl ins Parlament mißlang und im Streite der Parteien wurde er selbst persönlich verletzt. Als der Herbst anfing, war Märklin auch schon wieder in Studien und Literatur vertieft. Auerbach's Dorfgeschichten müssen ihm damals besonders gefallen haben. „Ich nehme," sagte er, „den Hut ab vor Respect gegen den Mann. Alles schöne poetische Genrebilder und in aller Einfachheit oft voll lyrischer Tiefe." Mancher liebe Besuch erheiterte sein Herz, das sich immer lebhafter nach der alten Ruhe und Friedlichkeit des Lebens zurücksehnte. Für den Oktober, für die Ferien nämlich, hatte er sich eine besondere Ergötzung vorbehalten, eine Reise nach München zu seinem Freunde, dem Biographen. Allein diese Fahrt konnte er nicht mehr ausführen; er erkrankte in demselben Monat zu Heilbronn, und in wenigen Tagen war er einem typhösen Fieber erlegen,

bald nachdem er das zweiundvierzigste Lebensjahr vollendet. Die Trauer über seinen Tod war allgemein in den Kreisen, in denen er gewirkt hatte und bekannt war.

So hat der Freund das Leben des Freundes beschrieben, mit dem er sich weit ab von den gewöhnlichen Meinungen des Jahrtausends auf stillen Weideplätzen des Gedankens zusammengefunden hatte. Obwohl die schweren Freiheitskämpfe, die der Denker von Heilbronn gegen seine Berufswissenschaft durchgestritten, ihm einen guten Theil seines Daseins verbittert hatten, so schien er doch einem schönen Abend des Lebens entgegenzugehen, als eine rasche Krankheit ihn zu einer Frist dahinraffte, wo die deutsche Bewegung eine Wendung genommen, die seinen Hoffnungen nicht mehr entsprach und ihm die bitterste Enttäuschung zufügte, eine Empfindung, deren Schmerzlichkeit auch durch das Dämmern schönerer Zeiten, dem wir Uebergebliebenen entgegenharren, nicht mehr gehoben wurde. Nehmen wir aber sein Leben, wie es unter Verzicht auf manche Hilfsmittel, die sonst als unentbehrlich erachtet werden, sich in stetiger Entwickelung klar und edel herausgebildet hat, so gibt es uns in dieser glaubensleeren Zeit den Trost, daß der menschliche Geist, ob auch verlassen von allen Dogmen, von aller Furcht oder Hoffnung jenseitiger Vergeltung, denn doch auch für sich im Stande sei, mit reinem Willen die Blumen der Humanität zur schönsten Blüthe zu bringen, was uns bei gutem Muthe erhalten kann, wenn uns die Weissagungen über die entsetzlichen Folgen des immer mehr einreißenden Unglaubens alles Vertrauen auf eine bessere Zukunft entziehen wollen.

XI.

Der Mann von Rinn.

Der Mann von Rinn (Joseph Speckbacher) und die Kriegsereignisse in Tirol 1809. Nach historischen Quellen bearbeitet von Joh. Georg Mayr. Innsbruck 1851.

1851.

Um im Volke allen Hochmuth niederzuhalten, hat man ihm bekanntlich in der guten alten Zeit zu Wien nicht gern erlaubt, seine Geschichte selbst zu schreiben, am wenigsten seine neuere. Ein ordentlicher Mensch, der seine Zeit zu schätzen wußte, konnte auch sicher nicht viel Lust empfinden, die Früchte seiner Forschung dem kaiserlichen Censuramt zu unterbreiten, und wer im Auslande etwas drucken ließ, verfiel in eine Strafe, die selbst den Wohlhabenden zurückschrecken mochte. Darin liegt auch die Erklärung, daß die Tiroler ihr Anno Neun über ein Menschenalter brach liegen ließen. Speckbacher, der Achilles und Odysseus in diesem halbjährigen Kampfe, fand keinen tirolischen Homer, so wenig als der Sandwirth. Nur Herr v. Hormayr schrieb einmal einen officiellen Bericht über sich und das große Jahr, ein schwarzgelbes halbkomisches Epos, voll Anhänglichkeit an das Haus Habsburg, das er aber, nachdem er bayerischer

Diplomat geworden, in die Landesfarben seiner neuen Heimath travestirte, wohl um zu zeigen, wie verschieden sich dieselbe Sache auffassen lasse.

Später trug zwar auch ein friedliebender Justizbeamter, der Gubernialrath und Kammerprocurator Dr. J. Rapp zu Innsbruck, sine ira et studio zusammen, was er aus öffentlichen Documenten, aus den Tagebüchern der Führer, aus mündlichen Erzählungen schöpfen konnte; er schrieb aber nur für sich und für die Tiroler, nicht für's Publicum. [1] Es gehört zu den archaistischen Zuständen dieses Landes, daß es da, wie zu den Zeiten des Thucydides und des Tacitus, eine Literatur gibt, die nur im Manuscripte lebt. Wohlhabende Patrioten lassen sich solche Handschriften abschreiben und weisen sie mit einigem Stolz dem Gaste. Auch Hermann v. Gilm's geharnischte Sonette gegen die Jesuiten in Tirol laufen nur in Abschriften herum. Jenes heimliche Werk über den Krieg von 1809 soll übrigens sehr wahrheitsgetreu und gründlich sein. Auch die historischen Skizzen, welche J. J. Staffler in seinem topographischen Handbuche von Tirol und Vorarlberg an den betreffenden Orten anhängt, sind sehr genau und verläßig.

Welcher Freiheit sich jetzt die östreichische Klio erfreue, kann man im Auslande nicht recht wissen — der Eifer, die Wahrheit zu sagen, möchte ihr aber, als Märzerrungenschaft, nunmehr leicht gefährlich werden, und vielleicht sind ihre schönsten Tage schon vorbei. In diesem Falle hätten die Tiroler, scheint es, einen einladenden Moment für die Historiographie ihres Heldenzeitalters verstreichen lassen,

[1] Ein Jahr später, 1852, kam sein Buch bei Felician Rauch zu Innsbruck heraus unter dem Titel: Tirol im Jahre 1809.

wenn ihnen überhaupt daran liegt, auf diesem kleinen Punkte ihre Kraft zu sammeln.

Vielleicht hat aber auch der Gegenstand sein Interesse verloren. Der Profit aus dem Krieg für Gott, Kaiser und Vaterland war nämlich sehr gering, der Schaden sehr bedeutend, und die Helden selber, als man sie nachher im Frieden wieder sah, hatten zu wenig theatralische Haltung, um einem abgekühlten Publicum imponiren zu können. Als die k. k. Landrichter und Adjuncten wieder auf ihren Schreibstühlen saßen, lehrten sie die „Rebeller" in kurzer Zeit, eben so demüthig zu sein, wie die anderen Unterthanen. Vielen davon ging es schlecht — manchen sagte man nach, sie hätten schon zuvor sich nimmer helfen können und nur deßwegen mitgethan. Mancher berühmte „Landesvertheidiger", der mit der Feder nicht vorwärts konnte, kroch in ein bescheidenes Dienstchen unter oder beschloß seine Tage in verschämter Armuth. Es war auch eine andere Zeit gekommen, ein anderes Geschlecht herangewachsen. Der Kaiser ließ sich nicht mehr gern daran erinnern, daß er einmal selbst ein Insurgent gewesen; die jüngeren Bauern wollten nicht recht einsehen, warum ihre Väter sich für die „Herren" ihre Höfe hatten verbrennen lassen; die Studirten murrten über die Pfaffenwirthschaft, über die untauglichen Landesgouverneure, die immer unter geistlicher Curatel standen, über das imbecille Ständewesen, über den ganzen lichtscheuen kümmerlichen zopfigen Quark. Die letzten drei Jahre haben an dieser Stimmung nichts gebessert, vielmehr sie nur schlimmer gemacht. In Tirol hat man von der großen Bewegung der letzten Zeit auch ein wenig mehr erwartet als sie bis jetzt gebracht hat. Fürchten doch

manche, es werde selbst noch die von Franz I. schon übel zugerichtete Landesverfassung, für die man doch Anno Neun allererst gekämpft, in Trümmer gehen. Und überdieß ist jetzt alles baare Geld dahin, und der Schweiß des Angesichts, in dem der Bauer sein Brod verdient, verkehrt sich in liederliche Papierfetzen, von denen man kaum weiß, was sie heute werth sind, viel weniger morgen. O, was klingt stolzer und herrlicher, als so ein tüchtiger Wurf bayerischer Thaler, wie ihn die glücklichen Fremden oft über die Wirthstische hinschleudern! Wie würdig muß das Leben sein in jenen Ländern, wo solch edle Werthzeichen noch im täglichen Verkehre sind! Dieß wäre, meint man, alles besser, wenn sich der Sandwirth von dem Herrn von Hormayr nicht so erbärmlich hätte foppen lassen. — Indessen, wenn der Sandwirth hätte wissen können, wie es nachher kam, so hätte er sich wohl seinen frühen Tod erspart und hätte ruhig die Fürsten würfeln lassen über sein theures Vaterland; er hätte auf seine Revolutionsbefugniß, die ihm selbst nach Bluntschli's neuestem Staatsrecht S. 703 nicht ganz abzusprechen ist, verzichtet, seine Steuern und Abgaben ruhig bezahlt und sich über seine Unberühmtheit mit dem Spruche getröstet, den ihm ein tiroler Student in sein Denkbuch auf dem Sandwirthshause einschrieb, nämlich:

Lieber leben ungenannt,
Als wie sterben weltbekannt.

Als zur Napoleonischen Zeit die kleinen deutschen Reichsländchen, die Fürstenthümer und Grafschaften, die freien Städte und Abteien in den unaufhörlichen Friedensschlüssen und Gebietsarrondirungen wie die Weberschiffchen hin und her schwirrten, waren die am besten daran, am glücklichsten,

die sich da zufrieden fühlten, wo sie der letzte Tauschhandel hingeschleudert. Es ist scheinbar nichts kleines, in einem Decennium fünf oder sechsmal einen verschiedenen Patriotismus aus- und einzuhängen, aber die deutsche Natur hat's doch ehrlich überstanden — es ist jetzt schon Styl, daß der Sohn sein Fürstenhaus als ein angestammtes verehrt, obgleich es sein Vater nur als eine landfremde, weit entlegene Potentatenfamilie kannte.

Indessen, das war nicht zu ändern, soll auch kein Vorwurf sein. Die Waare wurde ohnedem nicht befragt, hätte auch keine Antwort gegeben, denn sie hatte keine Stimme. Die Tiroler hatten zwar eine Stimme, aber man hörte sie nicht. Während sich die Andern geduldig hin und herschieben ließen und jede Besitzveränderung mit Freudenböllern beschossen, betrachteten diese weltunkundigen Aelpler das Geschäftchen, das der Kaiser Napoleon mit dem König von Bayern gemacht hatte, wie eine res inter alios acta. Der gute Max versprach zwar im Anfang, daß an der tirolischen Verfassung kein Jota geändert werden sollte, später kam es ihm aber anders und er hob sie auf. Als diese alte und etwas brüchige Einrichtung auf dem Spiele stand, fanden sie die Tiroler erst recht liebenswerth. Die Priester, vielfach mißhandelt, predigten vom Untergange des Christenthums, welches die Bayern ausrotten wollten. Auch vieles andere Neue schien unerträglich. Die Auguren, die den Tirolern den Vogelflug deuteten, sagten, selbst der liebe Gott sei mit ihnen einverstanden. Die österreichischen Zetteleien thaten das Uebrige. So ging's also los.

Revolutionen müssen gelingen, sonst haben sie von der unparteiischen Geschichte keine Anerkennung zu erwarten.

Die des Sandwirths mißlang und wird jetzt verspottet. Dem Tiroler Historiker, der sie feiern will, gibt niemand Recht. Kaiser Franz hat den „strategischen Versuch" desavouirt, der König von Bayern hat ihn nie anerkannt, die Tiroler halten ihn für eine Dummheit. Unsere cisalpine Begeisterung fühlt sich da oft so verlassen, wie ein armer Gemsenjäger, der sich im Hochgebirge vergangen hat und von einem Felsengrat nicht mehr herunter kann! Schwimmt ja selbst das leichte Schifflein der Poesie nicht unbeschädigt über alle diese Sandbänke hinweg, wovon Immermann wie Berthold Auerbach, obgleich so verschieden in ihren Zielen, sprechende Beispiele sind.

Aber der Tiroler Aufstand hat doch eine ziemliche Anzahl ehrsamer Bauersleute zu ruhmreichen Kriegshelden umgeboren, und es fehlt nicht an einzelnen sehr anziehenden Charakteren. Diese darf man die Ungunst ihres Unternehmens nicht entgelten lassen. Der Lebenslauf, die Verrichtungen eines tüchtigen Mannes haben zu allen Zeiten einen verlässigen Bericht verdient. Die Geschichte wirft sich daher auf die Einzelnen und stellt die Auserwählten biographisch dar. Uneingenommen für ihre Zwecke schildert sie doch mit Wärme ihre Thaten.

Fast zu gleicher Zeit sind zwei Tiroler, ohne von einander zu wissen, mit Lebensbeschreibungen der beiden Dioskuren von Anno Neun hervorgetreten. Beda Weber gibt in seinem Buche über das Thal Passeier [1] eine biographische Skizze Andreas Hofers, Johann Georg Mayr tritt im

[1] Das Thal Passeier und seine Bewohner. Mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809. Von Beda Weber. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung, 1852.

selben Herbste mit einer Lebensbeschreibung Speckbachers hervor.

Johann Georg Mayr ist ein neuer Name in der deutschen Literatur, und es scheint daher nicht überflüssig zu sagen, woher dieser Schriftsteller stammt.[1] Er ist zu Brixlegg bei Rattenberg im Jahre 1800 geboren, der jüngste Sohn eines fröhlichen Tiroler Bauern, der mit Handschuhen im deutschen Reiche herumwanderte und dabei gelegentlich die Bekanntschaft des Königs Max von Bayern machte, der ihn gern in seiner Hofburg sah. Es war eine alte Sitte der bayerischen Churfürsten, daß sie zu ihrer Ergötzlichkeit sich sogenannte Hoftiroler als Hausfreunde hielten, die alle Jahre ein paar Mal mit neuen Handschuhen zusprachen und dann zur Tafel gezogen wurden, wobei sie die höchsten Herrschaften duzen und durch ihre biderbe Ungezwungenheit Lachen erregen mußten. Als Urban Mayr einst erfuhr, daß der König auf der Reise nach Mailand an seinem Hause vorüberkommen würde, nahm er sich ein Herz heraus und lud den Landesvater zum Frühstück auf Speckknödel ein. Vater Max ließ sich die Einladung gern gefallen, stieg auf dem Wege nach Mailand zu Brixlegg sammt seiner Königin und den Kindern aus dem Wagen und genoß mit Dankbarkeit die Speckknödel und den Kalterer Wein seines tirolischen Gastfreundes. Persönlich war der alte Max überhaupt nicht unbeliebt in dem neuerworbenen Lande. „Wenn nur seine Schreiber besser wären!" sagten die Bauern.

Urban Mayr's jüngster Sohn war also unser Johann

[1] Vrgl. auch: Drei Sommer in Tirol. Zweite Auflage. I. 72.

Georg Mayr, welcher schon, wie er in einer Note S. 330 selbst erzählt, von Jugend auf viele Neigung zur Kunst, Topographie, Geschichte und Poesie an den Tag legte. Er brachte es bis zum Inspector der Kupferstichsection im topographischen Bureau zu München. Er hat schon mehr als einen Ruf ins Ausland abgelehnt und wird solche Anträge immer ablehnen, „um in seinem Pflegvaterlande Bayern nach Kräften fortzuwirken und in der Nähe seiner Heimath zu sein, die er mit besonderer tirolischer Anhänglichkeit liebt."

So ist dieser Schriftsteller demnach mit freundlichen Banden an beide Länder gebunden; geboren in Tirol hat er seines Lebens Aufgabe und Ziel in Bayern gefunden. Nicht zu verwundern, daß er mit mildem Sinne nach beiden Seiten die historische Gerechtigkeit verwaltet, daß ihm die Schrecknisse des Krieges gleich sehr zu Herzen gehen, ob sie die Tiroler treffen oder die Bayern. Unter der Hand haben sich die beiden streitenden Parteien freilich auch schon längst versöhnt. Die Tiroler kommen seit vielen Jahren zu Hunderten heraus und arbeiten in den bayerischen Ernten oder in den bayerischen Hochwäldern; viele tirolische Beamte, denen das damalige bayerische Wesen besser gefiel, als das östreichische, blieben den neuen Farben getreu und suchten ihr Fortkommen auf dieser Seite der Alpen; mancher ehrbare Handwerksmann hat in bayerischen Städten eine Frau und einen eigenen Herd gefunden. Andererseits ist das schöne Land Tirol die große Sommerfrische für die bayerischen Honoratioren geworden — man findet sie in dichten Haufen bei der Traubencur in Meran und in den tirolischen Bädern; sie wandern über die tirolischen Gletscher

und schlafen in den tirolischen Sennhütten. Ueberall werden sie freundlich aufgenommen, und die nachbarliche Feindseligkeit, die im übrigen Deutschland so viel von sich reden macht, scheint zwischen diesen beiden Ländern ganz entschlafen zu sein.

J. G. Mayr bringt nun diese Versöhnung gewissermaßen vor's große Publicum; sein Buch ist, wenn es dessen noch bedurfte, auch eine Ehrenrettung für die Bayern. Die alberne Zuchtlosigkeit der bayerischen Bureaukratie vor dem Jahre 1809 muß er zwar auch verurtheilen, allein dem bayerischen Heldenmuth in den Iselschlachten und in den gräßlichen Schluchtenkämpfen am Inn und am Eisack läßt er seine Ehre. Gutmüthig, wie er ist, theilt er nach allen Seiten gern freundliches Lob aus. Waren ja doch fast alle bekannteren Familien Bayerns in jenem Kriege durch ihre Angehörigen vertreten und mancher damalige Lieutenant lebt jetzt noch in hohen Würden. „Todesmuthig, löwenkühn" läßt er die Krieger mit einander kämpfen und wenn er ins Feuer kommt, zeigt er sich so freigebig mit schönen, rühmenden Wörtern, daß der Styl beinahe etwas überladen wird und fast zu sehr an die brillant verworrene Diction des Herrn von Hormayr erinnert. Namentlich kommt auch Erzherzog Johann nicht ohne Aufmerksamkeit durch und ihm zu Liebe heißt ja das Buch: Der Mann von Rinn, weil nämlich jener Prinz in einem schönen Augenblicke gefühlvoller Erinnerung den Helden also benannt. Etwas abweichend von der gewöhnlichen Praxis der Geschichtschreiber ist es aber, wenn der Verfasser da und dort poetische Citate in seine Erzählung einstreut, so daß oft mitten in einer Tirolerschlacht Don Carlos oder Wilhelm Tell zu

sprechen anfängt. Eine nicht ganz unbedenkliche Concession für die Gegenwart will es uns bedünken, daß der Geschichtschreiber seinem Hauptthelden so gut wie den anderen einen deutschen Sinn unterlegt. Dieser scheint nur sehr latent vorhanden gewesen und den Handelnden kaum je zum klaren Bewußtsein geworden zu sein. So notorisch es eigentlich ist, daß Tiroler und Bayern nicht bloß einem Volke, nämlich dem deutschen, sondern einem und demselben bajoarischen Stamme angehören, so ist doch in allen Reden und Schriften der damaligen Zeit nicht ein Wort darüber zu finden. Oesterreichisch und bayerisch waren damals so entschiedene Gegensätze, wie jetzt deutsch und französisch.

Sprechen wir indessen nicht allein vom Verfasser, sondern auch von seinem Helden und Landsmann.

Joseph Speckbacher also war am 13. Juli 1767 im Gnadenwald bei Hall geboren, in jenem schönen, duftigen Wald, den uns Friedrich Lentner in seinen Berggeschichten neuerdings so lieblich geschildert. Sein Vater war ein wohlhabender Bauer; sein Großvater hatte sich schon im Jahre 1703 ausgezeichnet, als die Tiroler den Kurfürsten Max Emanuel mit gewaffneter Hand aus dem Lande trieben. Der Vater soll oft und gerne von den Heldenthaten des Großvaters erzählt und der Sohn zur Heimgartenszeit seinen Erzählungen mit Wonne gelauscht haben.

Als Jüngling war der Seppel ein wilder Abenteurer, kam oft Tage lang nicht nach Hause, entsagte jedem stäten Aufenthalt, pürschte, nur von seinem Hunde begleitet, im Karwendelgebirge herum, schlief in Felsenhöhlen und spielte auf der Gemsenjagd hundertmale muthwillig um sein

Leben. Einmal erlegte er auch für sich einen großen Raubbären und zog damit triumphirend vor Gericht, wo er die ausgesprochene Belohnung erhielt. Auf den Scheibenschießen war er der beste Schütze, auf den Kirchweihen der erste Raufer — weit und breit kein Bauernbursche so berühmt wie er.

In diesen Tagen seiner Jugend trug sich's aber zu, daß er bei einem Kirchweihfeste zu Lans, einem lustigen Dorfe des Innsbrucker Mittelgebirges, ein Mädchen aus der Gemeinde Rinn ersah, welches urplötzlich „einen so tiefen Eindruck auf sein Herz machte, daß er, von der ersten Liebe Zaubermacht ergriffen, sich alsbald vornahm, sein regelloses Leben zu ändern und diese schöne tugendhafte Jungfrau, welche auch noch überdieß mit einem nicht unansehnlichen Vermögen ausgestattet war, zu verdienen und zu heirathen." So hing denn Seppel seine Büchse an die Wand, verdingte sich als Holzarbeiter in die Saline zu Hall, lag seinem Geschäfte mit Eifer ob, ging fleißig in die Kirche, die er auf dem Karwendelgebirg nicht immer zur Hand gehabt, und lernte sogar noch lesen und schreiben, was er früher über eitel Jägerei auch versäumt hatte.

Durch solche Besserung gewann er zum Herzen der Tochter auch allmählich die Neigung der Mutter, die den wilden verrufenen Seppel früher streng von dem Hofe gewiesen hatte, und im Jahr 1794 „schmückte der Brautkranz die schöne Marie und der Rosmarin Speckbachers herrliche Männergestalt." Der Sohn der Wildniß trat nun aber die Verwaltung des erheiratheten Hofes im Dorf zu Rinn mit solchem Eifer an und führte sie zu so allgemeiner Zufriedenheit, daß er zwei Jahre darauf einstimmig zum

Mitgliede des dortigen Gemeinde-Ausschusses gewählt wurde.

Im Jahre 1797, als die Franzosen unter Joubert von Süden her verheerend in Tirol eingebrochen, zog Speckbacher zum erstenmale als Landesvertheidiger aus und stand auf dem Berge bei Meransen im Gefechte. In dem Jahre 1805 war er abermals beim Landsturm.

Um diese Zeit, auf einem Pferdemarkt zu Sterzing, sah Speckbacher zum erstenmale den Passeirer Sandwirth, Andreas Hofer, und lernte ihn bei einem Krug Wein auch etwas näher kennen. Beide waren damals gleich alt, siebenunddreißig Jahre, und träumten noch nicht, was sie bald darnach mit einander für Heldenthaten ausführen würden.

Im Frühjahr 1808, als König Max, wie oben erzählt, zu Urban Mayr kam und in feierlichem Zuge gegen Innsbruck weiter fuhr, stand Speckbacher an der Spitze seiner Gemeinde auf der Brücke bei Volders und begrüßte seinen gnädigen Fürsten.

Im Hornung 1809 kam aber der Sandwirth, der in diplomatischen Geschäften zu Wien gewesen war, mit Speckbacher in Hall zusammen und sagte diesem und dem Kronenwirth Joseph Straub, was er unten beim Kaiser gehört hatte. Sie schlugen ihren Rath und gaben das Geheimniß weiter an die vertrauten Wirthe im Innthale und über den Brenner hinein bis gegen Meran.

Im Aprilmond sollte es losgehen. Tausende im Gebirg wußten bald von dem, was kommen sollte, aber wunderbarer Weise wurde den Bayern nicht ein verläßiges Wörtlein zugetragen.

Am siebenten April erhielt Speckbacher von dem Sandwirth die Botschaft: es sei Zeit. Jetzt wurden die verabredeten Signale ausgeführt und Hormayrs Proclamation verbreitet. Am achten schwamm ein von den Verschworenen hoch oben in den Inn geworfenes Brett mit einem kleinen rothen Fähnlein den Strom hinab, um die Dörfer an den beiden Ufern und die aufgestellten Wächter zu benachrichtigen.

Auf mehreren Bergspitzen des Innthales loderten in der Nacht des neunten die Flammenzeichen (Kreidenfeuer) auf. Ferner warf man Ochsenblut und Sägespäne in die Wellen des Flusses [1], damit diese verabredeten Zeichen auch den Landesvertheidigern des untern Innthales die Botschaft brächten: „es ist Zeit!"

Am zwölften April überrumpelte Speckbacher das schlecht besetzte Hall, und am nämlichen Tage zogen die Oberinnthaler Bauern in Innsbruck ein.

Von diesem Tage an bis zum letzten Verglimmen des Krieges in Tirol war Speckbacher fast überall dabei, wo geschlagen wurde, fast überall siegreich. Die anziehenden Einzelnheiten in dem Buche zu verfolgen, wollen wir aber dem geneigten Leser überlassen.

In den letzten Zeiten des Herbstes, als von allen Seiten die Gewitter aufzogen, stand Speckbacher mit einem kleinen Häuflein bei Melegg in der Gegend von Reichenhall. Sein Herz war trübe und er ahnte, daß alles Blut umsonst geflossen. Der Waffenstillstand von Znaim war schon am zwölften Juni geschlossen worden, aber während

[1] So nach der Vulgata, obgleich diese Art von Telegraphie sehr unzuverlässig scheint.

man die zerschmetterte Armee von Oesterreich dem Feinde sorgsam aus den Augen zog, ließ man den Tirolern aus dem kaiserlichen Hauptquartier vermelden: das Heer der Erzherzoge rücke siegreich an der Donau hinauf, und Napoleon fliehe bereits, auf allen Seiten geschlagen, über den Rhein. Der Kapuziner Haspinger verfolgte mit fanatischer Wuth alle vernünftigen Leute, die daran nicht glauben wollten. Gegen Ende Septembers kamen auch wirklich drei tirolische Häuptlinge, die früher auf die Nachricht von dem Znaimer Waffenstillstand sich nach Oesterreich geflüchtet hatten, aus dem kaiserlichen Hoflager nach Innsbruck und überreichten dem Sandwirth als Zeichen allerhöchster Gnade eine goldene Kette und drei tausend Stück ungarische Ducaten, das Einzige, was bisher aus Oesterreich geflossen war. Auch ein kaiserliches Schreiben stellten sie dem Obercommandanten zu Handen, worin er zu fernerem Widerstande aufgefordert wurde. An diesen Gaben hängt Hofers Tod zu Mantua — ohne diesen letzten feierlichen Zuspruch hätte der Sandwirth seine Waffen niedergelegt. Uebrigens wußte man damals nirgends besser als im kaiserlichen Hauptquartier, daß Alles verloren war. Man meinte nur, wenn das Kriegsfeuer in Tirol noch etwas länger unterhalten würde, möchte es vielleicht nicht ungünstig auf die Friedensverhandlungen wirken. Napoleon hatte aber jetzt 50,000 Mann zur Verfügung und schickte sie von drei Seiten ins Herz von Tirol.

Mitte October griffen die Bayern bei Melegg an, schlugen die Tiroler und nahmen Speckbachers Sohn, den tapfern Anderl, gefangen. Er selbst, der Vater, konnte mit genauer Noth entrinnen und hatte sein Leben lang an

einem Kolbenstoß zu leiden, den er damals im Gewühl erhielt.

Am neunzehnten October verkündete der Kanonendonner auf der ganzen bayerischen Heerlinie im Innthal den zu Wien am vierzehnten October abgeschlossenen Frieden. Die Tiroler glaubten aber nicht daran, weil sie erst vierzehn Tage vorher von dem Kaiser die Nachricht erhalten hatten, daß der Krieg von Neuem losbreche.

Endlich am neunundzwanzigsten October erschien im Wirthshause am Schönberg, in welches Hofer gern sein Hauptquartier verlegte, der Freiherr von Lichtenthurn als Courier aus dem kaiserlichen Hauptquartiere zu Keßthely in Ungarn. Er brachte die erste officielle Nachricht, daß Friede geschlossen worden sei; die Tiroler möchten nun Ruhe halten und sich nicht mehr zwecklos aufopfern.

Hofer wollte die Aechtheit der Botschaft nicht anerkennen, denn der Brief war nicht gesiegelt. „Bringt's Sigill" — rief er zweifelnd aus, — „nachher will i's glauben — aber so is alles Lug und Trug." Als der Freiherr von Lichtenthurn, von Jugend auf epileptisch, sein Schreiben übergeben hatte, befiel ihn aber plötzlich seine Krankheit; er stürzte mit einem furchtbaren Schrei in der Stube zusammen und lag winselnd auf dem Boden.

Die Umstehenden hielten dieß für den Finger Gottes, der den Lügner auf der That bestraft habe.

Doch gelang es noch am nämlichen Abende etlichen besonnenen Männern, den Sandwirth von der Wahrheit jener Nachricht zu überzeugen; er stellte alle seine Schreiber an und ließ allen Häuptlingen den Frieden verkünden. Er nahm sich selber vor, andern Tags den Kronprinzen von

Bayern, der ihn schon einmal hatte einladen lassen, in Hall zu besuchen. Schon waren vor dem Wirthshause am Schönberg die bekannten vier Schimmel angespannt, eine Kriegsbeute der Tiroler, die sie dem bayerischen Obersten von Epplen [1] abgenommen, damals Hofers Leibgespann — als der Kapuziner Haspinger wüthend daher eilte und den Entschluß des Sandwirths zu Boden predigte.

Wie es mit dem Sandwirth weiter ging, ist bekannt.

Speckbacher erhielt erst am sechsten November eine Friedensnachricht, der er glauben mochte. Er entließ seine Mannschaft und stieg als Flüchtling ins Gebirge, um seine Familie aufzusuchen, die schon früher den Hof zu Rinn verlassen hatte. In einer eingeschneiten Alpenhütte, hoch oben auf dem Berge, fand er sein Weib und seine Kinder. Hier übergab ihm jene ein Schreiben des Generals Deroy, welches die angenehme Nachricht enthielt, daß Anderl, sein Sohn, nach München gebracht, dort vom König gut aufgenommen worden sei und jetzt in einer Erziehungsanstalt Lateinisch lerne.

Er selbst, der Vater, war von dem General zu einer Unterredung eingeladen, allein aus Mißtrauen wagte er nicht zu folgen. Kurze Zeit darauf empfing er in seiner Bergeswüste auch ein Schreiben Hofers, in dem ihn der von allen Seiten betrogene Unglücksmann abermals zum Kampf aufbot. — Speckbacher ließ sich nochmals hinreißen und schrieb wieder Briefe an seine Vertrauten, bis er schon nach wenigen Tagen einsah, daß alles rettungslos verloren sei. Aber von da an war ein Preis auf seinen Kopf

[1] Oder dem Obersten von Spaur — die Geschichte ist über den früheren Besitzer dieser Schimmel noch nicht im Klaren.

gesetzt und er durfte sich keiner Gnade mehr getrösten. Er eilte wieder, getrennt von seiner Familie, höher hinauf, lebte allein in Sennhütten, die der Schnee vergraben hatte, in Felsenhöhlen, die vor und nachher Niemand erklommen hat. Hin und wieder wagte er sich auch in ein Bauernhaus, wenn ihn der Hunger nicht mehr rasten ließ. Nebenbei hatte er an dem Melegger Stoß zu leiden und an etlichen andern Wunden. Wo er seinen Fuß hinsetzte, waren ihm die Bayern auf der Ferse. „Ohne Obdach, leicht gekleidet, ganz allein in der schaurigen Schneewüste, wo überall Erstarrung und der Tod herrschte, wo die Sonne um jene Zeit nur selten durch dichte Nebel und knisterndes Tannengestrüpp dringend einen leichten Hauch von Wärme verbreitete, was der Verlassene nicht einmal durch Feuer ersetzen konnte, weil auch der verrätherische Rauch auf seine Spur hätte führen können, so von eisigen Winden und schauervollen Schneestürmen durchschauert, irrte er wie ein wildes Thier siebzehn Tage herum. Vier Tage blieb er auf jenen erstarrten, mit des Winters Leichentuch bedeckten Höhen ganz ohne Nahrung!"

In dieser Wüstenei fand er einmal im Schneegestöber auch seine Frau mit den Kindern wieder, die tiefer unten sich nicht mehr sicher fühlten und ausgegangen waren, Mann und Vater zu suchen. Er brachte sie zu einem befreundeten Bauern, wo sie sich längere Zeit aufhielten, die Frau angeblich als Hausdirne, die Kinder als des Hofherrn eigenes Erzeugniß.

Darauf ging er wieder in die Höhe und nahm in einer verschneiten Höhle seine Zuflucht. Als er von da aus um Mitte März einst Reisig sammeln ging, ergriff ihn eine

Lawine, nahm ihn mit sich und zerbrach ihm das Hüftbein. Unter den wildesten Schmerzen schleppte er sich zu einem Freunde auf dem Volderererberge, der ihn gastlich aufnahm und durch eine andere treue Seele verbinden ließ. In der nächsten Nacht trugen sie ihn auf öden Seitenpfaden nach seinem Hof zu Rinn und luden ihn im Stalle ab. Kam sein Knecht, Joseph Zoppl, beim Hahnschrei in den Stall und fand seinen todtbleichen Herrn. Der kluge Knecht gab zu verstehen, daß die Streifwachen der Bayern noch täglich auf den Hof kämen und grub ihm im Stall ein schmales Grab. Der Herr legte sich weltentsagend hinein, der Knecht deckte ihn mit Brettern zu und breitete über diese Kuhmist aus. Frau und Kinder, die unterdessen wieder in ihre Heimath eingezogen waren, hatten keine Ahnung, wer in ihrem Stall begraben liege. Eben so die bayerischen Einquartierungen, die fast täglich auf dem Hofe übernachteten.

In dieser Grube, von seinem Knechte Zoppl mit Ammensorgfalt verpflegt, hielt Speckbacher fast sechs Wochen aus; die Kleider faulten ihm zwar zuletzt am Leibe, aber seine Wunden und Brüche heilten leidlich zusammen.

In den ersten Tagen des Wonnemonds nahm er Abschied von seinen Lieben, lud sich einige Pfund Fleisch und einiges Brod auf und ging über die Jöcher nach Dux, von da ins hintere Zillerthal, dann weiter über die Gerlos ins Pinzgau, nach Steiermark und zuletzt nach Wien, wo er Ende Mai ankam. So lange er in Feindes Land war, getraute er sich nicht, menschliche Wohnungen zu betreten. Schlafen konnte er sehr wenig; wenn er sich auf den nackten Erdboden hinstreckte, zwang ihn die Kälte auf

jenen Höhen bald wieder aufzubrechen. Dabei war seine Phantasie so fieberisch aufgeregt, daß ihn selbst im kurzen Schlafe kriegerische Traumgestalten verfolgten. Dergleichen Phantasiegebilde sollen bei dem erschreckten Volke in Tirol nach dem Aufstand vielfältig vorgekommen sein. Heiligenbilder sollen geweint, Crucifixe an Kreuzwegen mit den Augen gewinkt haben; abgeblühte Lilien und Sträuße, die auf den Altären standen, erhoben wieder frisch ihre Kelche, wenn die Wittwen und Waisen der auf dem Schlachtfelde entschlummerten Landesvertheidiger sich inbrünstig vor den Madonnen niederwarfen. Auf unzugänglichen Felsen versicherte man Gewieher kriegsmuthiger Rosse gehört zu haben. Aus Mooren und Heiden streckten zerfleischte Arme und krallenartige Finger sich dem schaudernden Wanderer entgegen. Den alten Kaiserthurm zu Kufstein wollte man mehrmals in Flammen sehen. In dem blutgetränkten Friedhofe zu Wiltau meinte man auf den Gräbern der erschlagenen Tiroler blaue Flämmchen zu gewahren. Im Thal Passeier hörte man schweren Kanonendonner oft an Tagen, wo weit und breit Niemand einen Schuß abließ.

Dieses halbe Jahr aus Speckbachers Leben hat zuerst Bartholdy in seinem „Krieg der Tiroler Landleute" nach Erzählungen, die jener zu Wien gegeben, im Jahre 1814 dem deutschen Vaterlande mitgetheilt. Wunderbar, wie der Bericht lautet, ging er bald auch in englische und französische Bücher über. Die Tiroler, die ihn dort lasen, wollten ihn aber selbst nicht glauben. Ich erinnere mich wenigstens, daß ich vor manchem Jahre im Tirolerboten eine Anzeige gefunden, worin sich ein junger Kritiker über

ein ausländisches Buch erboste, welches wortgetreu, aber ohne die Quelle zu nennen, die Bartholdy'sche Erzählung wiedergab. Recensent fand es sehr betrübend, daß unberufene Ausländer die Tiroler derlei erlogene Abenteuer bestehen ließen. Er wußte also gar nicht, daß der Urheber dieser Erzählungen der edle Dulder selbst gewesen. Gubernialrath Voglsanger, der gewissenhafte Mann, beschämte ihn später dadurch, daß er alle diese Abenteuer wieder in die Skizze aufnahm, die er selbst von Speckbachers Leben niederschrieb. J. G. Mayr will seine Erzählung aus dem Munde seines Helden selbst vernommen haben. Uebrigens haben Andere nicht viel weniger ausgestanden, nur ist es im Einzelnen nicht so bekannt geworden. Auch der unselige Kolb, der am Ende des Aufstandes eine so wahnsinnige Rolle gespielt, lag mit seinem Sohne sechs Wochen in einer Alpenhöhle des Lüsenthales. Joachim Haspinger war neun Monate lang bei einem Freunde zu Goldrain im Vinschgau verborgen, bis er sich nach Oesterreich retten konnte.

Der Kaiser zu Wien soll den Mann von Rinn mit ungemeiner Huld empfangen haben; er verlieh ihm eine goldene Medaille und ein Landgut in Ungarn, im Temeswarer Banat. Die flüchtigen Tiroler sollten sich überhaupt dort unten in Ungarn ansiedeln und eine säuberliche Niederlassung herstellen. Als Speckbacher jedoch an Ort und Stelle kam, das niedrige, sumpfige Land und das walachische Volk, seine künftigen Nachbarn, betrachtete, wollte ihm das ungarische Bauernwesen sehr wenig gefallen. Er schrieb gleichwohl an seine Frau, ob sie kommen wolle; sie antwortete aber, sie könne ihr liebes

Heimathland nicht verlassen. Nachdem Speckbacher diesen sehr beredten Brief erhalten hatte, gab er den ungarischen Tröbel gerne wieder auf.

Uebrigens weiß ich doch wirklich nicht, ob solche Briefe als echt gegeben werden sollten, da doch jeder vernünftige Leser sieht, daß sie von dem angeblichen Briefsteller oder der angeblichen Briefstellerin unmöglich geschrieben sein können, dagegen höchst wahrscheinlich vom Herrn Pfarrer, Herrn Adjuncten, Herrn Doctor herrühren. Die juridische Regel quod subscripsi scripsi kann da doch unmöglich gelten. [1]

[1] Diese Bemerkung hat mir mein seliger Freund, der Verfasser, damals fast übel genommen. Er trat sehr lebhaft für die Aechtheit des Briefes ein, den übrigens schon Bartholdy (mit einigen unwesentlichen Abweichungen) veröffentlicht hat. Ich gab wohl zu, daß der Brief die Gedanken der Frau Speckbacherin enthalte und wohl auch von ihr unterzeichnet sein möge — — aber das Concept verrathe eine so geübte und gebildete Hand, wie ich sie dem Schmiderer Moidele von Rinn — nach dem damaligen Zustande des Volksschulwesens in Tirol — unmöglich zutrauen könne.

Uebrigens wurden 1857, bei einer Ausbesserung des ehemals Speckbacher'schen Hauses am Judenstein bei Rinn, hinter dem Stubengetäfel einige Schreibereien und darunter auch ein Brief gefunden, welchen Speckbacher von Wien aus am 19. Jänner 1811 seiner Frau geschrieben und zwar als Antwort auf den oben erwähnten, worin diese ihn nach Ungarn zu begleiten abgelehnt hatte. Aus diesem Schreiben, das die tirolischen Zeitungen in jenen Tagen buchstäblich mittheilten, ist nun deutlich zu ersehen, was der Speckbacher auf dem Papier leisten konnte. Der Anfang, in welchem er zunächst die von der Gattin erhaltene Nachricht, daß alles Vieh erkrankt sei, ins Auge faßt, ist z. B. geschrieben wie folgt:

„Ich Erfreie Mich der Nachricht das ich erforn habe In Deinem Schreiben das Du Gott lob und Dank Dich gesunt befindest. Wie auch

Bald darauf kaufte er sich ein Gütchen in einem Dorfe bei Wien, wobei er aber den Kaufpreis zum größten Theile schuldig bleiben mußte. Nun schrieb er auch wieder seiner Frau, und die Speckbacherin kam wirklich zu ihm, konnte es aber vor Heimweh nicht aushalten und zog wieder nach Tirol. Auf der Heimreise wurde sie übrigens von der bayerischen Polizei in Salzburg aufgegriffen und nach München geschickt, wo sie dreizehn Wochen im Taschenthurm sitzen mußte, ohne zu wissen warum.

Ihr Sohn Anderl war zur selben Zeit, fast als königlicher Günstling, noch in derselben Stadt und, wie oben bemerkt, in einer Erziehungsanstalt.

Speckbacher konnte aber das Gut in dem Dorf bei Wien nicht halten und war bald gezwungen, es mit vielem Schaden zu verkaufen. Er gerieth dadurch in so mißliche Umstände, daß er seine goldene Medaille versetzen mußte, ja zuletzt verrichtete er in Wien die gemeinsten Taglöhnerarbeiten, um seines Lebens Nothdurft zu erwerben. Er soll da während des Holzhackens oft über die Dankbarkeit nachgedacht haben, welche die Herren dieser Erde denen, die sich für sie geopfert, zu erweisen pflegen — ein Thema, welchem zu Liebe bekanntlich Berthold Auerbach seinen Andreas Hofer geschrieben hat.

unsere lieben Kinder und Meine liebe Geschwisterat ich verhof auch das es mit den sich (Vieh) Wird mit der Gottes Hilf beßer Werden."

Wenn nun auch das Moidele in ihren jungen Tagen fleißiger in die Schule gegangen als der Seppel, so möchte ich doch nicht zugeben, daß sie ihm in schriftlichen Arbeiten bedeutend voraus gewesen sei und wenn sie selber schrieb, wird sie nicht viel besser geschrieben haben, als der Gatte.

Indessen kam auch wieder eine Gelegenheit, wo man den Helden benutzen konnte. Man hatte 1813 während der Sommerzeit in Wien zum zweitenmale den Plan gefaßt, die Tiroler aufzurufen und eine strategische Diversion zu versuchen. Man wollte dadurch Bayern, das noch mit den Franzosen verbunden war, von diesen losreißen und der guten Sache zuführen. So steckten sie den Mann von Rinn in eine Jägeruniform, gaben ihm den Majorstitel und sandten ihn in seine Heimath, wo er wegelagernd, abenteuernd sich bald da, bald dort erblicken ließ. Diese alberne Hetzerei vom Jahre 1813 steht aber in Tirol in so üblem Geruche, daß die Betheiligung daran selbst auf Speckbachers Namen einen Flecken geworfen hat. Die Tiroler hatten alle Lust zu einem Volkskriege verloren und belegten ihren Helden, wo er sich auch zeigte, mit höhnischem Spott und derben Schimpfnamen. Als er nichts ausrichtete, wurde er auch von Wien aus desavouirt; die bayerischen Behörden setzten einen Preis von tausend Gulden auf seinen Kopf.

Am achten October schloß Bayern zu Ried das Bündniß mit Oesterreich, und somit wäre denn einstweilen alle Ursache zu neuen tirolischen Händeln gehoben gewesen; allein wie die biedern Landleute eigentlich gar nie wußten, was mit ihnen vorging, so kam es auch diesesmal, daß noch am neblichten Morgen des zehnten Decembers eine aufständische Rotte unter kaiserlicher Fahne die schwache Garnison von Innsbruck, die wegen des abgeschlossenen Bundes an keinen Unfrieden mehr dachte, überfiel und zum Weichen nöthigte.

Im Pariser Vertrag vom 30. Mai 1814 fiel Tirol

und Vorarlberg wieder an Oesterreich zurück, und so hatte Speckbacher auch den Tag erlebt, wo er sein Vaterland und sein Haus in Ehren wiedersehen, seine Frau und seine Kinder wieder am eigenen Herde umarmen konnte. So bezog er denn wieder seinen Hof zu Rinn und lebte etliche Jahre als schlichter Bauer. Der Kaiser verlieh ihm zum zweitenmale eine goldene Medaille, die ihm in der altehrwürdigen Pfarrkirche zu Schwaz um den Hals gehängt wurde. Zu gleicher Zeit wurde ihm eine jährliche Gnadengabe von tausend Gulden ausgesetzt. Um diese Zeit erhielt er auch seinen Sohn wieder zurück, der sechs Jahre lang zu München seinen Studien obgelegen war.

Speckbacher konnte indessen der Segnungen des Friedens nicht recht froh werden — er war bresthaften Leibes und hatte viel zu tragen an den Wunden und Stößen, die er erhalten, an den Nachwirkungen jener Leiden, die er ausgestanden. Er gab die Bauernwirthschaft auf und zog nach Hall herab, in die nahe Stadt. In der Stadtluft wurde aber sein Siechthum immer ärger; wie sein Leib, brach jetzt auch sein Geist; er wurde grämlich und trübsinnig. Manche meinen, es habe ihn schwermüthig gemacht, daß von den schönen Verheißungen, die für sein Vaterland in der Zeit der Noth ergangen waren, jetzt im Frieden so wenige zur Geltung kamen.

Mit Anfang des Jahres 1820 wurde er immer leidender, und am 28. März dieses Jahres ist er zu Hall in den Armen seines Weibes verschieden.

1873.

Es sei mir gestattet, hier auf Seite 87 und folgende im ersten Band der zweiten Auflage der „Drei Sommer in Tirol" hinzuweisen, wo ich etliche Mittheilungen über J. Speckbacher niedergelegt, welche ich dem Herrn Pfarrer Ascher in Rattenberg verdanke. Etwas später, Juni 1871, erhielt ich von Herrn Dr. J. Stolz, Director der Landesirrenanstalt zu Hall, noch einige schriftliche Angaben „über die hinterlassene Familie des Landesvertheidigers und Schützenmajors Joseph Speckbacher," allein ich konnte sie damals nicht mehr verwenden, weil jener erste Band schon gedruckt und später keine Gelegenheit mehr war, auf den Mann von Rinn zurückzukommen. Ich erlaube mir nun nachträglich jener Zuschrift Folgendes zu entnehmen:

Aus Speckbachers Ehe mit dem Schmiderer Moidele sind fünf Kinder hervorgegangen: der oben erwähnte, im Jahre 1798 geborene Anderl, der bis zum Jahre 1816 im holländischen Institut zu München erzogen wurde, ein jüngerer Sohn, Joseph, geboren 1803, und drei Töchter, Maria, Anna und Katharina. Die Töchter blieben unverehelicht und widmeten sich vorzüglich der Pflege ihrer trefflichen Mutter, welche durch den Kummer, die Schrecken und Qualen, die sie in den Jahren 1809 und 1810 ausgestanden, die Wohlthat des Schlafes zum großen Theile eingebüßt hatte. Häufig vernahm sie jeden Stundenschlag in der Nacht. Dessen ungeachtet erreichte sie das hohe Alter von zweiundachtzig Jahren und verschied, betrauert von Allen, die ihre Offenheit und ihre Herzensgüte kannten, am achten Jänner 1848 zu Hall.

Die älteste Tochter, Maria, ist seitdem, 1870, ebenda verstorben. Sie war neunundsechzig Jahre alt geworden. Die beiden andern, nicht viel jüngeren Schwestern leben noch in tiefer Zurückgezogenheit zu Hall und genießen einer jährlichen Gnadengabe von je dreihundert Gulden.

Der jüngere Sohn, Joseph, besuchte in seiner Jugend das Gymnasium in Hall, trat dann als Kanzleipraktikant bei dem dortigen Landgericht ein und rückte endlich zum Adjuncten beim Oberlandesgericht zu Innsbruck vor, „wo er sich durch seine Brauchbarkeit, seinen tüchtigen Charakter und seine Bescheidenheit das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Achtung seiner Mitbeamten erwarb." Nach vierzigjähriger Dienstzeit trat er 1870 in den Ruhestand. Er lebt jetzt unverehelicht zu Innsbruck.

Andreas, der ältere Sohn, hatte sich dem Bergwesen gewidmet, sich schon in jungen Jahren mannichfach hervorgethan und war zuletzt Verwalter am Hüttenamte zu Jenbach. Er erkrankte 1833 an einer Erkältung, die er sich auf einer amtlichen Bergfahrt zugezogen hatte, begab sich dann der bessern Pflege halber nach Hall, genas aber nicht wieder, sondern starb in dieser Stadt am 25. März 1834.

Andreas Speckbacher vermählte sich 1828 zu glücklichster Ehe mit Fräulein Luise Mayr, welche 1800 zu Schwaz geboren war. Ihr Vater, ein Bergwerksbeamter daselbst, wurde 1809 unter der bayerischen Regierung nach München versetzt, kehrte aber, nachdem Tirol wieder an Oesterreich gefallen, als k. k. Bergrath nach Hall zurück. Seine Tochter, welche zu München eine sorgfältige Erziehung erhalten, beschenkte ihren Gatten mit zwei Mädchen, Luise

und Emilie. Als sie Wittwe geworden, nahm sie mit diesen ihren Aufenthalt zu Schwaz, wo sie am 2. April 1855 starb. Die jüngere Tochter, Emilie, wurde 1858 die Gattin des oben genannten Herrn Dr. J. Stolz, eines rühmlichst bekannten Irrenarztes, bei welcher Gelegenheit auch ihre Schwester Luise das stille Schwaz verließ und zu ihrem Schwager nach Hall zog. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, Joseph, geboren den 24. Mai 1860 und Luise, geboren den 1. October 1862, die einzigen Urenkel des ehemaligen Landesvertheidigers und Schützenmajors Joseph Speckbacher.

XII.

Friedrich Panzer.

1855.

Nachdem unsre Blätter nachgerade mehrere Besprechungen der bayerischen Sagen und Bräuche von Friedrich Panzer[1] gebracht haben, so scheint es nicht überflüssig, hieran auch einen kurzen Lebensabriß des trefflichen Mannes und einige Nachrichten über seine liebenswürdige Persönlichkeit anzureihen.

Friedrich Panzer wurde am 22. October 1794 zu Eschenfelden, im jetzigen Landgericht Sulzbach der obern Pfalz, geboren. Die Pfalzgrafen von Sulzbach, aus dem wittelsbachischen Hause, bekannten sich, wie man weiß, stellenweise zum Lutherthum, und in ihren Landen gediehen beide Confessionen, die alte und die neue, friedlich neben einander, so daß es sich ganz ungezwungen erklärt, wenn Friedrich Panzer der Sohn eines evangelischen Pfarrers gewesen. Nachdem er mit großem Fleiß und nicht ge-

[1] Bayerische Sagen und Bräuche. Beitrag zur deutschen Mythologie von Friedrich Panzer. München bei Chr. Kaiser. Zwei Bände. 1848. 1855.

meinem Erfolge den Gymnasialstudien obgelegen, wendete er sich zur Architektur und erhielt seine erste Anstellung im Jahr 1818 als Ingenieur bei der kgl. Bauinspection zu Speier. Ebenda schloß er auch, noch in jungen Jahren, eine glückliche Ehe mit einem Fräulein aus Karlsruhe. Seine Geschicklichkeit bahnte ihm rasch den Weg zu höheren Stellen, und wir sehen ihn, immer vorrückend, nach einander zu Würzburg, Bamberg, Nürnberg, zuletzt als Oberbaurath im Ministerium zu München. Hier starb er am 16. November 1854.

Dem Talent und den Kenntnissen, die der Verstorbene im Bauwesen zeigte, hat es nie an Anerkennung gefehlt, doch war in diesem Stück sein Ehrgeiz leicht befriedigt. Ein größeres Behagen und herzlichere Ergötzlichkeit fand er aber in den Arbeiten, deren Ergebnisse in den beiden Bänden bayerischer Sagen und Gebräuche vor uns liegen. Die Studien, die Jakob Grimm eröffnet, hatten den jungen Mann schon früh begeistert, und schon viele Jahre, ehe der erste Band seines Werkes erschien, ging er auf den mannichfaltigen Reisen, die er in seinem Beruf zu unternehmen hatte, nebenbei auch den alten Sagen und den alten Sitten nach, sammelte mit Bienenfleiß was ihm von dieser Art entgegenkam, und strengte dann alle seine Kraft an, um das Gesammelte zu deuten und zu erklären. Friedrich Panzer verstand Griechisch so gut wie wenige unserer Architekten, war ein gründlicher Kenner des Altnordischen und des Angelsächsischen, nicht minder bewandert in den neuern Sprachen und hatte zu seinen Diensten eine unermeßliche Belesenheit. „Nur selten,“ sagt Ernst Ludwig Rochholz zu Aarau, der den zweiten Band mit

einer schönen, warmgefühlten Vorrede begabte, „nur selten wird ein Autor so ganz mit seiner Schrift verwachsen, so ganz in ihr aufgehen wie Panzer, der nun im Andenken aller, die ihn jemals kennen gelernt haben, völlig unzertrennbar erscheint mit dem Kinde seiner Sorge und Mühe, mit der bayerischen Sage. ... Er sah dem deutschen Wissen eine Zukunft bereiten, in welcher der jetzt noch tief verschüttete Grund unserer Anschauungs- und Denkweise wieder blühend und hell werden würde wie ein sonnenwarmer Frühlingsanger, und in solcher Hoffnung konnte er dann auf Augenblicke sogar die Schmerzen der Krankheit vergessen. Vergessen war es ihm dann, wie einsam er in seinen Bestrebungen die längste Lebenszeit hatte bleiben müssen; vielmehr überließ sich seine Seele, die ohnedieß nicht zu altern vermochte, noch den kindlichsten Empfindungen von Liebe, Dank und Freude."

Ueber den Inhalt der beiden Bände wollen wir hier nur wenige Worte niederlegen. Der erste, der im Jahr 1848 erschien, befaßt sich zunächst mit der Sage von den drei Fräulein, die in Altbayern und in den angränzenden Nachbarländern häufig wiederkehrt, ja durch Panzer eigentlich von Meransen bei Brixen in Tirol bis in den Dom zu Worms verfolgt worden ist. Diese drei Fräulein setzt die Sage allenthalben in ein vor uralten Zeiten versunkenes Schloß, in dessen unterirdischen Hallen noch ein großer, von grimmigen Thieren bewachter Schatz zu finden ist. Diese Sage hat Panzer geistreich und überzeugend auf einen bei dem alten Volke der Bojoaren obwaltenden Cultus der Nornen, der Schicksalsgöttinnen, gedeutet.

Im zweiten Bande wird noch manches seitdem Ge-

fundene beigebracht, was sich auf denselben Gegenstand bezieht, überdieß aber ungemein viel Neues und Bedeutsames über andere mythologische Dinge. So ist denn eine reiche Quelle geöffnet in einem Lande, wo sie ehedem wohl von den wenigsten vermuthet wurde, eine reiche Quelle, an der ihr Finder, wie oben schon Hr. Rochholz angedeutet, sich allerdings fast einsam labte. Friedrich Panzer theilte mit dem unübertrefflichen Andreas Schmeller, seinem oberpfälzischen Landsmann, ein gleiches Geschick. Beider Fleiß und Sorge um Sprache, Ueberlieferungen, Sitten und Gebräuche der Altbayern wurde nämlich von den Gebildeten im deutschen Auslande viel höher angeschlagen und weit besser gewürdigt als von ihren Landsleuten an der obern Donau. Ist doch Schmellers unsterbliches Werk unter den Bojoaren kaum seinem Dasein nach bekannt! Auch Friedrich Panzer fand bei Lebzeiten wenig Beifall und Ermuthigung, und von den Ehren der Wissenschaft, welche hie und da zu erringen sind, wurde ihm, so viel wir wissen, keine zu Theil. Vielleicht daß nunmehr, nachdem der Edle dahingegangen, die Saat die er ausgestreut, zu fröhlichem Wachsthum gedeiht, vielleicht daß auch jene noch von ihrem Trotze lassen, die das Buch zur Zeit nicht anrühren wollen, weil es lateinisch gedruckt und die Hauptwörter nicht mit großen Buchstaben geschmückt sind. (So wird der Geist dieses Menschenalters, der kaltblütig weissagt wie sich die „Zukunft" nur aus einem Knäuel von blutigen Umwälzungen herausgebären werde, oft stutzig und kleinmüthig bei den geringsten unblutigen Revolutionen in der Buchstabenschrift.)

Allerdings sind jene Studien so nothwendig, daß sie

vom Willkomm der Landsleute kaum abhängig erachtet werden können. Die gebildeten Stände sind längst aus dem Zauberkreis der alten Mythe getreten, und so ist, was dieses Kleinod betrifft, eigentlich der Bauer jetzt der Erz- und Erbschatzmeister des Reichs geworden. Aber auch der Sinn des Landmanns wendet sich wie vom alten Aberglauben, so von alten Mythen ab, und das völlige Verklingen der Sagen und ihre Feststellung und Erhaltung durch den Druck werden so ziemlich in Ein Jahrhundert zusammenfallen. In gleicher Weise werden auch die Dialekte, wenn nicht aussterben, doch durch den Einfluß des Hochdeutschen, der nicht auszuschließen ist, in ihrer Eigenthümlichkeit wesentlich beeinträchtigt werden. So besitzen denn die Bayern in dem Wörterbuche Schmellers und in dieser Arbeit Panzers zwei Werke, um welche sie sich beneiden lassen dürfen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir aber auch auf ein kleines, eben erschienenes Schriftchen des Freiherrn Karl v. Leoprechting über Sagen und Gebräuche des bayerischen Lechrains [1] hinweisen. Der Verfasser macht auf die gelehrte Tiefe Panzers keinen Anspruch, aber es kommt ihm der Umstand zu statten, daß er offenen Sinnes lange Jahre in einem Dorfe wohnhaft war und beim Abendtrunke mit den Landleuten schwatzend ihre innersten Herzkammern aufzuschließen wußte. Das Büchlein enthält darum sehr viele neue und merkwürdige Dinge. Ueberdieß war auch der geistreiche, frühverstorbene Lentner in höherem Auftrage manches Jahr beschäftigt, Lieder und Sagen, Volksmeinungen und Bauernregeln, Glauben und Aber-

[1] Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde von Karl Freiherrn v. Leoprechting. München. Liter. artist. Anstalt. 1855.

glauben, Gebräuche im Winter und Sommer, bei Geburten, Hochzeiten und Sterbefällen, ältere und neuere Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaues, kurz das ganze Thun und Lassen dieser Nation schriftlich aufzunehmen und so des Bayerlandes gesammtes Volksthum gleichsam zu inventarisiren. Bekanntlich wird jenes Unternehmen zur Zeit von den HH. Riehl und Fentsch fortgesetzt und zu Ende gebracht. Wenn diese Ergänzung zu dem hinzutritt, was Schmeller und Panzer hinterlassen, was uns eben Leoprechting geschenkt, so wird uns damit ein treuer und verlässiger Spiegel unserer Art in die Hand gegeben sein. Wir können dann mit Unbefangenheit erwägen, ob und welche Flecken zur Zeit noch die Schönheit unseres Nationalcharakters entstellen, und werden, so wir deren finden, mit vereinten Kräften uns bestreben, solche zu unserer und des deutschen Namens Ehre auszutilgen und abzuthun.

Auf diese Weise könnten wir leichtlich noch die Bewunderung der Bruderstämme werden, deren glänzender Ausbund jetzt so exemplarisch in unsere Mitte gestellt ist und allen Guten Nacheiferung gebeut.

XIII.

Neuestes aus der bayerischen Urgeschichte.

1857.

Aus der heurigen Sommerfrische und dem bayerischen Hochland, mit dem ich mich die letzte Zeit beschäftigte, ziehe ich jetzt, da die Feder einmal im Schnurren ist, in die bayerische Vorzeit hinein, um einige neuere Arbeiten in diesem Betreffe abzuhandeln.[1] Auch hier fällt mir der alte Westenrieder wieder ein, und es will mich fast bedünken, daß wir seit seinem ersten Auftreten im historischen Feld keine erheblichen Fortschritte gemacht, vielmehr daß die wirklichen Fortschritte nur zum kleinen Theil von den Altbayern ausgegangen sind. Es war vielleicht nach jenem Vorgänger mehr zu erwarten. Selbst die früher erwähnte Beschreibung seiner Reise nach Starenberg erweckt uns reichere Ahnungen. Wie idyllisch nämlich, wie genügsam, wie engbeschlossen, und doch wie hoffnungsvoll erscheint aus diesem Büchlein die bayerische Welt von Anno 84! Hoffnungsvoll sag' ich, denn bei aller Bescheidenheit schien man doch zu erwarten, daß von den sieben Gipfeln des deutschen Parnasses wenigstens einer der bayerischen Nation anheimfallen würde. Ein

[1] Diese Stelle bezieht sich auf „Das bayerische Hochland" von L. St. S. 117.

Landshuter Schiller schien damals noch eben so möglich, als ein Straubinger Goethe und ein Lessing aus München oder Ingolstadt. Allein die poetische Frühlingszeit, die das verjüngte Deutschland damals feierte, trieb auf unserm andächtigen Flachland gleichwohl nur wenige Sprossen. Karl Theodor und seine Pfaffen wußten alle Pflänzchen auszutreten, die Max III. einst gesetzt. Fünfundzwanzigjähriger Schlachtenlärm war den Musen auch nicht günstig, und die Verheerungen fremder Kriegsvölker zerstörten die Hausgärtchen, in denen die damalige deutsche Romantik etwa hätte erblühen können. Später fand man es zu schwierig, das Versäumte nachzuholen. Um der langen Ungewohntheit nicht überschwere Aufgaben zuzumuthen, lud man also schon früh von allen Seiten Gäste ein. Unser Land ist gerade wie die Insel Sicilien — meinte neulich ein Altbayer — ultramontane Saracenen und denkgläubige Normannen raufen sich seit Menschengedenken so lärmend darum, daß der schüchterne Eingeborene eigentlich gar nicht zu Worte kommt. Und siehe da — ehe wir den eigenen Boden recht bebaut und zum Grünen gebracht, hat die ungeheure Entfaltung der Weltgeschichte den Blick in alle Weiten gezogen, das Ferne nahe gelegt, das Nahe uns entfernt. Das Aufblühen von Schanghai scheint jetzt manchem wichtiger, als das Gedeihen von Seeshaupt; viele warten mit dem Fragmentisten ängstlicher auf die türkischen Reformen, als auf unsere eigenen, und der Kampf, das Auf- und Niedergehen der amerikanischen Staatsgestirne dünkt etlichen Kosmopoliten sogar bedeutsamer, als die Ereignisse an dem blau und weißen Reichshimmel, der an der Isar über uns lacht.

Ist der Kreis, den unsere Theilnahme jetzt umspannt, so ungeheuer, unsere Gedankenwelt so großartig, so müssen wir's desto dankbarer aufnehmen, wenn einmal wieder ein Eingeborener die freilich unweltläufige Frage nach Herkunft und Abstammung unseres Volkes behandelt, wie es Herr Siegert, der bekannte Rechtsanwalt zu Trostberg an der Alz, in seinen vor zwei Jahren erschienenen „Grundlagen zur ältesten Geschichte des bayerischen Hauptvolksstammes und seiner Fürsten" gewagt hat. Die bayerische Urgeschichte ist übrigens ein Feld, auf dem sich jüngst auch Herr Matthias Koch aus Wien hervorgethan, indem er voriges Jahr zu Leipzig seine Untersuchungen „Ueber die älteste Bevölkerung Oesterreichs und Bayerns" ans Licht treten ließ. Wenn dieser Gelehrte Anzeige erhält, daß irgendwo im grauen Alterthum eine Dunkelheit bemerkt werde, so eilt er sogleich gefälligst an die hülfsbedürftige Stelle und weiß dann mit etlichen längst bekannten Citaten, etlichen entlehnten Hypothesen und etlichen keltischen Etymologien eine solche Beleuchtung zu veranstalten, daß er selbst ganz verblendet wird und die wunderlichsten Einfälle drucken läßt. Aber nicht allein ein Rechtsanwalt zu Trostberg, sondern auch ein anderer zu Salzburg, Herr Dr. August Prinzinger, versenkte sich in jenes tiefe Dunkel und gab seine Forschungen heraus als: „Aelteste Geschichte des bayerisch-österreichischen Volksstammes," welche wir unten auch ein wenig besprechen werden. Einen dritten Gelehrten dieser Art besitzen wir in dem Rechtsanwalt Dr. Wolf zu Pfaffenhofen, der freilich schon vor längerer Zeit seine bayerische Geschichte und viele andere Schriften veröffentlicht und deren Titel der vergeßlichen Mitwelt zur

heilsamen Erinnerung auf seiner Visitenkarte treu und fleißig verzeichnet hat. So liegen denn drei Advocaten vor uns, die sich mit Urgeschichte beschäftigen, und ein vierter ist's, nebenbei gesagt, der dieses schreibt.

Soll es nicht seine Gründe haben, daß sich gerade die Sachwalter, die ins dornichte Leben von heute mitten hinein geworfen sind, am liebsten mit längst verklungener Vergangenheit beschäftigen und in ihr jene Erholung suchen, die sie die verfahrene Rechtssprechung der Gegenwart vergessen läßt und die penelopeische Arbeit der Paternitätsprocesse, wo die Nacht so leicht wieder auftrennt, was Advocaten und Richter bei Tag in Ordnung gebracht?

Es ist ein seltsamer Hang, daß die heutigen Bajoaren, d. h. nicht alle, sondern nur die gelehrten und auch von diesen nur einige auserwählte, so gerne „ächte Kelten" sein, ihre edle deutsche Abstammung verläugnen,[1] mit einem Wort aus der eigenen Haut fahren möchten! So findet auch Herr Siegert Ehre und Ruhm darin, ein keltischer Boier zu sein, und sucht in seinen Landsleuten das gleiche stolze Bewußtsein zu erwecken. (Herr Koch kämpft als österreichischer Amateur für dieselbe Thesis, doch nicht so fast, um den Gefühlen der Bayern einen höheren Schwung zu verleihen, als aus Eifer für die Wissenschaft und aus Liebe zur historischen Wahrheit).

Wenn man nun in früheren Zeiten, als die Namen der Kelten und Germanen noch haltlos durcheinander

[1] Ganz anders schon die alten Trierer und Nervier. Treviri et Nervii circa affectationem Germanicae originis ambitiosi sunt, tanquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur. Tac. Germ. 28.

schwankten, nicht recht wußte, was man aus sich selber machen sollte, so dürfte dieß immerhin eines milden Urtheils würdig sein — bedenklicher schon erscheint es, daß man zur Zeit des großen Napoleon gern mit dem Ursprung aus dem gallischen Holzland (bois, wovon nach damaliger Deutung Boier) prahlte, allein man darf nicht vergessen, daß in wohlpolicirten Staaten sich auch die Geschichtschreibung nicht ungern nach dem Bedürfniß des öffentlichen Wohles richtet. Ich erinnere mich auch an ein jetzt vergessenes Büchlein aus dem Jahr Neun (man schreibt es einem jungen Jägerofficier zu), in welchem der Verfasser nicht ohne Pathos ausruft: „Und der deutsche Celte (Bayer) soll zu dem österreichischen Slaven um Schutz kommen? Wenn er Schutz bedarf, so bleibt er bei seinem Stamm, dem celtischen Gallier!" Wenn dieser Glaube damals sogar bis in die leichte Infanterie vorgedrungen war, so kann man unschwer ermessen, wie tief er im wissenschaftlichen Hauptquartier saß. Die meisten altbayerischen Celebritäten wollten zu jener Zeit nur Gallier sein (die „Norddeutschen" in München, die eine andere Ueberzeugung hatten, mußten darum merklich leiden), und Vincenz von Pallhausen, der damalige geheime Staatsarchivar und Reichsherold, war ein großer Keltomane vor dem Herrn.

Dieser sonderbare Gelehrte hatte sehr viel gelesen und besaß ein großes bayerisches Herz. Unser Völklein hatte damals eben die Karl-Theodorische Pfaffenwirthschaft abgethan und auf allerlei Schlachtfeldern allerlei Siege erfochten, glänzte also durch Aufklärung, wie durch Kriegsruhm, so daß es sich allmälich etwas einzubilden begann. Wer weiß, wie hoch der Nationalstolz noch gestiegen wäre,

wenn uns die Vorsehung nicht Ludwig den Teutschen gesendet hätte, der ganz der Mann war, uns wieder bescheiden, ja fast schamhaft zu machen. Aber zu Pallhausens Zeiten glaubten die Eingeborenen nicht Ehre und Glanz genug auf den angestammten Namen häufen zu können. In jenen Tagen, als die germanistischen Studien noch kaum begonnen, als Jakob Grimm und Andreas Schmeller ihre Schätze noch nicht ans Licht gegeben hatten, damals schien der keltische Ursprung auch noch vornehmer und beneidenswerther, als der deutsche. Deßwegen sagt denn auch Pallhausen in seinem „Nachtrag zur Urgeschichte der Bayern" (München, 1815) nicht ohne Selbstgefühl: „Die Bojer oder Bojoarier waren also ursprünglich kein teutsches Volk, sondern gallische Kelten. Die Bojer oder Bojoarier sind erst Teutsche geworden unter den Karolingern durch ihre Verbindung mit den Teutschen, und sonderheitlich durch den Vertrag zu Verdun im Jahr 843, durch Annahme der teutschen Sprache, der Sitten und Gebräuche: und von nun an behaupteten sie auch durch ihre innere Kraft, durch ihre Tapferkeit, durch ihren Biedersinn nicht den letzten Platz unter den teutschen Völkerschaften."

Diese bayerischen Bojer bestanden aber nach Pallhausen zum einen Theil aus einem keltischen Urvolk, das sich schon in frühesten Zeiten auf unserer Hochebene niedergelassen, und zum andern Theile aus boischen Stämmen, die ihr Glück in Italien, in Griechenland, im asiatischen Galatien versucht, es aber dort nicht gefunden hatten und wieder zurückgekehrt waren, um sich im bayerischen Bojerlande festzusetzen. Diese Einwanderer, die sich im Ausland gebildet, hätten nun allerlei schöne Künste und nütz-

liche Uebungen mitgebracht und habe sich deßhalb das Bojervolk bald vor allen Nationen diesseits der Alpen rühmlich hervorgethan. Es habe den Ackerbau fleißig betrieben, wogegen Tacitus von den Deutschen bekanntlich sage, daß sie sich diesem Fache nicht widmeten; es habe das norische Eisen zu Ehren gebracht, während die Deutschen noch Waffen von zugespitzten Steinen geführt; es habe in Silber und Gold zu arbeiten verstanden, wie denn zu Severins Zeiten (470) schon bayerische Goldschmiede erwähnt werden. Die alten Deutschen hätten in Wäldern oder in Laubhütten und Felsenklüften gewohnt, während die boische Hauptstadt Regensburg aus Quadern erbaut, mit Mauern und großen Thürmen bewehrt gewesen sei. Auch der Weinbau sei in den boischen Landen, in Noricum und Rhätien, mit Liebe gepflegt worden, wie denn Kaiser Augustus nach glaubwürdiger Ueberlieferung dem rhätischen Weine vor allen andern den Vorzug gegeben habe; neben dem Weine sei aber auch das Bier schon als Nationalgetränke ehrenvoll bekannt und der Hopfenbau in gutem Betrieb gewesen. Ebenso hätten sich die Bojer mit großem Eifer auf die Bienenzucht verlegt und der Ortsname Zeidlarn, der in Bayern mehrfach vorkommt, und von keltisch cidel, Biene und lare, Wächter abzuleiten sei, erinnere noch jetzt an die alten keltischen Bienenzüchter. Nicht minder sei die Gewinnung des Salzes schon fabrikmäßig betrieben worden. Endlich seien auch noch andere höhere Kunstfertigkeiten der alten Bojer zu rühmen. So habe schon Papst Johann VIII. (880) eine Orgel für die Hauptkirche zu Rom in Bayern bestellt und seien mit ihr auch die dazu gehörigen Organisten an die Tiber ab-

gegangen, woraus deutlich zu entnehmen, daß die Bayern damals schon vorzügliche Tonkünstler gewesen.

Es sei daher grundfalsch, die Bojoarier als Barbaren auszuschreien und zu behaupten, daß sie auf einer niedrigeren Stufe der Cultur als ihre Nachbarn gestanden; im Gegentheile gehe aus der Geschichte hervor, daß sie diesen in jeder Beziehung weit vorausgegangen seien und ihnen zum belehrenden Beispiel gedient haben.

Vielleicht wären sie jetzt noch auf dieser rühmlichen Höhe, wenn nicht nach dem Scheitern der Kirchenverbesserung im Bayerlande die Jesuiten alle Lichter ausgelöscht, den einheimischen Geist in Ruhestand versetzt und alle Geschichtschreiber, Tondichter, Maler und Architekten aus Frankreich und Italien verschrieben hätten. Die stolzen Bayern schienen es damals ganz leicht genommen zu haben, daß ihnen eine wälsche Colonie in den Schooß gelegt wurde, während sie in unsrer Zeit sich tief verletzt erwiesen, als einige deutsche Ausländer etliche Stellen einnahmen, die sie selbst wohl schwerlich hätten besetzen können. Dem Herrn von Pallhausen war es aber nicht so übel zu deuten, wenn er die Vorzüge, die er in den Bojoariern seiner Zeit nicht mehr finden konnte, wenigstens an deren Urahnen hervorzuheben strebte. Er wußte seine Sache auch ganz beredt zu führen, seine Aufstellungen muthig zu vertheidigen und schrieb einen bessern Styl, als die meisten altbayerischen Historiographen, die ihm nachfolgten.

In manchen Beziehungen lobenswerth erscheint er aber als ein großer und fast lächerlicher Phantast, wenn er das sprachliche Gebiet betritt. Da die alten Bojer oder Bojoarier Kelten waren, so mußte ihre Sprache natürlich die

keltische, so mußten auch ihre Niederlassungen aus dieser Sprache benannt sein. So wurde denn der Herr von Pallhausen auch zur Deutung der Ortsnamen hingeführt. Er war der erste Bojoarier, der dieß Feld im Großen bebaute, aber es ist nicht zu widersprechen, daß seine Ergebnisse ganz erbärmlich waren. In seinen früheren Büchern, in der „Urgeschichte der Baiern" und in dem „Nachtrag" zu dieser zeigte er sich allerdings noch sehr zurückhaltend und wagte nur hie und da eine Erklärung, wobei er sich an Bullets Dictionnaire celtique hielt, aber in seiner „Beschreibung der römischen Heerstraße von Verona nach Augsburg" (München 1816) nahm er sich den Muth heraus und stürzte sich mitten in die Sprachwissenschaft hinein, die ihm doch so fremd war. In diesem Buche ließ er eine gesonderte Abhandlung „Ueber die keltisch-bojoarische Ursprache und die Verwandtschaft derselben mit der griechischen" ans Licht treten, eine Arbeit, die er erst im Spätherbst seiner Tage angefangen und vollendet hatte. Hier stellt er den Satz auf, daß jene Bojer, welche, wie wir oben gesehen, aus dem griechischen Asien zurückgekommen, auch die griechische Sprache nach Bayern mitgebracht haben und daher rühre es, daß in diesem Lande Berge, Flüsse, Seen, Bäche, Städte, Flecken und Dörfer keltische oder griechische Namen tragen. Uebrigens sei die griechische Sprache mit der keltischen ohnedem schon verwandt und die Ursprache der Bojer die keltische, vermengt mit der griechischen gewesen. Man möchte nun allerdings die Competenz dieser beiden Sprachen etwas genauer abgegränzt und eine Regel aufgestellt sehen, in welchen Fällen die keltische, in welchen die griechische als etymologischer Schlüssel anzuwenden sei,

allein der Herr von Pallhausen war so klug, sich auf solche Ausscheidung gar nicht einzulassen; vielmehr nimmt er seine beiden Quellen ganz willkürlich zu Hilfe, wie es ihm eben sein Genius befiehlt.

So erklärt er zum Beispiel Haselbach aus dem Keltischen. Man würde sich sehr irren, sagt er, wenn man glaubte, daß dieses Hasel von Haselnuß oder Haselstrauch herzuleiten wäre. Hasel bedeute im Keltischen einen Fisch oder einen Ort, wo ein berechtigter Fischer seine Wohnung habe. Erst in späteren Zeiten seien die deutschen Benennungen Fischach, Fischbach aufgekommen.

Nicht weit von dieser Stelle finden wir übrigens S. 137 eine andere, welche uns noch milder stimmt, als wir bisher schon gewesen, indem sie zeigt, daß die wissenschaftlichen Vorgänger unseres Pallhausen noch verwegener etymologisirten, als er selbst. Wer sollte es glauben, daß es einigen bojoarischen Schöngeistern, die mit ihm lebten, beigefallen war, Hoflach und Puelach mit ride, aula! und ride, puer! zu erklären, wie freilich jetzt noch einige tirolische Schöngeister Plangroß (plan grosso) im Pitzthale mit plange, o rosa! übersetzen. Jenen Deutern tritt nun Herr von Pallhausen mit Ernst entgegen und stellt ihnen vor, daß Hof zwar Hof, lach aber so viel als griechisch λαχανια,[1] Krautgarten, sohin das Ganze einen Bauernhof mit einem Krautgarten bedeute. Puelach aber sei ein Krautgarten nächst an dem Hauptorte, denn keltisch pue, griechisch πηος, sei so viel als: nächst. In

[1] Da Herr von Pallhausen sein Griechisch ohne Accente schreibt, so finde ich mich auch nicht bewogen, solche darauf zu setzen.

welchem Bestandtheile des Wortes jedoch der „Hauptort" stecke, hat uns Herr von Pallhausen leider anzugeben vergessen und wir sind nach so langer Zeit auch nicht mehr im Stande, es herauszufinden. Was aber würde der fanatische Keltomane gesagt haben, wenn Andreas Schmeller, der um wenig später auftauchte, ihm mit der Behauptung entgegen getreten wäre, das sei alles dummes Zeug, zu Erklärung bayerischer Ortsnamen brauche man keinen Dictionnaire celtique und lach sei keineswegs λαχανια, sondern loh, loch, lach bedeute in unserer älteren Sprache Wald, so daß also Hoflach mit Hofwald und Puelach, urkundlich Puchloh, (gleich Buchloe) mit Buchenwald zu übersetzen sei?

Uebrigens erweist sich das griechische Lexikon in dieser letzten Schrift so entgegenkommend und dienstbar, daß Herr von Pallhausen jetzt das Dictionnaire celtique fast ganz bei Seite setzt. So erklärt er z. B. Vipitenum, den alten Namen von Sterzing, ganz leicht und einfach aus φυς, Natur, und πιτυνη, pinus, so daß also der Name eine Gegend, wo Fichten wachsen, bezeichne. Der Pflerscherbach habe seinen Namen von φλυαρωδης, schwätzend, weil er ein rieselndes, rauschendes Wasser sei. (Was Vipitenum bedeutet, weiß ich nicht zu sagen, aber Pflersch, urkundlich *Velurse*, möchte, wenn es romanisch ist, wohl val d'urso oder vall' arsa sein.) Mitunter ist die Auslegung so triftig, daß sie auch gleich die Bestimmung des alten Ortes angeben kann. Mauls z. B. kommt von μωλος, hebes, und bedeutet einen Ort, wo die Schwachen und die Kranken untergebracht wurden, Trens dagegen, das eine Stunde weiter oben liegt, leitet sich

von *θρηνητεος* ab und bezeichnet einen Ort zum Weinen, einen Begräbnißplatz. Herr von Pallhausen nimmt hier Anlaß, den Alten ein hübsches Compliment zu machen, daß sie Krankenhäuser und Begräbnißplätze nicht gleich neben einander gesetzt. (Genau genommen heißt aber Mauls urkundlich *Mules*, Mühlen und Trens urkundlich *Torrentes*, Wildbäche.) Auch Gschnitz (urkundlich *Gasniz*, romanisch casignizza) weiß unser Deuter aus *σκιοειδης*, schattig, Veldidena, Wilten aus *φελλευς*, locus petrosus, und *διvη*, aquarum vortex, also Ort zwischen Berg und Wasserwirbel zu erklären, und so geht es fort, Deutung über Deutung, bis er glücklich in Augusta Vindelicorum angekommen ist. Die deutschen Namen auf bayerischem Boden verursachen ihm eben so wenig Beschwer, als es die rhätischen und romanischen auf tirolischem gethan. Tauting von *ταυτη*, hac via, bedeute einen Ort an der Straße, Etting von *ειθος*, mos, consuetudo, einen Ort, wo ehemals ein Gericht, und Raisting von *ραιστος*, fabrilis einen Ort, wo eine Schmiede gewesen. Pritriching endlich leite sich von *πρηκτηρχος*, negotiator, ab und bezeichne eine Stelle, wo ein Specereihändler, ein Destillateur gewohnt habe.

Diese Erklärungen sind von der Art, daß sie selbst unsern neuern Keltomanen lächerlich erscheinen müssen, aber sie sind um kein Haar schlechter, als die ihrigen. Man sollte glauben, Vincenz von Pallhausen hätte für ewige Zeiten ein abschreckendes Beispiel werden müssen, aber die Verlockung, auf seinen Pfaden zu wandeln, ist so unwiderstehlich, daß immer noch jährlich einige Geister in

diesem Irrgarten verloren gehen. Unter seinen eigenen Zeitgenossen hatte übrigens Pallhausen keinen Anhänger, außer den Ritter von Koch-Sternfeld, der auch ein Geschichtsforscher war, dem Freunde noch lange über das Grab hinaus in Treue zugethan blieb und den dahingegangenen Etymologen schmerzlich vermißte, gerade weil er eben so wenig von diesen Dingen verstand, wie jener.

In der Schlacht bei Leipzig wurden — für jene Zeiten — auch unsere Kelten auf das Haupt geschlagen. Um die nachzügelnden Marodeurs noch vollends zu vernichten, hielt Professor Söltl bei der Eröffnung der Universität zu München seine feurige Antrittsrede: „Wir Bayern sind Teutsche.“ Görres hatte schon vorher den gelehrten Wahn eine alberne Fabel genannt. Unser Schmeller, auf den zur selben Zeit das meiste ankam, erklärte den bayerischen Dialekt für urdeutsch durch und durch, und einzelne Wörter, die er abgeben mußte, wie Alp, Balm, Benne, schrieb er kühl und spröde einer vorgermanischen Sprache zu, deren Benamsung er andern überließ. (Deßwegen meint auch Herr Koch aus Oesterreich, der Mann habe es eben nicht besser verstanden, und eine gallisirende Ueberarbeitung seines Wörterbuchs sei schreiendes Bedürfniß.) Auch Dr. Rudhart spricht sich in seiner ältesten Geschichte Bayerns entschieden für deutsche Abstammung aus. Was Jakob Grimm und Caspar Zeuß über diese brennende Frage gesagt, ist allenthalben bekannt und bedarf keiner Wiederholung; nur von Letzterem sei erwähnt, daß er „die Annahme eines Wechsels der angeerbten Sprache mit einer fremden und völligen Erlöschung der erstern in einem

zahlreichen, wenn schon die Hoheit eines andern anerkennenden, doch immer isolirten und unvermischten Volke" eine absurde nennt.

Doch wollen wir jetzt zu unsern oben eingeführten Keltomanen zurückkehren und den Gang ihrer Forschung etwas näher betrachten. Es versteht sich von selbst, daß Herr Siegert und Herr Koch das bayerische Flachland in den frühesten Zeiten von keltischen Stämmen bewohnt sein lassen und in so weit finden sie sich in voller Uebereinstimmung mit der gesammten deutschen Gelehrsamkeit. Aber wie sich die Deutschen allenthalben schwer vertragen, so fangen auch die beiden Forscher sofort miteinander zu zanken an, zunächst über die Frage, wie jene Stämme zu benennen seien. So ist leider auch auf jenem entlegenen kimmerischen Felde keine Harmonie! Herr Siegert sagt nämlich, die ersten Kelten, die sich in unsern Gegenden festgesetzt, seien aus Böhmen kommende Bojer gewesen, welche sich die germanischen Heruler, die damals im Bayerland gesessen, unterworfen und von diesen die deutsche Sprache angenommen hätten; Herr Koch aber nimmt dieß sehr ungnädig auf, da er mehr Verträuen zu den Tectosagen hat und den Bojern anfänglich nur das nordöstliche, später erst das ganze Altbayern bis an den Lech gewähren möchte, was übrigens, ohne daß er es merken will, auch die Meinung seines Vorgängers, des Historikers von Trostberg, ist, so daß man eigentlich schwer begreift, warum er sich über diesen ärgert und dadurch den ruhigen Spiegel seiner Phantasie sich trübt, was bei solchen Forschungen in der Urgeschichte viel besser unterlassen bleibt. Ferner rechnet Herr Koch aus Oesterreich die später auftretenden Deutschen,

welche aber bei ihm, wie es auch wahr ist, nicht die Besiegten, sondern die Eroberer sind, zu den „das Christenthum sehr früh angenommenen Völkern,“ und leitet sie (nach Mederer) von den Franken ab. Dabei glaubt er an die Vereinigung der alten Landesbewohner mit dem herrschenden Volk zu einem „den Namen Bojoarier angenommenen Gesammtvolk,“ sieht jedoch in den Kelten zuletzt nur die Sklaven „der das römische Besitzthum an sich gerissenen Deutschen.“ Trotz seiner wahrscheinlich keltischen Participien ist also Herr Koch in diesem Stück für ein deutsches Herz doch weit glimpflicher und einschmeichelnder als Herr Siegert, der die Germanen in Altbayern zu Hörigen der Kelten macht, was sie indeß meines Wissens nie und nirgends gewesen sind. Andererseits aber verfehlt sich Herr Koch insofern gegen die bayerische Eigenliebe, als er unsere Urahnen nicht als die Väter unserer Nachbarn in der ehemals bayerischen Ostmark anerkennen will, diese vielmehr zum größern Theil von den Franken, und zwar aus dem Elsaß ableitet, wahrscheinlich weil es für ein jetzt so mächtiges Reich doch unschicklich wäre, nur der Ableger einer Großmacht zweiten Ranges zu sein. Jene fränkische Herkunft soll auch die größere Lebhaftigkeit, welche der Oesterreicher vor dem Bayer voraus hat, sattsam erklären. Herr Koch glaubt seine Ansicht durch „die Entdeckung von der auffallenden Uebereinstimmung der elsäßischen Mundart mit der österreichischen“ begründen zu können, und theilt davon Beispiele mit. Hier möchte man aber doch unmaßgeblichst fragen: Wenn die Oesterreicher nach Koch von den Franken stammen, warum sind sie dann, und zwar gerade wegen ihrer

Herkunft, so viel lustiger als die Bayern, da diese doch, nach Mederer und Koch, auch von den Franken stammen? und ferner, da der Dialekt des Elsaßes bekanntlich alemannisch ist, wie kommt's denn, daß er die fränkische Abkunft der Oesterreicher beweist? Mit elsäßisch-österreichischen Wörtern, wie Affront, Baßeltang, Schnawoliren, Trischaken (s. S. 100) wird man aber schwerlich irgend eine Abkunft beweisen, und die übrigen Beispiele passen fast noch weniger, so daß wir von jener „Entdeckung" leider keinen erheblichen Vortheil ziehen werden.

Indessen sei es fern von uns, diese gelehrten Schlachten mitzuschlagen. Ob Bojer oder Tectosagen, ob Heruler oder Franken, ist uns jetzt gleichgültig. Auch die von Herrn Koch behauptete Abstammung der Kelten von den Phöniciern bleibe hier auf sich beruhen, und wir nehmen nur dankend davon Act für den Fall, daß wir den Gedanken etwa humoristisch benützen wollten. Die Idee ist übrigens nicht so neu, denn zu einiger Unterstützung hätte der kühne Denker auch den ehemaligen Professor zu Regensburg Johann Konrad Wack oder Wakius herbeiziehen können, welcher 1713 ein Büchlein herausgab, das den Titel führte: „תולדות אשכנז׳ה oder kurze Anzeigung, wie nämlich die uralte deutsche Sprache meistentheils ihren Ursprung aus Keltisch- oder Chaldäischem habe und das Bayerische vom Syrischen herkomme." Aber auf solche höhere Gelehrsamkeit wollen wir uns, wie gesagt, nicht einlassen. Anziehend sei uns heute nur die Art und Weise, wie die sinnreichen Forscher das keltische Blut der jetzigen Bayern nachzuweisen wissen, und darüber erlaube ich mir, nicht als Fachgelehrter, sondern lediglich als Laie und un-

würdiger Liebhaber solcher Studien einige Anmerkungen hier zu hinterlegen.

Da von den Kelten nach dem Erstehen der deutschen Bajoarier nichts mehr verlautet, so glaubte bisher die sorglose Menge, die wenigen, die etwa vorhanden gewesen und dem furor teutonicus entgangen, hätten sich bald unter den Siegern verloren, ihre Sprache abgelegt, und seien so zu Deutschen geworden. (Ohnedem ist es wahrscheinlicher, daß die keltischen Vindelicier schon lange romanisirt waren, ehe die deutschen Eroberer in das Land geritten.) Nicht ohne Erstaunen lesen wir aber nun, daß der Keltismus, wie ein unbeachtetes Veilchen, noch bis tief ins Mittelalter unter uns fortgeblüht. Herr Koch verweist deßwegen auf die alte, übrigens ganz mythische Nachricht, daß die Bayern, als sie auf Kaiser Friedrichs Kreuzzug nach Armenien gekommen, dort die bayerische Sprache im Gebrauch gefunden und die Eingeborenen verstanden hätten. Wie wäre es möglich, wenn sie nicht beide, die Bayern und die Armenier, keltisch gesprochen hätten? fragt Herr Koch. Wie wäre es möglich, wenn sie nicht beide deutsch gesprochen hätten? fragt vielleicht ein Anderer. Bei so hartnäckiger Fortdauer des Keltenthums wäre es freilich kein Wunder, wenn, wie Herr Siegert behauptet, die Hauptmasse des altbayerischen Landvolks den Typus keltischer Herkunft noch jetzt ganz deutlich verrathen sollte. Nur hat es mit diesem Typus eine eigene Bewandtniß. Schauen Sie sie nur an, diese Bauern, sagte mir neulich der Oberschreiber von Prien, auch ein ländlicher Geschichtsforscher, sind das nicht helllichte Kelten? — Begreiflicherweise läßt sich aber diese Frage sehr schwer

beantworten, so lange nicht ein ächtes beglaubigtes Muster ausgestellt wird. Wenn ich den Oberschreiber mit den Bauern verglich, fand ich allerdings denselben Typus, aber wie sollte ich ihn ethnographisch benennen? Da die irischen Heidenbekehrer schon seit tausend Jahren nicht mehr nach Germanien kommen, so sind die ächten Kelten auf unserer „keltisch-phönicischen“ Hochebene längst gänzlich eingegangen und wäre daher fast nothwendig, auf Kosten des historischen Vereins etliche Probe-Exemplare aus Hibernien zu verschreiben, und sie zum Gebrauch der Forscher und zur beständigen Erinnerung an die unvergeßliche Urzeit aus öffentlichen Mitteln, wie die Berner ihre Bären, kostenfrei zu unterhalten. Was ferner die Aehnlichkeit der Sitten und Manieren betrifft, so ist mir kein Fall bekannt, daß je ein moderner Pariser wegen seines einnehmenden Wesens und seiner artigen Reden mit einem unsrer Tölzer, Rotthaler oder Holladauer Stutzer verwechselt worden wäre, und ich schließe daraus, daß die neuboische Grazie immerhin von der gallischen verschieden, jede eigenthümlich für sich und keine mit der andern zu vergleichen sei.

Ein weiteres Beweismittel wollen die Herren den alten bajoarischen Gesetzen entnehmen, welche bekanntlich lateinisch geschrieben sind, aber die technische Bezeichnung des Vergehens, zumal der Körperverletzungen, in der Volkssprache geben. Es sind dieß Wörter wie pulislac, plotruns, adarcrati, lidiscarti, aus denen das unbefangene Ohr der alten Ingolstädter Professoren schon längst ein deutsches Beulenschlag, Blutrunst, Aderkratz, Gliedscharte herausgehört hat. Auch Schmeller und Grimm haben

diese Wörter, wie sich von selbst versteht, als deutsch erkannt, sie sprachlich gewürdigt und erklärt. Allein was sollen solche geistlose Verdeutschungen, da die Sprache, wie Herr Siegert sagt, begreiflicherweise die keltische ist? Herr Siegert und Herr Koch interpretiren nun zwar beide mit Leichtigkeit, der eine aus dem hochschottischen Wörterbuch, der andere aus dem bretonischen; aber leider ist auch hier kein Zusammenklang.[1] Zur Entschuldigung kann man freilich sagen, daß die Hochschotten und die Bretonen sich schon in der Urzeit nicht verstanden haben. Wenn nun aber diese keltischen Philologen nicht in einer einzigen Sylbe zu einander stimmen, was bleibt einem gefühlvollen Bayern noch übrig, als seine guten alten Wörter zu bedauern, die von diesen vaterländischen Gelehrten, welche ihre Muttersprache nicht mehr verstehen wollen, so schmerzlich mißhandelt werden?

Endlich müssen auch noch die Ortsnamen[2] für unsere

[1] Fünfzig Jahre früher hatte jene Wörter auch Herr von Pallhausen nach M. Bullets Dictionnaire celtique aus dem Keltischen erklärt, aber auch wieder anders als seine beiden Nachfolger.

[2] Ueberhaupt scheint man sich jetzt viel mit Ortsnamen zu beschäftigen. A. Buttmann hat in einem jüngst erschienenen Schriftchen die ursprünglich wendischen Ortsnamen in der Mittelmark und Niederlausitz behandelt und verdeutscht und zwar, so viel man ohne Kenntniß des Slavischen urtheilen kann, mit Glück und Verstand. Auch ein neues Buch von Professor Victor Jakobi über die böhmischen Dorfnamen haben wir durchgeblättert. Der Verfasser, ein ungrammatischer Feuergeist, setzt so zu sagen einen slavischen Urschleim voraus, der ehemals die ganze Erde überzogen, und erklärt auch Honduras, Havana und Chimborasso aus dem Slavischen, was ebenso überraschend als erheiternd wirkt.

keltische Abkunft ihre Stimme erheben. Das Verfahren hiebei ist sehr kunstlos. Man schlägt das hochschottische oder bretonische Lexikon auf, nimmt ein ähnlich klingendes Wort heraus, hält es an den deutschen Ortsnamen und macht dann sofort eine Erklärung zurecht. Ob das keltische Wort zu einer Ortsbezeichnung passe, ob es nicht etwa Stiefelhund oder Hosenträger bedeute, ist in einem solchen Falle ganz gleichgültig.

Indessen sind die Erfolge dieser geistigen Anstrengung an und für sich nicht so ganz übel, und es ist vielleicht nur eigene Schuld, wenn uns der rechte Glaube fehlt. Seon z. B. kommt, wie Siegert behauptet, von keltisch seun, was Heiligthum bedeute, und „wer möchte, da noch eine Heilquelle hier ist, wohl noch zweifeln, daß dieser Ort seit uralter Zeit eine Stätte des Cultus des (keltischen) Gottes Bid gewesen sei und eben daher seinen Namen habe?“ Beilstein, auf steilem Felsen am Eingang einer Schlucht bei Reichenhall gelegen, erklärt sich einfach aus beil=os, ostium, und staoin, welches auch im Keltischen Stein heiße. Gemüthlicher wär's freilich, wenn es so wäre: aber wenn wir selbst im Dictionary of the gaelic language nachschlagen, so finden wir, daß staoin 1. tin, Zinn, 2. lazy, inactive, träge, faul bedeute. Wir müssen also jenes Beilstein entweder als Zinnmund oder als faules Maul verdeutschen, und überlassen dem sinnigen Leser die freie Auswahl und die Entscheidung, welche Erklärung sich besser zur Oertlichkeit schicke. Zeitlarn dagegen kommt von cith=furor, lar=terra und aon=nobilis, heißt also Wuthlandedel, wie man sieht, eine vortreffliche Ortsbezeichnung, der gewiß auch die Ortslage vollkom-

men entspricht. Warum fühlen wir aber gerade hier einen unwiderstehlichen Reiz, nach einer andern, sicherlich eben so guten Manier zu erklären, nämlich nach der Manier Pallhausens, der die Sprache der Kelten und die der Griechen, wie wir oben erzählt, für identisch nahm, und unsre Ortsnamen aus dem griechischen Wörterbuch zu deuten suchte? Dürfen wir nicht ζύϑος, Bier, und λῆροι, dorisch λᾶροι, Possen, Dummheiten, ansetzen? Also Zythlar, ein Ort, wo man beim Bier Dummheiten macht, was in Bayern jetzt noch vorkommen soll und wahrscheinlich schon eine uralt keltische Gewohnheit ist.[1] Man könnte vielleicht daraus erschließen, daß auch die alten Herren von Zeitlarn solcher Uebung gerne obgelegen, und dieser „Nachweis" wäre eine neue Bestätigung für jene Etymologie. Nach diesem Beispiel, das so trefflich anschlägt, wäre fast zu wünschen, man hätte die kelto-hellenische Manier nicht so vorschnell aufgegeben, da doch griechische Lexika viel häufiger sind als keltische und fast an jedem Landgerichtssitz gefunden werden, so daß jeder Oberschreiber oder Taxbeamter von seinem Fenster aus die nächstgelegenen Etymologien zusammensuchen und sich selber aufschlagen könnte, was Thalkirchen, Feldmoching, Forstenried oder Prozenhausen in der ehrwürdigen gallo-gräcischen Muttersprache zu bedeuten haben — eine Unterhaltung, die im Winter jedenfalls wärmer hielte, als Schlittschuhlaufen und Eisschießen, auch sicherlich nicht mehr Kopfzerbrechen in Anspruch nähme.

[1] Gerade dieses Zeitlarn erklärt aber Pallhausen, wie wir oben gesehen, nicht aus dem Griechischen, sondern aus dem Keltischen.

Einige Proben sollen darthun, wie wir's meinen, und etwa auch zur Nacheiferung reizen. Also z. B. Thalkirchen von θάλ-λω, blühe, κῦρ-ος, Herrschaft, χήν, Gans = blühende Herrschaft der Gänse; Feldmoching von φελ-λός, Felsen, μόχ-θος, Arbeit, ἴυγξ, Bachstelze = Felsenarbeit der Bachstelze; Forstenried von φόρ-ος, Steuer, στέν-ω, seufze, ῥυθ-μός, Rhythmus = Ort, wo unter rhythmischen Seufzern die Abgaben erlegt werden. Ein scharfsinniger Forscher, wie Herr Koch, würde uns hier von der Schwere der damaligen Steuern in der zerrütteten keltischen Finanzwirthschaft manches zu sagen wissen, und Nachgrabungen dürften leichtlich auf die Spuren des ehemaligen königl. keltischen Rentamts führen. Endlich Prozenhausen von πρῶτ-ος, der Erste, und ζῆν, leben = Häuser, wo die Ersten, die Angesehensten leben. Unübertrefflich! Dieß Beispiel scheint allerdings allein schon zu zeigen, daß gewisse Ortsnamen in Bayern angenehm und correct nur aus dem Griechischen zu erklären sind.

Wunderbar ist aber doch, daß bei jenen linguistischen Wagnissen nicht wenigstens ein flüchtiger Blick in Schmellers Wörterbuch fiel. Schmeller, der sein mühsam Leben schweigend und duldend daransetzte, um seinem Volke ein Werk zu hinterlassen, wie es noch kein deutscher Stamm besitzt, der nach einigen zierlichen Anspielungen sogar von weiblichen Lesern träumte — auch Jakob Grimm denkt sich das andere Geschlecht vor seinem Wörterbuch — Schmeller konnte wenigstens erwarten, daß, wenn auch nicht die Frauen, so doch die Männer des Landes seine Forschungen beachten und zu Nutz und Frommen der bayerischen Wissenschaft verwenden, daß sie wenigstens in

bayerischen Dingen eher ein bayerisches Wörterbuch aufschlagen würden, als ein hochschottisches. („Was sie haben, das wollen sie nicht," singt unser Bacherl mit einigem Fug.) Auch das Wörterbuch von Jakob Grimm ist ebensowohl für Bajoaren geschrieben, wie für die andern Deutschen, aber unsere „Forscher" kümmern sich nicht darum. Unsere engern keltischen Kreise lieben diese Studien nicht, halten sie für specifisch norddeutsch, ja es scheint, selbst Schmeller gilt wegen Mangels an Keltismus als Abtrünniger, als einer, der zu den Deutschen übergegangen.

Und dennoch, nachdem wir die Kelten vernommen, laßt uns auch die Germanen hören! Seon, sagt Schmeller in seiner bayerischen Einfalt, kömmt von althochdeutsch seo, Dat. plural. seon, heißt: (bei den) Seen, weil es zwischen zwei solchen Gewässern liegt. Davon noch andere ebenso gelegene Orte, wie Kirchseon, Osterseon und mit anderer Aussprache Soien, Baiersoien, Schwabsoien, und die häufigen Soierseen im Gebirge. Ein anderes Seon liegt im Kanton Aargau, nicht ferne vom Hallwyler See.

Beilstein (anderswo Bilstein, Bildstein, wie bei Bregenz) erklärt Jakob Grimm aus der alten Waidmannssprache, als einen Jagdplatz, auf welchem das Wild „gebeilt," d. h. zu Stande gebracht und erlegt wird. Wenn daher der Verfasser des Seoner Büchleins meint, das urbajoarische Geschlecht der Trozzo, bekanntlich eine der fünf hochadeligen Familien, die in den agilolfingischen Gesetzen der Bayern vorkommen, habe den ihm lieben Namen Beilstein von Reichenhall in entfernte Gegenden, nach Schwaben, Westphalen und an den Harz, wo überall gleichnamige Burgen, getragen und dort als Andenken hinter-

lassen, so wird sich diese Annahme nur dahin bestätigen, daß die Trozzo ganz außer dem Spiel bleiben, und daß jener Name überall vorkömmt, wo sich derartige Jagdplätze finden. Zeitlarn endlich heißt weder Wuthlandedel noch Bierpossen, sondern kömmt von dem althochdeutschen Zidalari, einem Wort, das schon vor tausend Jahren bedeutete, was Zeidler noch heute bedeutet, nämlich einen Bienenzüchter. Zu diesen Deutungen, die doch gewiß die richtigen, wäre, wie meine eigene Figura zeigt, gar keine Erudition erforderlich gewesen, sondern einfach eine Rathserholung bei den nächstgelegenen Sachverständigen, wie diese bei Unternehmung eines Buches nicht minder beobachtet werden soll, als beim Beginn eines andern wichtigen Geschäfts.

Indessen sind nicht jene drei deutschen Ortsnamen allein im Feuer, sondern eigentlich alle. Der Verfasser der „Grundlagen" schreibt nämlich sämmtliche mit R anlautende Ortsnamen an Inn und Donau den keltischen Rakaten zu, die hier gewohnt haben sollen, die mit T und D anlautenden dagegen seinem Lieblingsgeschlecht der edlen Trozzo, von dem man übrigens bis zum vorletzten Sommer fast nichts gewußt, das aber jetzt in phantastischer Herrlichkeit vor uns aufsteigt und seinen Sitz zu Troßberg nimmt, wo auch Herr Siegert seinen Aufenthalt gewählt. So werden uns zum Beispiel Reichenstein, Roßberg, Rosenau, Reichenau, Rothendorf, Rothenbach, Raitenhaslach,[1] Rosen-

[1] Nach der gewöhnlichen Bauernetymologie von reuten, ausreuten, und Haslach, Haselgebüsch; nach den Grundlagen, S. 311, ein Heiligthum der Rakaten, und von Ragten — geas — lag abzuleiten, nämlich Ragten = Racatae, geas = Zauber, lag = Höhle. — (Die

heim und hundert andere zu Gunsten der Rakaten abgenommen, Dürrnast, Dürrenfeld, Thurnau, Thiernstein u. s. w. zu Gunsten der Trozzo. Was noch übrig bleibt, geht dann an andern keltischen Etymologien zu Grunde. Hr. Siegert erklärt auch Dreisessel, Hahnenkamm, Schneeberg, Feldberg, Rhönberg, Weißenfels und hundert ähnliche aus dem Hochschottischen. Hr. Koch will Fischach, Seitenstetten, Gundramsdorf, Wachsenberg, Goldbrunn, Geisbach aus dem Bretonischen ableiten. So stellt sich fast heraus, daß die Sprache der Germanen, von allen andern ihres Reichthums wegen beneidet, gleichwohl zu arm war, um einen fischreichen Bach Fischach, um einen weißen Fels Weißenfels zu benennen. Hr. Koch hat schon früher, als er seine bei Caspar Zeuß schlecht angezündete Leuchte nach Tirol trug, mehrere dortige Alpennamen, wie Brandjoch, Dornau, Katzenkopf, Roßkopf nach Mone aus dem Keltischen erklärt. Wohlmeinend sagte ich ihm schon damals, es sei ein bedeutsamer Zug seiner Forschung, daß sie in Tirol, wo alles von undeutschen, nach Erklärung dürstenden Namen wimmle, gerade an die deutschen gehe, die jeder Bäuerin verständlich seien, um diese zu verballhornen. So würden denn bald alle Ochsenalmen und jeder Saubach ihren Gelehrten finden, der sie durch neue Deutung interessant, sich selbst aber lächerlich mache. — Hr. Koch fand es unmännlich, diesem Schicksal zu entfliehen. Trotz jener Warnung kämpft er neuerdings fanatisch für seinen keltischen Roßkopf. Hr. Siegert will auch nicht zurückbleiben und führt ihm freundlich einen Ochsenkopf zu, von keltisch

gewöhnliche Bauernetymologie scheint gleichwohl nicht die rechte. Nach Schmeller steckt in Raiten = ein alter Mannsname, wahrscheinlich Ragideo.)

oscach = eminens und capa = pileus (Grundlagen S. 280). Bleibt nur noch ein dritter congenialer Kopf übrig, auf dessen glückliche Deutung ganz Bajoarien gespannt ist.

(Auch diese Spannung ist jetzt gelöst. Hr. Archivdirektor Mone zu Karlsruhe erklärt in seinen, während der jüngsten Tage erschienenen „Celtischen Forschungen" Eselskopf aus keltisch ais, Hügel und il, groß. Für die kleinen Gelehrten ist es immer tröstlich, wenn sie auf ihrem Wege die großen neben sich sehen, und so wird sich Hr. Siegert nur freuen, wenn er bei Mone einen guten Theil seiner Ortsnamen wieder behandelt findet, aber freilich mit ganz anderer Deutung. Hahnenkamm zum Beispiel, das er aus gean = hilaritas und cam = curvus, also „krumme Heiterkeit" erklärt, auch ein äußerst passender Ortsname, kommt nach Mone von aighean, kleiner Hügel. Hr. Koch wird sich wahrscheinlich an keinen der beiden Mitforscher binden, und so erhalten wir statt Einer Deutung immer eine kleine Auswahl, was uns reichlich entschädigt für den Mangel an aller Verläßigkeit. Hr. Mone erklärt übrigens auch Holzbach, Steinbach, Tiefenbach, Kaltenbach, Hirschberg, Lerchenfeld und andere solche myriadenweise aus dem Keltischen.)

So oft ich von bayerischen Ortsnamen höre, erinnere ich mich an Hrn. Heinrich Gotthard, früher Professor zu Freising, jetzt Pfarrer auf dem Land,[1] einen sinnigen, bescheidenen, ächt bayerischen und deutschen Mann, der schon vor acht oder neun Jahren aus eigenem Antrieb zu

1 Nunmehr seit manchem Jahre Domcapitular zu München.

den armen, verlassenen, einst viel besprochenen, jetzt wieder ganz vergessenen deutschen Gemeinden in der Valsugana pilgerte, welche unter italienischen Geistlichen und Schullehrern allmählich vom Vaterland und von der Muttersprache abgekommen sind. Dort wollte er erfahren, wie es mit dem deutschen Wesen beschaffen, und ob ihm etwa noch aufzuhelfen sei. In manchen entlegenen Bergdörfchen nahm Heinrich Gotthard so zu sagen die letzten deutschen Seufzer auf und brachte damals nach langer Zeit wieder die ersten verlässigen Nachrichten über diese Aelpler nach Deutschland heraus. Später schrieb er ein belehrendes Schriftchen über die Ortsnamen in Oberbayern,[1] das aber leider als Schulprogramm nicht viel bekannt wurde.

„Wenn wir," sagt aber H. Gotthard, „von den bloßen Local- und Culturnamen der bayerischen Orte wie Berg, Reut, Ach u. s. w. absehen, so zeigen sich uns die übrigen als Personalnamen aus uralter Zeit. Und nicht nur an sich sind es, so weit ihr Wortsinn aufgehellt ist, bedeutungsvolle Männer- und Kriegernamen, die sich an Reichthum den griechischen vergleichen dürfen, nicht nur wiederholen sich in ihnen alle Helden- und Herrschernamen unserer historischen Zeit, sondern sie umschließen auch den gesammten Kreis der germanischen Stamm- und Heldensage, so daß kaum Ein Name aus den Nibelungen und Amelungen, aus Burgunden und Gothen, aus dem Wormser und

[1] Beachtenswerth ist auch das vorjährige Programm der Freisinger Schule von Hrn. Rector Freudensprung, eine Zusammenstellung der Ortsnamen der Freisinger Diöcese nach ihren ältesten urkundlichen Formen, eine sehr fleißige Arbeit.

Berner Sagenkreise in den Namen unserer bescheidensten Oertchen unvertreten bleibt."

So finden wir mit mannichfachen Beispielen belegt in diesen Namen noch die alten Heidengötter, die alten Sagenhelden: Iring (urkundlich *Iringes burch*, jetzt Eurasburg), Wielant, den Meister aller Schmiede (Wielandsheim u. s. w.), die alten burgundischen Königsnamen Gundachar (Gundakersdorf), Giselher (Geiselhöring), Hagen (Hegnenberg), den gothischen Dietrich (Dietrichsdorf), den bayerischen Agilulf (Egloffsheim, Egloffstein); auch alte Volksnamen wie Thüringer,[1] Wandalen, Gothen; die alten Ungethüme des Waldes, den Elch, das Elenn (Ellbach), den Wiesent, den Ur (Aurach, Auerbach) — kurz eine reiche Fülle der lebendigsten Erinnerungen an eine deutsche Urzeit, der sprechendsten Zeugnisse, daß die Bajoaren demselben Stamm entsprossen sind wie die andern deutschen Völker, und ihre Jugendzeit unter denselben Göttern und Helden, in derselben poetischen Welt verlebt haben, wie sie jetzt ihre alten Tage in denselben Kasernen, Comptoirs und Schreibstuben, in derselben Ernüchterung verbringen müssen.

In der That, wer von Siegert-Koch unmittelbar zu Heinrich Gotthard übergeht, empfindet gerade das Gefühl, als träte er aus einer Folterkammer, wo nutzlos gemarterte Vocabeln ächzend ihren Geist aufgeben, und käme hinaus in die grüne Au, in den sonnigen Rosengarten, wo saftige Wunn und Weid, schöne Kräuter und edles Gethier, wo

[1] Die Namen Türkenfeld, Türkenstein, Türkheim u. s. w. sind nämlich nicht von den Osmanen, sondern von den Thüringern abzuleiten.

am Morgen lustwandeln die Fraun,
am Abend fechten die Helden.

Dabei wird übrigens gerne zugegeben, daß vor den Germanen einmal keltische Völker vorhanden gewesen, und die undeutschen Flußnamen Isara, Ilma, Alcmona, Abunsa, Sempta, Para, Naba u. s. w. überläßt Hr. Gotthard neidlos den Kelten. Eigenthümlich aber, daß unsere keltische Schule diese Namen so wenig zu bemeistern weiß, während sie doch Fischach und Schwarzach aus dem Lexikon so bequem erklärt!

Um Hrn. Dr. Prinzinger nicht zu vergessen, so ist auch er für die deutsche Abstammung der Bajoaren eingetreten, und sein Buch überhaupt von einer schönen patriotischen Stimmung getragen. Er behauptet, daß der bayerisch-österreichische Volksstamm ein ursprünglich deutscher sei und seine jetzigen Wohnsitze (ohne keltische Vorgänger) von jeher innegehabt habe, ein Satz, dessen zweite Hälfte sehr schwer zu erhärten sein wird. Uebrigens führt auch Dr. Prinzinger seinen Beweis vorzüglich durch Ortsnamen, also durch sprachliche Mittel. Leider versäumte er aber bei Ausarbeitung des jetzt erschienenen ersten Theiles das Schmeller'sche Wörterbuch beizuziehen, und dieses Versäumniß halten wir geradezu für ein letales. Der Verfasser würde durch Schmeller ohne Zweifel zu der Anschauung geführt worden sein, daß sich seit Adelung, den er noch kennt, in Deutschland eine Sprachwissenschaft herangebildet hat, welche bereits einiger Autorität sich erfreut und für alle einschlägigen Forschungen ein achtbares System von Gesetzen und Regeln aufstellt. Der Verfasser sucht sich zwar aus eigenen Kräften eine Art Linguistik zurecht zu machen, allein seine Sätze sind mit denen der deutschen

Schule dergestalt in Widerspruch, daß entweder diese oder jene fallen müssen. Hr. Dr. Prinzinger glaubt z. B., daß die gegenwärtigen Formen der Ortsnamen bis vor die Erscheinung der Römer auf deutschem Boden hinaufreichen und daß sie von diesen nur mißverstanden, verdreht und „verwälscht" worden seien. So sei also aus dem ältern Bayer-Brunn ein späteres römisches Brantanium, aus Habach ein Abudiacum, aus Un-ter-ach ein Ternanto hervorgegangen. Ebenso hätten die Römer in dem Namen Kaufbeuern die erste Sylbe abgeworfen und durch Umdrehung der zweiten den Namen ihrer Station Rapis gebildet. Den häufigen Ortsnamen Beuern (Benedictbeuern, Ottobeuern, Blaubeuern, Neubeuern) hält Dr. Prinzinger für eine Versetzung aus Bräuen, wie Bier aus Brie (Brüh, Brei), und glaubt, daß diese Orte ihren Namen von (vorrömischen?) Brauereien erhalten haben. Hr. Siegert meint dagegen, jenes Beuern sei von den Bur-gunden abzuleiten. Hr. Koch hält es natürlich für keltisch. (Eigenthümlich, wie oft die Gelehrten vergeblich suchen, was schon längst gefunden ist! Nach Schmeller kömmt das Wort von dem alten pûr, bûr, Wohnsitz, das jetzt nur noch in Vogelbauer übrig ist. Im englischen bower hat es sich die weitere Bedeutung Gemach, Laube erhalten.) Nach allem diesem dürfte Hr. Dr. Prinzinger bei den Grammatikern „heraußen im Reich" ganz unbedingten Beifall nicht zu erwarten haben; indessen da die Schrift, so viel man hört, in Wien sehr freundlich aufgenommen worden ist, so wollen wir gleichwohl abwarten, was die dortigen Gelehrten darüber sagen.

Zu den Ortsnamen sind aber gewiß auch noch die

Personennamen zu stellen, und in diesem Stücke möchte man fast sagen, daß die Bajoaren allen andern Deutschen vorangehen. Ich wenigstens glaube kaum, daß ein anderer Stamm eine solche Menge schöner, jetzt freilich ins Deminutiv verschmeichelter, aus altdeutscher Quelle fließender Geschlechtsnamen aufzuweisen hat. Wer kennt sie nicht unsre Benl (Benno), Bürkl (Burkhard), Dietl (Dietrich), Eberl (Eberhard), Erl (Erhart), Friedl (Friedrich), Hartl (Hartmann), Heigl (Hugo, Haug), Heindl (Heinrich), Hirl, Hörl (Herbrand), Liedl (Ludwig), Markl (Markwart), Meindl (Meinhard), Oettl (Otto), Rappel (Ratpoto), Reindl (Reinhard), Riedl (Rudolf), Seibl (Siboto), Seidl (Sigideo), Sigl (Sigfried, Sieghart, Siegert), Weigl (Weigand), Weindl (Winhart), Werl (Werner) und so viele andere? [1]

Hr. Koch steht zu fern, fast auch zu hoch für meinen guten Rath, doch Hr. Siegert, welchen wir alle achten, welcher den literarischen Seelen wohl empfohlen ist, weil er sich in einem Lande, wo die meisten, wenn auch im großen ohne sonderlichen Erfolg, nur dem „Praktischen" nachstreben, durch den holden Reiz des Unpraktischen gewinnen ließ und die civilisirende Gewalt desselben wohl erkannte, welcher der Geschichte und der Alterthumskunde seine Muße zuwendet, weßhalb er auch im Chiemgau immer mit Ehren genannt wird, wenn sich da verwandte Herzen zusammenfinden und über die alten Tage reden — Herr

[1] Diese Namen haben mir seit jener Zeit keine Ruhe mehr gelassen, und um meinen Frieden wieder zu finden, schrieb ich im Jahre 1870 sogar ein Büchlein zusammen unter dem Titel: Die oberdeutschen Familiennamen. (München, R. Oldenbourg.)

Siegert, der zur Zeit keine Autorität für sich hat, als seinen Gegner Mathias Koch, ihn möchten wir freundlichst bitten, seine „Grundlagen," trotz ihres stolzen Titels auf ganz anderer, auf einer germanischen Grundlage neu zu erbauen. Die Anerkennung und Bewunderung der fernen Scoten und Hibernier, ja selbst der modernen Gallier, sofern sie ihn erreicht, wird ihn schwerlich entschädigen für die Verstimmung der nahegelegenen Germanen. Und mit Recht mögen diese verdrießlich werden, wenn ihnen ohne allen Fug ein schwacher, längst vertrockneter Wasserfaden als ihr eigenster, verehrenswerther Urquell aufgezeigt, wenn das bayerische Volk gewissermaßen als ein keltischer Wechselbalg hingestellt und von seinen Bruderstämmen abgerissen werden soll.

Muß denn aber jetzt alles Urgeschichte forschen? alles sich in die schwierigsten Untersuchungen verlieren, die Jahrtausende der dunkelsten Zeiten umfassen? Wenn man sieht, welche gigantische Gerüste die Heerführer in diesen Wissenschaften aufschlagen, wie sie fast alle Sprachen von den Ufern des Ganges bis zu den Säulen des Hercules gelernt und durchforscht haben, insbesondere die deutsche von Ulfila bis auf unsre Zeit, von Mösien bis nach Island; wenn man ihre kolossalen Studien in der Geschichte und allen einschlägigen Fächern, ihren Scharfsinn, ferner auch den Reichthum ihrer Hülfsmittel, die unerschöpflichen Bibliotheken, die ihnen zu Gebote stehen, ins Auge faßt, so wird man immer bedenklich, so oft man spätanfangende Dilettanten, wie Hrn. Koch, dem selbst der deutsche Schulsack fehlt, oder anderweitig beschäftigte Landgentlemen aus Altbayern oder Oesterreich als Reformatoren in größtem Style auftreten sieht. Vieles gäbe es ja noch im Kleinen zu er=

gründen, Geschichten der Städte, Schlösser, Pfarreien u. s. w., und sind die Gemüther zu poetisch, um die trockenen Reihen der Bürgermeister und der Seelenhirten bis in die Urzeit zu verfolgen oder nach jahrelangem Suchen festzustellen, welcher unbedeutende Engelschalk vor fünfhundert Jahren einen ebenso werthlosen Udelschalk erzeugt und umgekehrt — so wäre gerade eine stille Beschäftigung mit germanistischen Studien und friedliche Verpflanzung derselben auf unsere keltisch-phönicische Hochebene das rechte Auskunftsmittel. Zumal die Sammlung von Sagen, Sitten, Gebräuchen ist eine dankbare Arbeit und darf nicht lange mehr verschoben werden; das dazu gehörige Rüstzeug ist verhältnißmäßig nicht bedeutend. Gebildete Männer, die auf dem Lande leben, haben da überdieß einen Vorsprung vor dem Städter. Wie viel auf diesem Wege, auch nach Panzer, noch zu ernten sei, zeigt das bescheidene Büchlein des Frhn. v. Leoprechting: Aus dem Lechrain, München, 1855, welches nach meiner Ansicht viel mehr werthvolles und haltbares bietet, als sämmtliche Urgeschichten obbemeldeter Art und alle Kochiana miteinander. Und wie überraschend sind nicht die Mittheilungen, die uns Ernst Rochholz, auch ein Bayer, aus dem Aargau bringt?

Im benachbarten Deutschtirol zeigt man übrigens, was Urbewohner betrifft, doch schon viel mehr Tact. Obgleich man dort zwischen Romanen und Rhätiern die Wahl hätte, will man dennoch weder ächtromanisch noch ächtrhätisch, sondern deutsch sein. Auch die Schwaben, wenn schon der Taciteische levissimus quisque Gallorum noch homöopathisch in ihrem Blute steckt, haben sich längst aller Ansprüche auf ächt keltische Abstammung begeben. In der einen

Hälfte Norddeutschlands endlich, wo doch der Slavismus um ein gutes Jahrtausend weiter in die Gegenwart hereinreicht, weiß man sich gleichwohl viel anständiger mit ihm abzufinden, als es auf unsrer keltisch-phönicischen Hochebene mit dem Keltismus der Fall ist. Niemand will dort ächtslavischen Blutes sein, und selbst die märkische Aristokratie rechtfertigt ihre Vorliebe für das heilige Rußland mehr durch die Gleichheit bewährter politischer Principien als durch die Verwandtschaft der Race. Ja, so groß ist dort die germanische Einbildung mancher Herzen, daß Hr. Hofrath **, trotz Obotriten und Wilzen, Wenden und Cassuben, nur in den norddeutschen Adern ungemischtes Blut zugeben will, weil in den verschrieenen Völkern des Südens die französischen Kriege so viel verunreinigt. Darüber fehlen aber hier zu Lande alle statistischen Notizen, und jedenfalls ist anzunehmen, daß die französischen Soldaten in Norddeutschland nicht tugendhafter gewesen als im Süden.

Auch im obern Italien denkt Niemand mehr daran, die alten Kelten als Stammväter zu verehren. Die Leute von Mailand wollen so wenig von den alten Insubrern als die von Verona von den alten Cenomanen oder die von Sinigaglia von den alten Senonen abstammen.

Damit aber niemand in Zweifel stehe, wie denn jetzt nach den Lehren der deutschen Wissenschaft die Sache gestaltet sei, und was ein gebildeter Bajoare für wahr zu halten habe, so wollen wir zu ewigem Gedächtniß folgende wenige Sätze aufstellen:

Als die Geschichte ihren ersten Strahl auf die Länder zwischen der Donau und den Alpen warf, saßen dort kel-

tische Völkerschaften, die Vindeliker und die Noriker. Aus ihrer Sprache stammen die meisten unserer Flußnamen, deren wir oben einige aufgeführt. Diese keltischen Völkerschaften wurden etliche Jahre vor Christi Geburt von den Römern unterworfen, und in den vier folgenden Jahrhunderten wahrscheinlich so vollständig romanisirt, daß beim Untergang des römischen Reichs hier kein keltisch Wörtlein mehr zu hören war. Um diese Zeit kamen die Bajoaren ins Land, die früher in Böhmen seßhaft und als Marcomannen bekannt gewesen waren. Diese fanden am Gebirge hin, um Walgau, Partenkirchen, Berchtesgaden, an der bayerischen Traun noch mehrere römische Ueberbleibsel, provinciales romani, die aber unter den Karolingern ausstarben. Sonst scheint das Land, das offene Flachland, wenn nicht ausgemordet, doch vollkommen verlassen gewesen zu sein, denn das dichte Netz der deutschen Ortsnamen, in dem romanische Fündlinge nur äußerst spärlich vorkommen, zeigt unwiderleglich, daß die Deutschen schon von Anfang an hier mit keinem fremden Volke zusammenlebten und die römischen Orte nicht mehr bewohnt fanden, während Deutschtirol mit seinen unzähligen, heute noch erhaltenen romanischen Namen ein sehr belehrendes Gegenstück bildet und deutlich erkennen läßt, daß das besser verwahrte Alpengebiet beim Einbruch der Bajoaren noch reich bevölkert war, und daß die Romanen erst nach Jahrhunderten in den Deutschen aufgiengen. Zu jener Verödung des bayerischen Flachlandes mag auch wesentlich beigetragen haben, daß Odoaker, der diese Gegenden nicht mehr halten konnte, alle Römer nach Italien abberufen hatte.

Während man aber, wie oben gezeigt, das Bayervolk hie und da als einen ganz gälischen Clan betrachten will, welcher erst jüngst durch Ungunst der Zeiten das trauliche Keltische gegen das unbehagliche Altbayerische vertauscht habe, oder eigentlich, wie reisende Zigeuner, nur des Verkehrs halber deutsch spreche und seine Ortschaften noch immer keltisch benenne, so hoff' ich gleichwohl, es möchte bald ganz anders gehen. Freilich gilt bei den Stämmen wie bei den Einzelnen, daß nicht der Glanz des Ursprungs über den Werth entscheidet, sondern das Verdienst, und insofern bin ich zu bescheiden einen Spruch zu thun, da ich leicht den einen zu viel, den andern zu wenig sagen könnte; aber sofern es überhaupt gestattet ist, von der Abkunft allein zu handeln, so hoffe ich folgendes: Wenn jene unter uns Bajoaren, d. h. Bayern, Oesterreichern, Tirolern, jene so Zeit, Geschick und Lust haben, künftighin bei den Anfangsgründen beginnen und auf dem sichern Pfade, welchen Grimm und Schmeller eingeschlagen, voranschreiten, wenn sie beachten, daß Glaube und Heiligthümer der Bajoaren, wie unser Panzer dargethan, schon vor uralten Zeiten dieselben waren, wie die der übrigen Germanen, daß die bayerische Mundart eigenthümliches zeigt was bis ans Gothische hinreicht, daß die alten leges Bajuvariorum, wie die Orts- und Leutenamen, das ächteste germanische Gepräge tragen, daß die alten Gothenlieder nirgends so lange nachhallten wie im Bayerland, wo die Bauern noch zu Aventins Zeiten von dem theuern Dietrich von Bern zu singen wußten, daß die Heldensagen, darunter die uralte skirische von den Welfen, zum guten Theil im bajoarischen Volk entsprungen scheinen und auf dessen Boden

spielen, daß eine ehrwürdige Mythe auch die Geburtsstätte Karls des Großen, des ersten Helden der Christenheit, nach Bayern in die Reismühle an der Würm verlegt, daß eben dieser preiswürdige Fürst auch bei uns im Untersberg seiner Urstände harrt und von dort aus dem deutschen Volke seine Eintracht und Macht wieder bringen soll, — wenn die besagten bayerischen Forscher ferner erwägen, daß sich in Schwaben und Bayern nach den Worten des „norddeutschen“ Jakob Grimm „wie die ganze Natur und Gewalt der hochdeutschen Sprache, so auch unserer alten Poesie kundgegeben hat, daß alles, was die Grundlage der deutschen Literatur macht, von diesen beiden Stämmen ausgeht“ (o tempora!) — wie überhaupt die Bayern der einzige Stamm sind, dessen Bauern heute noch dichten, wenigstens Almenlieder, und ein volksthümliches Instrument besitzen, nämlich die Zither — wenn jene Forscher, sofern auch ein wenig Verdienst hereingezogen werden darf, schließlich erwägen, daß wie die Sachsen im Norden die deutsche Cultur bis ans finnische Meer, so die Bayern deutsches Wesen von der alten Avarengränze an der Enns bis ans eiserne Thor hinabgetragen und verbreitet, sowie auch in den Türkenkriegen viel Blut für das deutsche Vaterland vergossen haben — wenn sie dieß alles bedenken und tüchtig dazu studieren, sammeln, forschen und erklären, so möchten sie jener neu angehenden Celtelei gegenüber leichtlich darthun können, daß die Bayern, diese viri proceri et robusti, in caritate et humanitate fundati,[1] unter den

[1] So nannte sie einst ein Landsmann, Bischof Aribo von Freising — freilich schon vor elfhundert Jahren.

deutschen Stämmen fast der deutscheste sind, und daher nicht in einer keltischen Sonderstellung, sondern in engster Freundschaft und Verbrüderung mit den Schwaben, Franken und Sachsen, mit allen andern Deutschen Ruhm und Ehre suchen sollen und finden werden.

XIV.

Die bei C. J. Cäsar vorkommenden keltischen Namen.

Die bei C. J. Cäsar vorkommenden keltischen Namen in ihrer Echtheit festgestellt und erläutert von Christian Wilhelm Glück. München 1857. Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Die keltische Etymologie war bisher bekanntlich ein etwas verrufenes Gebiet. Je fester die Regeln, je unumstößlicher die Gesetze auf dem Felde der romanischen und germanischen Sprachen sich gestalteten, desto lockender schien die Freiheit und die Schrankenlosigkeit im keltischen Bereiche, auf welchem, wie viele Beispiele zeigten, Großes und Ueberraschendes selbst jenen herzustellen nicht unmöglich war, die von der Sache nicht das Mindeste verstanden. Statt aller ermüdender und langwieriger Studien über ursprüngliche Gestalt der Wurzel, über Lautgesetze, Dialekte, Verhältniß der neuern Sprache zu der alten u. s. w. war für den Keltisten eigentlich nur die Kenntniß des Alphabetes nothwendig und er konnte als Namendeuter schon in demselben Augenblicke auftreten, wo er von einer

Hof- oder Universitätsbibliothek ein kymrisches oder gälisches Wörterbuch nach Hause getragen und aufgeschlagen hatte. Es war ganz im Geiste dieser Richtung, daß man im Deutschen eine Entwickelung der Sprache und verschiedene Stufen derselben ebenso wenig annahm, als im Keltischen, und während man also voraussetzte, daß irgend ein Dictionary nicht allein den jetzigen Sprachschatz darstelle, sondern auch jenen, der vor zweitausend Jahren gewesen, so nahm man anderseits auch an, daß die jetzigen deutschen Namen, wie sie sich auf der Landkarte finden, auch schon zu Cäsars Zeiten gelebt und ebenso geklungen haben, wie sie jetzo klingen.

Ein spärlicher und noch so flüchtiger Einblick in irgend ein Urkundenbuch, z. B. die Monumenta Boica, würde zwar die Forscher leichtlich überzeugt haben, daß auch in sprachlichen Dingen vor Zeiten nicht Alles so gewesen wie heut zu Tage, allein ein solches Bemühen war, wie gesagt, auf diesem Felde ganz gegen die Uebung, da nach allgemeinem Glauben die Wissenschaft der keltischen Namendeutung eine ganz voraussetzungslose, mit keinerlei Vorstudien verbundene sein sollte, sohin auch jedes tiefere Eingehen in die Sache den Scharfblick des Keltomanen nur umschleiern, seinen Deutungsmuth nur schwächen zu können schien. Bei der Leichtigkeit des Zutritts wuchs, wie nicht zu verwundern, die Zahl der Adepten alle Jahre, und so war der Keltismus die freie Pürsche, wo ohne Jagdkarte jeder auf Etymologien ausgehen konnte und wo Alles mitthat, der Hof- oder geheime Rath, der ordentliche Professor, der Privatdocent, der Landadvokat, der Oberschreiber und der Dorfschulmeister.

Dürfte man sich aber nicht wundern über diese seltsame Grille süddeutscher und namentlich bayerisch-österreichischer Schriftgelehrter, über ihre romantische Sehnsucht nach Abstammung und Herkunft von einem Volke, an das in Deutschland keine Sage und kein Lied erinnert, das überhaupt bis auf ein paar Millionen Irländer (Schotten, Wallliser und Bretonen) ganz verkommen ist — über diese Liebäugelei mit einer Race, die sich gar nicht um die Bajoaren kümmert, deren Sprache diese nicht verstehen und mit der ihnen auch nichts gemein ist, außer etwa, wenn man die Lichtseiten betrachtet, daß sie gleich ihr am alten Glauben festgehalten, und wenn man die Schattenseiten ins Auge faßt, eine blühende, wie böse Leute sagen, fast zu reichliche Criminalstatistik, da der übermüthige Bewohner unserer Hochebene eben so gern sauft, rauft und sticht, als der liebenswürdige Insasse der berühmten Grafschaft Tipperary! Drum war aber wohl auch nicht zu befürchten, daß der Keltismus je tiefere Wurzeln bei uns schlage, und so kommen mir die Schöpfungen dieser Schule fast vor wie Seifenblasen, die gar schnell vergehen. „Die freie Subjectivität der schönen Seele", die sich an keine Regel binden will, kommt in der historisch-linguistischen Forschung so wenig mehr fort, als im Romane, und wie in diesem auf der „Grammatik der Tugend", so wird in jener auch täglich mehr auf der Grammatik der Sprache bestanden — eine Anforderung, mit der sich eigentlich dieser ganze Keltismus von selbst auflösen muß.

Nun fiel aber überdieß mitten in diese Fröhlichkeit, wie ein unheimliches Meteor, die Grammatica celtica von Caspar Zeuß hinein — ein Werk, das freilich seinen ganzen

Mann verlangt und deutlich zeigt, wie unendlich schwierig und dunkel jene Sprache ist, aus der heraus man nur so tändelnd deuten wollte.

In lateinischem Vortrag, der ohnedem zu dem Stoff sich etwas widerspenstig stellt, wird da in der trockensten Weise Buch geführt über die Geschichte jedes keltischen Lautes in jedem keltischen Dialecte zurück bis auf die ältesten Denkmäler, sofort auch Declination und Conjugation, überhaupt die ganze Grammatik in einer reizlosen, die Phantasie sehr wenig ansprechenden Manier auseinander gelegt und so aus alten Glossen und zerstreuten Textesbruchstücken das Gerüst der keltischen Sprachlehre zum erstenmale erbaut. Diese Offenbarung ist aber, wir wiederholen es, sehr unschmackhaft und abstoßend und statt das freudige Leben im keltischen Forschungsrevier zu erhöhen, dürfte sie wahrscheinlich zur Folge haben, daß die verständigeren Keltomanen bald die Flucht ergreifen und zu andern bürgerlichen Geschäften übergehen.

Hatte aber weiland Vater Zeuß zu Bamberg an den jungen Göttern, die auf seinem keltischen Olymp so manches Jahr ihr muthwillig Spiel getrieben, selber nie ein besonderes Vergnügen gehabt, so können wir Ueberlebenden jetzt desto mehr von jenen erwarten, die sich mit Fleiß und Ausdauer durch sein schwieriges Werk hindurcharbeiten, die Keltologie nunmehr auf Zeußischer Basis betreiben und in diesem Geiste fortbauen. Wer sieht nicht, daß sich damit für die alte Völkerkunde eine neue Aera aufthut, wer hofft nicht, daß sich auch für die deutsche Urgeschichte ein neues Licht ergeben, und wer möchte endlich bestreiten, daß der deutsche Fachmann und das wißbegierige Publikum, an

dem noch immer kein Mangel, alle Ergebnisse, die ihm „in der guten Art der deutschen Gelehrsamkeit" entgegen kommen, mit unbefangener Freude aufnehmen werden.[1] Ein solcher Forscher, der auf jener Basis steht, und sich, soviel wir wissen, nicht blos Schüler, sondern auch Freund des verstorbenen Verfassers nennen darf, ist aber Hr. Chr. W. Glück, dem wir die Schrift über die keltischen Namen bei Julius Cäsar verdanken. Es ist da zum erstenmale der Versuch gemacht, ob und wie sich jene, bisher unverständlichen und unerklärbaren Namen mit den Mitteln der neuesten Wissenschaft etwa deuten lassen. In den meisten Fällen scheint der Versuch gelungen, in einigen wenigen mußte er fehlschlagen, da die Elemente, welche einzelnen Namen zu Grunde liegen, nach ihrer Bedeutung nicht mehr zu bestimmen sind.

Die Glück'schen Deutungen der Reihe nach durchzugehen, wäre hier ebensowenig am Platze, als sie kritisiren oder verbessern zu wollen, denn ich habe leider nur Zeit, die Grammatica celtica zu bewundern, nicht sie zu studiren, allein an einigen Beispielen können wir doch sehen, wie der Verfasser zu Werke geht und wie seine Deutungen an das Licht treten. Wir wollen daher ein halbes Dutzend jener Namen vornehmen und zwar lauter wohlbekannte Stadt-

[1] Der Name Germani wird bekanntlich schon lange aus dem Keltischen geleitet, als eine Bezeichnung, die nicht die Deutschen sich selbst, sondern ihre Nachbarn, die Gallier, ihnen gegeben und die Römer von diesen übernommen hätten. Der Name ist schon mehrfach gedeutet worden; die neueste Erklärung ist bei Zeuß (Gramm. celtica. S. 735) zu finden und nach dieser bedeutet das Wort auch wirklich nicht mehr als „Nachbar".

und Völkernamen, die uns noch von den Schulbänken her im Ohre klingen.

Der Name Allobrox, Allobroges ist zusammengesetzt aus allo, lat. alius, und brog, was Land bedeutet. Er läßt sich sohin als alienigena erklären, als einer, der aus anderm Lande, der ein Fremdling ist. Den Gegensatz von Allobrox bildet der Volksname Cymbrox, Cymbrog, Cymry, mit welchem die keltischen Urbewohner von Wales bekanntlich sich selbst bezeichnen. Da cym zu lat. cum stimmt, so bedeutet jener Name also so viel als conterranei, Landesgenossen. Bei dieser Gelegenheit protestirt Herr Glück sehr scharf „gegen die von mehreren Schriftstellern (z. B. Diefenbach) aufgestellte Behauptung, daß der (erst nach dem Einfalle der Sachsen in Britannien aufgekommene) Name Cymry eins mit den alten Namen Cimmerii und Cimbri sei."

Aremorici nannte sich ein Volk, welches in der heutigen Bretagne, an den Ufern des Meeres wohnte. Der Name erklärt sich aus der Partikel are, welche an oder bei, und dem Hauptwort mori, welches Meer bedeutet und will also so viel sagen als: Meeranwohner.

Atrebates ist bekanntlich der Name eines gallischen Stammes, der in der spätern Grafschaft Artois und um die heutige Stadt Arras, welche die Deutschen früher Atrecht nannten, wohnhaft war. Der Name Atrebates steht für Adtrebates und ist zusammengesetzt aus der Partikel ad, die der gleichlautenden lateinischen entspricht, und dem Hauptwort treb, Haus oder Wohnort. Die Bedeutung ist also incolae, possessores.

Eburodunum, jetzt Yverdon im Waadtland, erklärt

sich aus ebar, was Koth oder Schmutz und aus dunum, was Burg bedeutet. Dem britischen Eboracum, jetzt York, liegt das Adjectiv ebrach, kothig, zu Grunde.

Mediomatrici, das heutige Metz, ist zusammengesetzt aus medio (lateinisch medius) und mataris. Diesem zweiten Bestandtheil legt Herr Glück die Bedeutung Wurfgeschoß oder Zielscheibe bei, wornach er dann das Ganze, allerdings etwas zweifelnd, als: die nach der Mitte schießenden (vielleicht einfacher: die Scheibenschützen) erklärt.

Mellodunum, jetzt Melun, ist zusammengesetzt aus mell, Hügel, Anhöhe, und dunum. Es bedeutet sohin: Hohenburg.

Zum Schlusse wollen wir noch einige andere, uns näher liegende Namen besprechen. Cambodunum, jetzt bekanntlich Kempten, bedeutet arx curva; Labara, die Laber, kömmt vom kymrischen labar — sonorus, loquax; Danuvius ist von danu abgeleitet, welches fortis, audax bedeutet, und es mag der Strom sohin den Namen von seinem starken Laufe haben. Dubra, jetzt Tauber, heißt einfach Wasser.

Da wir uns in früherer Zeit mit der rhätischen Ethnologie beschäftigt und über den behaupteten Zusammenhang der Rhätier mit den Kelten mancherlei gelesen, dieser Hypothese auch die Aufstellung, daß die Rhätier Stammgenossen der Etrusker seien, entgegengesetzt haben, so war unser Augenmerk nebenbei auch darauf gerichtet, ob sich aus dieser Schrift des Herrn Glück vielleicht für die eine oder die andere der beiden Ansichten Beweismittel ziehen ließen. Obgleich wir nun nichts gefunden, was direkt einschlüge, so sind wir doch in der Ansicht, daß die Rhätier nicht

dem keltischen Stamme angehört haben, eher bestärkt worden, und zwar gerade durch den Anblick dieser vielen in Reih und Glied gestellten keltischen Namen. Wenn man einerseits die einfachen, alle Möglichkeit einer Zusammensetzung ausschließenden rhätischen Namen wie Telfs *(Telves)*, Sils *(Sulles)*, Vels, Tulfers, Volers, Uderns, Velturns u. s. w., wenn man den ganzen Habitus dieser Namen, die sich deutlich aus einem einfachen Stamme heraus durch Ansatz verschiedener Consonanten gebildet, mit den oft mehrfach zusammengesetzten, langathmigen, mitunter sogar etwas ungethümen keltischen Namen wie Andecumborius, Abrextubogius, Catamantaloedis, Dinomogetimarus, Epomanduodurum, Venaxomodurum vergleicht, so kömmt man doch auf geradem Wege zu der gewiß probabeln Behauptung, daß die Sprache, aus der jene Namen entstanden, nicht auch die sein kann, in welcher letztere wurzeln. Es wird auch schwerlich widerlegt werden, wenn wir behaupten, daß in ganz Rhätien nicht ein einziger Name sich finde, der sich jenen keltischen vergleichen ließe, was deutlich zu verstehen gibt, daß die Rhätier, sollten sie auch nicht Etrusker gewesen sein, doch sicherlich auch keine Kelten waren. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Glück gelegentlich auf diese Frage näher einließe. Er hat zwar an einzelnen Stellen seines Werkes, dem Herkommen folgend, auch die Genauni, die Vennonetes und Sarunetes vorbeigehend zu den keltischen Stämmen gezogen, hiemit uns aber eben so wenig überzeugt, als uns früher in diesem Betreffe Vater Zeuß überzeugen konnte.

Daß die bisherigen Arbeiten auf dem keltischen Felde viel Schutt aufgeworfen und daß deßwegen Herr Glück

viel aufzuräumen findet, ist von selbst verständlich. Doch möchte die eiserne Strenge, die er gegen seine Vormänner übt, vielleicht nicht allen Lesern behagen. Ehe die Grammatica celtica von Zeuß erschien, war die Unwissenheit auf diesem Felde, so zu sagen, eine ignorantia invincibilis und ein Generalpardon für alle keltischen Sünder der vorhergegangenen Zeiten dürfte dem humanen Geiste unseres Jahrhunderts wohl am meisten entsprechen. Herr Glück eifert jedoch nicht nur gegen Forscher wie Mone, über dessen ausschweifende Meinungen ein hartes aber wohlverdientes Gericht ergeht, sondern auch gegen Männer, die auf andern Gebieten sich Verdienste erworben haben, welche die Erklärung der keltischen Namen bei Cäsar gewiß nicht aufwiegt.

Abgesehen davon glauben wir aber, daß alle jene, welche in dieser Richtung forschen, die Glück'sche Schrift nicht ohne mannigfache Belehrung gewonnen zu haben, aus der Hand legen werden.

Nur in dieser Weise behandelt, werden uns keltische Etymologien künftighin als annehmbar und zuläßig gelten — alles andere ist überwundener Standpunkt.

XV.

Abstammung, Ursitz und älteste Geschichte der Baiwaren.

Festgabe zur siebenten Säcularfeier der Gründung der Haupt= und Residenz=stadt München, von Dr. E. Anton Quitzmann, ordentlichem Mitgliede des historischen Vereins für Oberbayern 2c. München, 1857.

1858.

O wie viel Lumperei ist doch auf dieser Welt! Welcher Schwindel von New=York bis Astrachan und wieder von Astrachan bis New=York! Noch kein Ende mit entlaufenen Commis, verschwundenen Cassieren und abgeschnittenen Hälsen? Ist das „der Aufschwung der materiellen Interessen," der als Ersatz für die deutschen Ideale geboten wurde? dieß der langersehnte Kräutersaft für die Leiden der Zeit?

Wie weise unser Quitzmann, der, all den Tröbel der Gegenwart vergessend und über achtzehn Jahrhunderte wegsetzend, sich in Ursprung und Entstehungsart der berühmten bayerischen Nation vertieft! Das alte Räthsel, wo die Urbaiuvarier hergekommen, scheint die Gemüther ihrer Enkel in der That weit mehr zu beschäftigen als die neuere

Frage, wo dieselben — sammt den übrigen nicht minder werthen Germanen — am Ende etwa hinkommen werden — eine Frage, deren Beantwortung manch ängstlich Herz gar wohl bekümmern möchte, zumal wenn es den mäßigen Fortschritt, welchen Freiheit und Einheit in Mitteleuropa nehmen und den dreisten Wettkampf der jetzt so lauten Moskowiter betrachtet, die in der Einheit uns schon lange voraus sind, in der Freiheit wenigstens die Palme streitig machen und ihren messianischen Beruf zur Restaurirung des abendländischen Geblütes eben so offen bekennen, als die Nachbarn zur Linken ihre träumerische Sehnsucht nach den Kaiserstädten am Rhein. Indessen lassen wir jetzt die Unruhe unserer Tage, und gehen wir zur Zerstreuung lieber in die Urzeit zurück, unserm Führer folgend, welcher Longobarden, Alemannen, Franken und andere schnödere Horden, in denen unsere Gelehrten bisher des Bayervolkes Urahnen gefunden zu haben glaubten, insonderheit aber die auf dem flachen Lande so beliebten Kelten streng abweist und dafür in einigen Zeilen des Tacitus (Annal. II. 63) das erste Aufdämmern unseres interessanten Volksstammes gewahren will. Marbod nämlich und Catualda, beide zwar Markomannen, aber zugleich auch Todfeinde, suchten, wie bekannt, in ihren letzten Nöthen bei den Römern Zuflucht und wurden, der eine nach Ravenna, der andere nach Forum Julii (Frejus) internirt; während ihre Gefolgschaften, damit sie nicht die öffentliche Ruhe störten, jenseits der Donau zwischen Marus und Cusus ein Gebiet angewiesen und den Vannius, vom Volke der Quaden, als König erhielten. Hier also zwischen Marus und Cusus, d. h. zwischen March und Theiß im Ungar-

lande, in jener Landschaft, die sich von Preßburg gegen die Rebenhügel von Tokay erstreckt, hier ertönte das erste staatliche Lallen der Baiuvarier oder Baiwarier, und dieser Name selbst, aus bai, beide, und vara, Bund, zusammengesetzt, soll eben die aus den beiden Verbindungen, aus Marbods und Catualda's Gefolgschaften entstandene Nation bezeichnen. So hätten wir denn unsere Wiege in den Thälern der Karpathen zu suchen, unsere ersten Vorfahren wären Markomannen, Quaden und wohl auch einige Gothen gewesen, und der innere, lange gesuchte Geheimsinn unseres Namens, der freilich erst viel später vorkommt, wäre endlich offenkundig geworden!

Vannius I, der erste König der Bayern, regierte, wie wir beim Mangel aller Quellen nur um so sicherer voraussetzen dürfen, seine damals noch anonymen Unterthanen zwar ohne Verfassung, aber gerecht und beharrlich. Unser Forscher schreibt ihm sogar „staatskluge Maßregeln" zu; wobei er aber wahrscheinlich nur die Eindrücke der Nähe in jene blaue Ferne übertragen oder darthun wollte, daß die in der bayerischen Landesgeschichte so oft hervorbrechende Weisheit sich bereits bis ins graueste Alterthum hinein verfolgen lasse.

Diese neue Thesis wird durch manchen neuen Fund oder manche neue Deutung älteren Materials nicht übel unterstützt. Klingt es nicht wunderbar, wenn Constantin Porphyrogennetos, Schriftsteller und byzantinischer Kaiser, erhärtet, daß noch im siebenten Jahrhundert jene Landschaft in den Karpathen, wo Quitzmann das Bayervolk entstehen läßt, den Namen Bagibaria getragen habe! Der Verfasser erkennt vollständig das schwere Gewicht dieser

Notiz und ihrer richtigen Auslegung. Er hat sich deßhalb in ungarischen wie in polnischen Geschichtschreibern tüchtig umgesehen, und Celebritäten, wie Tomkaszasky, Dlugossus, Kadlubko ꝛc., sind in Münchner Verlagsartikeln wohl noch selten citirt worden. Des Banduri abweichende Meinung, jenes Bagibaria sei nur aus einem slavischen Babie gore, Altweiberberg, entstanden, wird siegreich widerlegt und eindringlich bewiesen, daß, wie an andern Ländern, so auch an dem Lande zwischen der March und Theiß der Name des Volkes, welches dort fünf Jahrhunderte verlebt, noch längere Zeit haften geblieben sei.

Einiges Streiflicht fällt auch auf philologische Probleme. Es wird z. B. behauptet, daß wir von unsern ehemaligen Nachbarn, den Czechen und Chrowaten, manches in unsere gemüthliche Umgangssprache aufgenommen haben, was uns jetzt ganz heimisch klingt, wie z. B. das viel gebrauchte „Lackel" — ob Schimpfname oder Schmeichelwort, ist fast noch unentschieden, obwohl mit des Etymons juridischer Würdigung unsere Gerichte schon mehrmal behelligt waren — jenes Lackel also, welches Schmeller von dem durch Feodor Dietzens schönes Bild uns wieder näher gerückten Melac ableitet, während Quitzmann es vom slavischen liach, der Pole, kommen läßt. So soll auch das tirolische Zoch, über dessen Bedeutung (Lümmel) unter den rhätischen Gelehrten keine Zweifel bestehen, von czech, der Böhme, ausgegangen sein.[1] Auch die deutschen Sprachinseln in

[1] Lackel möchte ich jetzt lieber von einem althochdeutschen Lacco ableiten, was eine Verkürzung des Namens Landker (Landspeer) wäre, wie auch Bucco für Burkhart vorkommt. (S. Die oberdeutschen Familiennamen von L. Steub. S. 66.) — Was zoch und czech betrifft, so

Ungarn scheinen dem Verfasser — und man darf ihm hierin wohl Recht geben — nicht alle von spätern Einwanderungen, sondern oft noch von alten urdeutschen Ansiedlern herzurühren, die da und dort zurückgeblieben. Wer übrigens die angehenden Baiwarer noch in ihren ersten Sitzen an den Karpathen gesehen und nebenbei geschildert hat, das ist der Rhetor Priscus aus Thracien, der einst mit einer Gesandtschaft zu König Attila kam, welcher damals in Urbaiwarien oder doch nicht weit davon sein Hoflager aufgeschlagen hatte. Es war im Jahr des Herrn 448. Vorbildlich fast erscheint es uns, wie hier Vater Etzel, der große Hunnen-Napoleon, auftritt, umgeben von seinen rheinbündlerischen Gothen, Gepiden, Vandalen, Quaden (Baiwaren) 2c. Es kommt uns fast vor, als ob uns Priscus nach Erfurt führte. Indessen aus dieser Erscheinung wollte unser Autor keine Aehnlichkeiten ziehen, sondern lieber aus andern Vorkommnissen, welche der Rhetor in seine Reisebilder aufgenommen. So z. B. erkennt er deutlich, daß die „Monoxyla", mit welchen die dortigen Landeskinder die byzantinischen Diplomaten über die Flüsse setzten, nur dieselben Einbäume sind, wie sie noch heute den Grundstock der Starnberger Marine bilden. Auch des Methes (μέδος) wird

findet sich in dem von A. Hofer bearbeiteten letzten Theile des tirolischen Idiotikons von J. B. Schöpf (Innsbruck 1866) S. 830 unter „Zoch" die Stelle: „Ein vor mehreren Jahren in der Allgem. Zeitung erschienener Aufsatz (von Dr. L. Steub?) über die rhätische Sprache erklärt Zoch, grober Mensch, aus Czeche, Böhme." — Hier ist wohl die vorliegende Anzeige der Quitzmann'schen Schrift gemeint, welche allerdings am 23. Jänner 1858 in der Beilage zur Allgem. Zeitung erschien, aber sich nicht mit rhätischer Sprache befaßte. Auch erhellt daraus, daß die eben erwähnte Ableitung nicht von mir ausgeht.

gedacht, der noch jetzt der Nektar unserer Kindermädchen ist, und des Gerstentrankes (κάμος), an dem die Fuhrleute sich erquickt. Wie viele heimathliche Anklänge! Würde uns Priscus auch noch von Schnaderhüpfeln und Haberfeldtreiben berichten, so wäre auf culturhistorischem Weg ein Beweis erbracht, der alles weitere Nachdenken überflüssig machen und unsern retrospectiven Sehern endlich Ruhe verschaffen könnte.

Dankenswerth bleibt es auch, daß der Verfasser daran erinnert, wie denn eigentlich Aventin jene alte Sage von der Bayern Wanderung aus Armenien (Hermenien) aufgefaßt habe, wie er, viel nüchterner als manche Gelehrte unserer Zeit, die eine vorhistorische phönicisch-keltische Verbindung zwischen den Landschaften am Wendelstein und jenen am Ararat annehmen, in diesem Hermenien nichts anderes sieht, als einen späten Nachhall des alten, sonst längst verklungenen Namens Herminonia, welcher bekanntlich zu Tacitus' Zeiten eines der drei Hauptstammlande der Germanen bezeichnete.

Nach allem diesem aber, und gestützt auf manche andere Behelfe, welche der Leser in dem bescheidenen Schriftchen selber aufsuchen wolle, glaubt der Verfasser, es bis zu aller nur immer möglichen Wahrscheinlichkeit gebracht zu haben, daß die Bayern von jenem unter Vannius I. entstandenen Bündnervolk, d. h. zunächst von Markomannen und Quaden, ausgegangen seien — eine Aufstellung, die bei der bekannten Vorliebe für urgeschichtliche Studien, welche hier alle Classen der Bevölkerung durchdringt, ein ungewöhnliches Aufsehen zu erregen nicht ermangeln wird. Möge die Freude über die neue Errungenschaft auch die Trauer in etwas bändigen, die der Forscher uns Münchnern

zu gleicher Zeit bescheren mußte. Während wir nämlich alle bedacht sind, die siebente Säcularfeier unserer Stadt im nächsten Jahr auf eine Weise zu begehen, die den Verdiensten derselben um höhere Menschlichkeit entsprechend sein soll, eröffnet uns der Verfasser in der Vorrede, daß leider auch hier jenes ächtdeutsche, schon im Fechter von Ravenna vorkommende „Zu spät" seine sinistre Anwendung finde, da, wie wir bei größerer Aufmerksamkeit leicht hätten gewahren können, die Zerstörung der Salzbutiken zu Vöring und die ihr entsprechende Gründung von München schon im Jahr 1156, spätestens im Frühling 1157 vorgegangen sei, wornach denn der siebenhundertste Jahrestag allerdings nicht im Jahr 1858, sondern spätestens um Pfingsten 1857 zu feiern gewesen wäre. [1]

[1] Dr. Quitzmanns mit vielem Geist verfochtene Ansicht über die Herkunft der Bayern ist bisher noch nicht recht durchgedrungen. Der Grund, der ihr entgegensteht, liegt auch sehr nahe. Als Caspar Zeuß zuerst die Behauptung aufstellte, die Bayern seien eben die alten Marcomannen, fiel ihm schnell fast die ganze deutsche Wissenschaft zu, weil es so annehmbar schien, daß das große Volk der Marcomannen nicht so ganz spurlos verschwunden, sondern, nachdem es einige Zeit verschollen gewesen, unter anderm Namen wieder als die mächtige Nation der Bajuvaren aufgetreten sei. Wenn wir nun Dr. Quitzmanns oben entwickelte Hypothese annehmen und also glauben wollen, daß das Bayervolk aus den beiden kleinen Gefolgschaften der oben genannten Häuptlinge entstanden, so bleibt die Frage, wo die Marcomannen hingekommen, so unbeantwortet wie vorher.

XVI.

Scenen aus dem griechischen Befreiungskampf.

Nach Peter Heß, lithographirt von Heinrich Kohler. München.

1858.

Einen Rappel haben sie glücklich überstanden und sind wieder so gescheidt wie vorher — nämlich jenen begeisterungsvollen Türkenrappel, den die Schlacht von Kalafat entzündete, jene wonnigen Träume von der Zukunft des osmanischen Reichs, die man sich fast noch rosiger dachte, als weiland die des deutschen Erbkaiserthums, jene seligen Hoffnungen von der neu einzuführenden Menschlichkeit, von der juridischen Kraft des Tansimat und Hathumajum, welche den Racenzwiespalt noch schmerzloser ausgleichen würden, als die Frankfurter Reichsverfassung die deutschen Zwiespälte, jene Mondscheinschwelgereien von wiederauflebender Kunst und Wissenschaft zu Bagdad und zu Samarkand, von demnächstigen türkischen Dichtern und Philosophen als unentbehrlichen Gliedern unserer Weltliteratur u. s. w. Es haben viele geistreiche Männer an der Anwandlung gelitten, aber jetzt sind sie alle hergestellt, und es läßt sich wieder mit ihnen reden. Selbst unser gefeierter Seher,

der Fragmentist, der namentlich das εὔσπλαγχνον, das Barmherzige der türkischen Natur, nicht oft genug zu rühmen wußte, kehrt jetzt zu dem „stupiden Fanatismus" zurück, den er in den Fragmenten seinem Lieblingsvolke beigelegt, und läßt seine späteren Ideen, obwohl sie gereifter schienen, mehr als je dahingestellt. Nur am Niederrhein, sagt man, schlägt noch in einer deutschen Zeitung ein türkisches Herz! Welcher Anblick, wenn einst, wie die alte Ueberlieferung will, die Baschi Bozuks ihre Pferde bei Köln im Rhein zur Tränke führen, und ihnen die dortigen Sympathisers unter Vortritt des hochwürdigen Klerus und der hallelujahsingenden Schuljugend zum Empfang entgegenwandeln! Es ist begreiflich, daß einem gebildeten Rheinpreußen ein in Bosnien abgeschlagener Christenkopf weit weniger Unbehagen verursacht, als wenn ihm jemand zu Hause auf die Hühneraugen tritt, aber dieß allein kann doch nicht entscheidend sein. Nur den wenigsten ist es zur Zeit noch zweifelhaft, daß der Cannibalismus des Islams, der jetzt das gebildete Europa schaudern macht, nicht der schwere Durchbruch eines neuen Völkerfrühlings, sondern nur das letzte Zappeln einer verendenden Barbarei sei.

Und so wenden sich gutmüthige Herzen wieder allenthalben den Leiden der armen Rajah zu, und mancher vorschnelle Türkenfreund bekehrt sich, indem er die Nachrichten von jenen Metzeleien liest und sich fragt: wenn solches jetzt dir selbst und deinen Lieben begegnet wäre? Darum sollen die deutschen Zeitungen in ihrer Macht lieber darauf sinnen, wie dem Gräuel rasch ein Ende zu machen, als wie er künstlich zu verlängern sei. Denn

trotz aller Künste wird die Nemesis schwerlich noch gar lange Geduld haben. . .

An diesem Vorabend denken wir auch unwillkürlich an die Hellenen oder sagen wir, um niemand zu verletzen, lieber an die Slavogräken, welche dazumal, als man gegen Sebastopol fuhr, durch ihre zeitungswidrige Sehnsucht nach Erlösung ihrer leidenden Brüder das Concept zu stören drohten und sich unter den deutschen Philistern viele Feinde machten, aber gleichwohl schon in jener Zeit, was türkische Aussichten betrifft, auf dem Standpunkt waren, auf den sich das Abendland erst jetzt zu stellen lernt. Die Slavogräken ließen sich indeß trotz aller Verwünschungen die Freiheit zu existiren nicht benehmen, und beschäftigten sich, soweit sie die Freundschaft ihrer Schutzmächte gewähren ließ, die Wissenschaften zu pflegen, Schiffe zu bauen, Geld zu verdienen und in Zukunftsträumen zu leben. Ob ihnen nun das ersehnte Erbe ganz, ob zur Hälfte zufallen oder ob sie selbst nur, wie zur Zeit der Kreuzzüge, als Substrat für abendländische Königthümer, Markgrafschaften u. dgl. dienen werden — immerhin bleibt das Völklein interessant. Zu dem anerkannten Vorzug, Christen zu sein, steht ihnen auch, wenn man zweitausend Jahre überspringen will, eine ziemlich reputable Vergangenheit zur Seite, und selbst jetzt noch nicht viel weniger Tugend, als in manchen Theilen des habsüchtigen und schwindelnden Frankenlandes zu finden sein möchte. Ein schöner, aber schwer nachzuahmender Zug ist jedenfalls die Leichtigkeit, mit der sich der Slavogräke von Hab und Gut, von den irdischen Errungenschaften seines Lebens trennt, um sie nach Hunderttausenden für das Wohl des

Vaterlandes, für Bildung und Unterricht, für Bibliotheken und Museen zu opfern. Mancher ältere Germane auch, der nach der großen Zeit in Deutschland, tief niedergedrückt von der völkerbeglückenden Wirksamkeit der heiligen Allianz, fast hoffnungslos dahinseufzte, wird ihnen jetzt noch dankbar sein, daß sie damals ihren Freiheitskrieg veranstalteten, welcher wie ein mildes Frühlingslüftchen um unsere vertrockneten Herzen spielte und den Gedanken wieder aufleben ließ, daß auch wir einst frei werden könnten, oder englisch, wie der Byron'sche Barde auf Haïdi's Insel singt: that we once might be free. Selbst wer später, in der ersten Ottonenzeit, in dem neuaufathmenden Ländchen etliche Jahre überwintern und auf dieser freien Erde all der Unwürde jener Reactionsperiode in Deutschland entgehen konnte, selbst ein solcher denkt oft noch mit Vergnügen zurück an die einsamen Spaziergänge am Ilissus, an das Schlachtfeld von Marathon, an das Meer bei Salamis, und hegt wohlwollende Wünsche für das dortige Gedeihen. Gute Leute, sagt der Menschenkenner, gibt es allenthalben, und Charaktere, denen man nachleben soll, sind am Ende überall seltener als Schriftsteller, deren Styl des Copirens werth ist.

Von ähnlichen Gedanken mochte unser Hr. Kohler bewegt sein, als er es unternahm, die schönen Scenen aus dem griechischen Befreiungskampf lithographisch wiederzugeben, jene feinen Malereien, mit denen Peter Heß die Arcaden des Hofgartens geschmückt hat. Nicht mit Unrecht durfte er für das Werk eine Theilnahme hoffen, die seiner großen Mühe ebenbürtig wäre. Wer betrachtete nicht gern jene Bilder, welche die Namen, die Thaten zu-

rückrufen, die einst unsere Jugend aufgeregt, betrübt oder erfreut? Der Sänger Rigas, der seine Freiheitslieder mit dem Leben büßte, die begeisterten Jünglinge der Hetärie, der Untergang des Patriarchen Gregorios, der zu Konstantinopel erwürgt wurde, die Vertheidigung Mesolongi's, die Seeschlachten der Kanaris, Miaulis und Sachturis, Karaiskaki's Landsiege bis zu dem Tag, da der junge König in Nauplia landete, alles dieses und vieles andere zeht in meisterhaften Schildereien an uns vorüber. Nur eines könnte uns leid thun, wenn wir diese Scenen aus dem griechischen Befreiungskampf vor uns sehen, daß wir ihnen nämlich nichts ähnliches über die deutschen Freiheitskriege an die Seite zu stellen haben.

XVII.

Das Verlagsrecht mit Einschluß der Lehren von dem Verlagsvertrag und Nachdruck nach den geltenden deutschen und internationalen Rechten.

Systematisch dargestellt von Dr. Oscar Wächter. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag 1857, 1858.

1858.

Der Nachdruck ist bekanntlich ein lasterhaftes Unternehmen, dessen sich aber unsere ehrsamen Buchdrucker trotz der oft gepriesenen deutschen Treue und Redlichkeit früherhin mit einer gewissen Vorliebe schuldig gemacht haben. Die Folgen, die daraus hervorgingen, sind weltkundig, und seiner Zeit gar oft beklagt worden. Der Taglöhner hat seinen Lohn, der Handwerker seinen Erwerb, der Beamte seinen Gehalt, der Krieger seinen Sold, aber der Schriftsteller, der Dichter mußte immerdar seine Hoffnungen auf Geld und Gut unter dem Preßbengel des Nachdruckers zerquetscht sehen. Die schöne deutsche Literatur war ein herrlicher Baum, aber ein Baum der Armuth, den die Poeten unter Nahrungssorgen und düstern Blicken in ihre

irdische Zukunft gepflanzt und begossen haben. Unsere ruhmreichsten Classiker, in so hohem Werth das Verlagsrecht ihrer Schriften heutzutage steht — zu ihrer Zeit hätten sie mit dem Ertrag ihrer Ideen kaum sich selbst, viel weniger Frau und Kind erhalten können. In diesem Stück sind wir anerkanntermaßen fortgeschritten, und dem Muthigen, der in unsern Tagen schriftstellerisch von seinen Kenntnissen, von seinem Geist leben will, ist wenigstens nicht alle Aussicht auf Gedeihen abgeschnitten. Freilich wird noch einiger Abstand bemerklich, wenn man vergleicht, wie sich in Frankreich oder England die Thätigkeit eines Eugen Sue oder eines Dickens belohnt, denn aus den Früchten der Literatur Paläste zu bauen und Equipagen zu halten, möchte selbst unsern gefeiertsten Romanschriftstellern noch nicht vergönnt sein. Indessen, wenn auch nicht in solcher Herrlichkeit, etwas gemächlicher und freundlicher wird sich's gegen Ende dieses Jahrhunderts sicherlich leben lassen, als in der ersten Hälfte desselben. Patriotische Nationalökonomen versprechen uns ja Wohlhabenheit und Reichthümer von allen Himmelsgegenden her; Wohlstand fördert gewöhnlich auch die Bildung, und so ist es leicht möglich, daß unsere industrielle Welt sich mit der Zeit auch der Literatur zuwendet, daß Riesenbrauer, Grubenbesitzer, Eisenbahnunternehmer, Baumwollenfabrikanten und dergleichen ehrenwerthe, im Hanfsamen sitzende Männer auf die schmutzige Aushülfe der Leihbibliotheken verzichten, sich mit dem Vergnügen des Bücherkaufs vertrauter machen, und sich so, nicht unähnlich den großen Geldmännern und Patriciern von Augsburg und Nürnberg, die vor dreihundert Jahren lebten, zum Staunen der Nachwelt eben so sehr als Freunde des

Geistes hervorthun werden, als sie sich bisher als Freunde der Materie gezeigt.

Doch — derartige Betrachtungen sind etwas alltäglich und abgetrieben, scheinen auch nicht immer ganz unbefangen und verletzen den Stolz der „Nation von Denkern", die wir nun einmal sind. Besser also, wir wenden uns ohne Verzug dem trefflichen und preiswürdigen Buch zu, welches Hr. Dr. Oscar Wächter mit ungemeiner Gründlichkeit über das Verlagsrecht ausgearbeitet und womit er den Dank aller derer verdient hat, welche in dieser annoch wenig aufgeklärten Materie nach wissenschaftlichen Grundsätzen, nach Licht und Belehrung suchen. Allerdings ist der Gegenstand des Buchs, wie der Verfasser sagt, schon mehrfach, zumal in neuerer Zeit, bearbeitet worden, allein diese Arbeiten, so werthvolle Beiträge sie auch enthalten mögen, machen doch schon um deßwillen eine neue und umfassende Behandlung des Gegenstandes nicht überflüssig, weil sie denselben nach allen seinen Seiten zu entwickeln nicht unternommen haben.

Es versteht sich, daß wir aus dem reichen Inhalt des Werkes einiges mitzutheilen uns verpflichtet fühlen, und wir wollen es daher, wenn auch nur sprungweise und mit großen Lücken, begleiten und verfolgen, von seiner geschichtlichen Einleitung bis dahin, wo es mit einer Uebersicht der internationalen Verhältnisse und des fremden Rechts schließt.

In jenen Zeiten, wo die Schätze der Literatur nur erst in Abschriften umherirrten — bekanntlich ein saturnisches Zeitalter, welches manche Verehrer des Mittelalters noch stündlich zurückwünschen — in jenen Jahrhunderten also

wurde die Freiheit, Abschriften zu nehmen, gesetzlich begünstigt. Kein Pariser Buchhändler durfte z. B. nach dem Universitätsstatut von 1323 seine Verlagsartikel einem Abschriftslustigen verweigern, wenn dieser ein hinlängliches Pfand hinterlegte. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst traten aber bald ganz andere Zustände ein. Diese gewährte ein leichtes mechanisches Mittel der ausgedehntesten Vervielfältigung und damit zugleich eine Ausbreitung des literarischen Verkehrs, durch welche die geistigen Erzeugnisse der Schriftsteller eine ganz neue Bedeutung erlangten. Damit beginnt wohl auch die Geschichte der Honorare, welche indessen, an sich interessant genug, von dem Verfasser als ganz außerhalb seiner Aufgabe liegend, leider nicht behandelt wird.

Schon Luther erließ in seiner Auslegung der Episteln und Evangelien „Eyn Vermanung an die Drücker," und sprach: „Was sol doch das seyn, meyne lieben Druckerherren, das eyner dem andern so offentlich raubt und stillt das seyne, und unternander euch verderbt? — — yhre wisset, was St. Paulus sagt zun Thessalonicern, Niemand verforteyle seynen nehisten yme handel. — — Soll's aber ye gegeytzt seyn und wyr Deutschen doch Bestien seyn wollen, so tobet ymmer hyn — das Gericht wird sich wol finden."

Aber St. Pauli Spruch an die Thessalonicer und Luthers Vermahnung rührten die harten Herzen unserer Verleger nicht, und ein nicht ganz geringer Theil derselben sind Bestien geblieben bis zum Bundesbeschluß vom 9. Nov. 1837, ja einige sogar noch darüber hinaus.

Allerdings war es schon zu Luthers Zeit allgemeines

Bewußtsein, daß der Nachdruck ein Unrecht sei, aber das bestehende Recht gab keinen Schutz dagegen. Vergebens mühten sich Theorie und Praxis an das römische Civilrecht anzuknüpfen und den Nachdruck als Eigenthumsverletzung oder Injurie zu behandeln; eben so wenig wie das Privatrecht konnte das geltende Criminalrecht den Autor gegen Nachdruck schützen. Und so blieb denn, da das Justinianische, das kanonische Recht wie die deutschen Reichsgesetze ihren Beistand versagten, dem gelehrten Westphal, welcher 1783 über das deutsche Privatrecht schrieb, als letzter Seufzer einer gepreßten Seele nur noch die Ansicht übrig: wenigstens die gemeine Gewohnheit der Nationen sei wider den Nachdruck gedruckter Bücher — eine wunderliche Behauptung, da zu seiner Zeit die gemeine Gewohnheit recht augenscheinlich für den Nachdruck sprach.

Indessen geschah es schon frühzeitig, daß eine der Literatur geneigte Obrigkeit den gefährdeten Autoren und Verlegern durch Privilegien zu Hülfe kam. Die erste Begünstigung dieser Art wird in das Jahr 1469 verlegt, wo der weise Senat von Venedig dem Johannes von Speier, dem Deutschen, einen offenen Brief verlieh, des Inhalts: daß in den nächsten fünf Jahren in der berühmten Stadt Venedig und ihrem Gebiet kein anderer sich getrauen solle, die Kunst des Bücherdrucks auszuüben, als der besagte Meister Johannes. Mit gewohntem Scharfblick erkannte und sprach der Senat bei dieser Gelegenheit es aus, daß diese Erfindung, die den Alten ganz und gar unbekannt gewesen, mit jeder Gunst und Hülfe zu befördern und zu unterstützen sei.

Als ältestes deutsches Privilegium führt man jenes auf,

welches im Jahr 1501 das Reichsregiment für die Werke der geistreichen Aebtissin Hroswitha von Gandersheim ertheilte, welche bekanntlich zur Zeit der Ottonen durch ihre epischen und dramatischen Gedichte in der Sprache Latiums das gebildete Deutschland entzückte, in unsern Tagen aber von Nachdruck wohl wenig mehr zu fürchten hätte.

Als der römische Kaiser den Anfang gemacht, begannen auch die Landesherren, und wie sich das Herzogthum Bayern in literarischen Dingen immer gern hervorthat, so ertheilte es auch das erste Nachdrucksprivilegium im Jahr 1518. Selbst Magistrate von Städten, die nicht reichsunmittelbar waren, gaben mitunter solche Privilegien, wie z. B. der Magistrat zu Leipzig.

Nachdem auf diese Weise bis ins achtzehnte Jahrhundert der Schutz gegen Nachdruck nur als eine von der Obrigkeit im Gnadenweg zu erbittende Ausnahme gegolten, begann endlich die Gesetzgebung, sich der Autoren und rechtmäßigen Verleger kräftiger anzunehmen und die Piratie der Buchhändler überhaupt zu verfolgen. Sachsen und Hannover gingen darin mit gutem Beispiel voran. In Oesterreich verboten Maria Theresia und Kaiser Joseph den Nachdruck inländischer Werke. Diesen folgte Preußen, indem das Landrecht von 1794 den Nachdruck auch der nichtprivilegirten inländischen Werke untersagte. Für das gesammte deutsche Reich geschah aber in dieser Richtung nichts. Die damalige deutsche Zerrissenheit, so viel man ihr auch im übrigen übles nachsagen kann, dem Nachdruck ist sie niemals schädlich geworden.

Was in diesem Jahrhundert auf deutschem Boden für den Schutz des Verlagsrechts geschehen, ist nicht unbekannt.

Beim Bundestag wirkte vorzüglich Preußen auf allgemeine Maßregeln hin, und so wurde im Jahr 1818 zu Frankfurt eine Commission niedergesetzt „zur Erstattung eines Gutachtens über die Abfassung gleichförmiger Verfügungen zur Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck.“ Aber noch verging lange Zeit, bis endlich der Bundesbeschluß vom 6. Sept. 1832 erschien, und wenigstens so viel feststellte, daß die Schriftsteller, Herausgeber und Verleger eines Bundesstaats sich in jedem andern des dort bestehenden Schutzes zu erfreuen haben sollten. Diesem Beschluß folgten dann die andern spätern vom 9. Nov. 1837, 22. April 1841, 19. Juni 1845 und 6. Nov. 1856, welche für Deutschland festsetzten, was fürderhin in Nachdruckssachen gemeinsames Recht sein solle. Freilich ist dieses gemeinsame Recht nur in den Grundlagen übereinstimmend; im Einzelnen weichen die Particularrechte sehr erheblich von einander ab, ein Zwiespalt, der den deutschen Staaten, wie Hr. Oscar Wächter glaubt, eine gemeinsame Gesetzgebung auf diesem Gebiete dringend nahe legen sollte.

Nachdem der Verfasser seine historische Einleitung beendigt, gibt er eine Uebersicht der Literatur des Verlagsrechts, welche mancherlei anziehendes darbietet. Daß sich die Rechtsgelehrten, seitdem es einen Nachdruck gibt, mit der juridischen Natur desselben beschäftigt haben, braucht nicht gesagt zu werden — vielleicht eben so wenig, daß noch bis in die jüngsten Zeiten die Meinungen auf diesem mehr als auf einem andern Gebiet sehr wirr und bunt durcheinanderliefen. Nicht allein daß man ungemein schwer dazu kam, sich über das Wesen des Verlagsrechts zu ver-

ständigen, so stritt man sich auch Jahrhunderte lang, ob der Nachdruck überhaupt ein Unrecht sei.

Wie Dr. Luther in diesem Punkt gedacht und gesprochen, ist oben bereits erwähnt worden. Seiner Ansicht folgten allerdings die meisten, die nach ihm hierüber geschrieben, bis auf Kant, Fichte und Hegel, doch fast jeder aus einem andern Grund. Den Reigen derer, die den Nachdruck vertheidigten, eröffnete dagegen 1720 der Hallische Kanzler J. P. Ludewig, welcher behauptete: nicht schnöder Gewinn, sondern Wahrheit und Weisheit müsse der Zweck der Bücher, Ehre, Ruhm und Dank der Lohn der Verfasser sein — ein schöner Spruch, der nur nicht erklärt, warum z. B. gerade der Dichter an jenen übersinnlichen Dingen allein schon sein Genügen finden soll, während doch andere Sommitäten, wie Helden und Staatsmänner, die nicht minder nach Ruhm und Ehre streben, nebenbei auch für irdische Glücksgüter selten unempfindlich sind. Ungefähr um dieselbe Zeit gab es mehrere Juristenfacultäten in Deutschland, welche sich nicht entblödeten, den Nachdruck damit zu rechtfertigen, daß er einer Vertheuerung der Bücher entgegenwirke. Als Fanatiker, als Enthusiast für den Nachdruck trat noch in diesem Jahrhundert der oberfränkische Pfarrer Matthäus Christian Glaser auf, welcher 1820 zu Kulmbach eine Schrift herausgab und darin die Verleger des größten Raubs bezichtigte, weil sie sich nicht mit dem bescheidenen Gewinn der Nachdrucker begnügen wollten.

Alle diese Schriften und die Gedanken, die sie enthalten, sind aber veraltet, seit die Bundesbeschlüsse und die Landesgesetze, die ihnen folgten, der Wissenschaft neue Grundlagen

geboten haben. Auf diesem Boden ist denn auch schon wieder eine neue Literatur erblüht. Verschiedene Gelehrte haben mit verschiedenem Erfolg den jetzt gegebenen Stoff behandelt — unter allen am gründlichsten und geistreichsten P. Harum, Professor zu Pesth, in einer Schrift über „die österreichische Preßgesetzgebung," welche der Verfasser mannichfach auszeichnet.

Ueber das Wesen des Verlagsrechts ist also, wie schon erwähnt, bereits vielfach verhandelt worden. Meistentheils bezeichnete man dieses Recht als geistiges Eigenthum und daher den Nachdruck als einen Eingriff in ein fremdes geistiges Eigenthum. Diese Ansicht, welche allerdings mehrern neuern Landesgesetzen zu Grunde liegt, ist aber irrig, denn der Eigenthumsbegriff, der sich bloß auf die rechtliche Herrschaft über körperliche Dinge bezieht, ist auf geistige Erzeugnisse als solche nicht anwendbar. Es ist daher nicht dieses angebliche Eigenthum, welches die Gesetze zu schützen berufen sind, sondern es sind vielmehr nur die vermögensrechtlichen Interessen — eine Anschauung, welche allerdings auch schon früher vorangestellt wurde — und so definirt denn der Verfasser das Verlagsrecht als die Ausschließlichkeit vermögensrechtlicher Nutzung.

Von diesem Ausgangspunkte geht das Buch dann immer tiefer in seinen Gegenstand ein, begründet den Begriff des literarischen und artistischen Erzeugnisses, behandelt die Erfordernisse, welche ein Gegenstand des Verlagsrechts haben soll, nämlich die geistige Hervorbringung, die Bestimmung des Werks für den literarischen oder artistischen Verkehr und endlich auch Form und Inhalt desselben. Am Schlusse des trefflichen Werks folgt, wie schon erwähnt,

eine Uebersicht der internationalen Verhältnisse und eine Skizze der fremden Rechte — ein Abschnitt, der mühevolle und weitgreifende Studien voraussetzt, da er nicht allein die europäische Gesetzgebung berücksichtigt, sondern auch was in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Südamerika Rechtens ist. Hier können wir im Vorbeigehen bemerken, daß in diesem Jahr auch das osmanische Reich ein Nachdrucksgesetz erhalten hat.

Da es sehr fraglich ist, ob der, wenn auch gebildete Zeitungsleser den juristischen Deductionen, welche der Darstellung allenthalben zu Grund liegen, mit besonderm Vergnügen folgen würde, so scheint es gerathener, sie hier bei Seite zu setzen, und aus dem reichen Schatz der bisherigen Controversen einige Entscheidungen mitzutheilen, wie sie der Verfasser mit scharfem Judicium erlassen hat.

Es ist also z. B. die Frage: ob der Finder oder Herausgeber eines, wenn auch noch so wichtigen und seither unbekannten alten Textes für diesen ein ausschließliches Verlagsrecht ansprechen dürfe. Man denke an die verlornen Bücher des Livius und an so viele verschollene Meisterwerke, deren glorreiche Wiederkunft die Gelehrsamkeit so lange erhoffte — oder an den römischen Historiker Licinianus, der neuester Zeit zu London aus altem überschriebenem Pergament sozusagen herausgekratzt wurde. Hier respondirt nun der Verfasser: da nur eigene Hervorbringung ein Verlagsrecht begründe, so sei dem Herausgeber eines solchen alten Textes dieses abzusprechen, selbst wenn er ihn aus den unleserlichsten Palimpsesten mit physischem und geistigem Scharfblick und der schwierigsten Arbeit hervorgegraben hätte. Nur was derselbe an Lesearten, Noten, Commen-

tarien aus eigenem hinzugethan, habe Anspruch auf gesetzlichen Schutz. Anderer Meinung ist hier Professor Harum, welcher schon für die kritische Herstellung des Originaltextes eines ältern, bereits zum Gemeingut gewordenen Werkes ein Autorrecht annehmen will, weil die ursprüngliche Form oft nur durch mühevolle Forschungen, durch eine theilweise Reproduction der Geistesarbeit des Verfassers herzustellen sei. Oscar Wächter ist jedoch der Ansicht, dieß seien legislative Gründe, die für künftige Gesetzgeber wohl zu beachten, aber für das positive Recht keineswegs entscheidend seien.

Eine andere Fage, die auch schon praktisch wurde, lautet: ob an einem bischöflichen Hirtenbrief ein Nachdruck begangen werden könne? Der Berliner Sachverständigenverein, der diese Frage einst zu entscheiden hatte, war der Ansicht, daß dem hochwürdigen Bischof allerdings ein Verlagsrecht an seinem Hirtenbrief zustehe. Oscar Wächter ist dagegen der Meinung, daß amtliche Bekanntmachungen, Proclamationen, Hirtenbriefe und dergleichen kein Verlagsrecht begründen. Sie seien nämlich den literarischen Erzeugnissen gar nicht beizuzählen, da sie nicht in die Literatur gehören, sondern lediglich dem Zweck einer amtlichen Function dienen.

An Briefen soll ein Verlagsrecht dann bestehen, wenn sie überhaupt nach ihrem ganzen geistigen Bestand geeignet sind, in die Literatur einzutreten. Ist dieß der Fall, so ergibt sich die weitere Frage: ob das Recht der Veröffentlichung auch dem Adressaten zustehe? Im Zweifel wird dieß zu verneinen sein, da der Briefschreiber dem Empfänger zunächst nur persönlich eine Mittheilung zu machen, nicht aber eine vermögensrechtliche Nutzung zuzuwenden beabsichtigte.

Auch mündlichen Mittheilungen will der Verfasser das Verlagsrecht gesichert wissen, wenn gleich das nächste Absehen des Urhebers nicht auf den literarischen Verkehr gerichtet war; denn es bleibe ihm ja immerhin möglich, den Vortrag gedruckt ans Licht zu geben und ihn als Gegenstand vermögensrechtlicher Nutzung zu verwenden. Diese Frage wurde einst viel besprochen, als Prof. Paulus zu Heidelberg 1844 Schellings Vorlesungen über die Offenbarung nach einem Collegienheft, aber mit eigenen Glossen, herausgegeben hatte. Das sächsische Oberappellationsgericht wies damals den Kläger ab, weil mündliche Lehrvorträge nicht zu den literarischen Erzeugnissen, nicht in die Classe solcher Leistungen gehören, bei denen man eine Bestimmung zum Verlag vorauszusetzen habe. Bei freien Vorträgen müsse man im Gegentheil annehmen, daß ihre Bestimmung erfüllt sei, wenn sie gehalten worden. Heutzutage würde man wahrscheinlich anders urtheilen, denn die Unrichtigkeit dieser Entscheidung, sagt Oscar Wächter, liegt auf der Hand.

Nach dem Verfasser soll es auch kein eigenes Verlagsrecht begründen, wenn die Poesie zu Prosa, die Lyrik zu einem Epos, ein Roman zu einem Drama umgestaltet werde, sofern dabei nicht auch eine, dem Gehalt nach wesentliche Umarbeitung stattfinde. (Auf diese Frage kam es an, als Frau Birch-Pfeiffer Auerbachs Lorle auf die Bühne gebracht.) Auch die französischen Rechtsgelehrten stellen in diesem Punkt sehr strenge Grundsätze auf. Wenn ein Autor, sagt ein solcher, den der Verfasser citirt, einen Roman für die Bühne bearbeitet, und dabei namhafte Stellen des Werks, aus dem er geschöpft hat, wiedergibt,

so fällt dieß unter den Begriff der unerlaubten Nachbildung. Nach dem bayerischen Gesetz wäre in solchen Fällen allerdings anders zu entscheiden, da es eine „Verarbeitung zu eigener Form“ von dem Verbot der unbefugten Nachbildung ausnimmt. Freilich tadelt der Verfasser jene Fassung des bayerischen Gesetzes. Sie sei so unbestimmt und vieldeutig, daß man darunter auch solche unwesentliche Modificationen des fremden Erzeugnisses begreifen könne, welche den Charakter des Nachdrucks in Wahrheit nur verdecken. In der That könnte man einige Beispiele anführen, die seinen Tadel begründen möchten, denn die Auslegung, welche jene Bestimmung bisher hier zu Lande erfuhr, ist wenigstens in den untern Instanzen dem Nachdruck offenbar zu günstig gewesen.

Telegraphische Depeschen bestehen in rein factischen Mittheilungen, sind keine literarischen Erzeugnisse und haben daher bis jetzt keinen Anspruch auf Schutz. Doch erklärt der Verfasser die gesetzliche Sanction des Verlagsrechts für solche Nachrichten um so mehr als ein legislatives Bedürfniß, als derjenige ein Unrecht begehe, welcher Depeschen, die ein anderer mit Kosten erlangte, gegen dessen Willen ausbeute.

An einem andern Ort sagt der Verfasser: der Herausgeber eines Werks, welches Gemeingut sei, könne durch diese Herausgabe ein Verlagsrecht an dem Werk nicht erlangen, also nicht bewirken, daß dasselbe dadurch aufhöre, Gemeingut zu sein. Unter „Gemeingut“ sind hier zunächst Volkslieder, Sprichwörter, Sagen gemeint. In diesem Stück ist übrigens Professor Harum anderer Meinung, weil doch der Herausgeber das Product zuerst in seiner

Bedeutung für den literarischen Verkehr erkannt, es aus der Verborgenheit hervorgezogen und dadurch für das literarische Publicum neu geschaffen habe. Oscar Wächter entgegnet hierauf: ein solcher Herausgeber könne denn doch keine wirkliche Geistesschöpfung behaupten, welche ja die Grundvoraussetzung des Autorrechts bilde. Was Volkslieder und Sprichwörter anbelangt, wird man dieß wohl zugeben, allein in Betreff der Sagen möchten wir ausnahmsweise anderer Meinung sein. Diese Ueberlieferungen kommen nämlich nicht in so unmittelbar verwendbarer Form zu Tage, daß der Sammler sie wie Volkslieder und Sprichwörter einfach nachschreiben könnte. Sie müssen vielmehr mit dem Ohr des Kenners aufgefaßt, das Unwesentliche muß ausgeschieden, das Wesentliche richtig stylisirt und hergerichtet werden, und diese Arbeit begründet doch sicherlich eine individuelle Geistesschöpfung.

Wer fremde Arbeiten oder Theile von solchen, sagt der Verfasser, in eine Compilation zusammenhäuft und herausgibt, verübt damit einen Nachdruck. Hiegegen gestattet das bayerische Gesetz die Ausnahme, daß der Wiederabdruck „einzelner“ Gedichte in Sammlungen und Chrestomathien erlaubt sei. Bei der Beurtheilung der in neuerer Zeit sehr häufigen „Blumenlesen“ fragt es sich also nach bayrischem Recht: was unter dem Ausdruck „einzelne“ zu verstehen sei? Diese Frage lag zur Entscheidung vor, als die J. G. Cotta'sche Verlagshandlung vor einigen Jahren gegen eine zu München erschienene Blumenlese auftrat, welche in manche Cotta'sche Verlagsartikel ungemein ergiebige Griffe gethan hatte. Es waren z. B. aus Justinus Kerner 34, aus Uhland 37, aus Platen 57 Gedichte

„entlehnt" worden. Der Anwalt der klagenden Verlagshandlung suchte darzuthun, daß das Gesetz, wenn es von „einzelnen" spreche, unmöglich so große Zahlen gemeint haben könne — allein es gelang ihm nicht, die Behörden zu überzeugen. Von der Ansicht ausgehend, daß hier gleichwohl nur eine erlaubte Auslese vorliege, beschloß die erste Instanz, es sei die Untersuchung aufzuheben und die Kosten habe das Aerar zu tragen; die zweite bestätigte diesen Ausspruch, legte aber die Kosten der J. G. Cotta'schen Verlagshandlung zur Last; der königliche Staatsrath endlich fand ebenfalls keinen Grund einen Nachdruck anzunehmen, compensirte aber doch die Kosten. Das Leipziger Handelsgericht, welches denselben Fall zu entscheiden hatte, erklärte das Werk gleichwohl für Nachdruck.

Vieles andere wäre noch hervorzuheben, allein eine Anzeige soll bekanntlich kein Auszug sein, und wir glauben daher des Guten genug gethan zu haben. Wir zweifeln nicht, daß dieses Buch in Nachdruckssachen bald eine Autorität bilden werde, deren Ansehen und Gewicht sich in den meisten Fällen nur schwer bekämpfen lassen dürfte. Und indem wir dem Verfasser zum Schluß noch einmal unsere Anerkennung ausdrücken, sind wir überzeugt, daß sie ihm auch in demselben Maß von allen andern Seiten zufallen wird.

Was die Nachdruckspraxis in bayerischen Landen betrifft, so ist sie noch ziemlich schwankend. Die Einsilbigkeit des Gesetzes, die Unsicherheit der Regeln, die für das Verfahren gelten, die relative Seltenheit der Fälle, die nur sporadisch bald in dieser Provinz, bald in jener vorkommen, und die dadurch bedingte Ungewohnheit der Sache vermögen

dieß allerdings zu entschuldigen. Es fehlt aber hin und wieder nicht an wunderlichen Peccadillos. Die Klage eines Braunschweigischen Verlegers z. B. wurde einst von einem Magistrat zurückgewiesen, weil jener in Bayern nicht die beiden vorschriftsmäßigen Pflichterémplare erlegt habe, während doch diese Auflage nach dem ausdrücklichen Wort des Gesetzes nur auf den Inländern ruht und die Ausländer gar nicht berührt. In der That wäre auch dem Buchhandel, zumal bei kostspieligen Werken, nicht zu wünschen, daß er in jedem der siebenunddreißig Bundesstaaten ein doppeltes Pflichterexemplar zu erlegen hätte. Eine andere Klage wurde von einem Landgericht abgewiesen, weil das nachgedruckte Werk schon vier Jahre vor dem Nachdruck erschienen, sohin der zweijährige Präscriptionstermin verstrichen und die Untersuchung elidirt sei — wobei nur übersehen war, daß die Entschädigungsansprüche erst dreißig Jahre nach dem Tod des Urhebers erlöschen, während die Geldstrafe allerdings in zwei Jahren verjährt. Die Aussprüche der Unterbehörden zeichnen sich gewöhnlich durch eine ungemeine Milde aus, die freilich von den beiden obern Instanzen, Regierung und Staatsrath, gegebenen Falls nach Verdienst corrigirt wird. Wir sind durchaus nicht der Ansicht, daß der metus reverentialis vor dem Hrn. Verlagsbuchhändler, der gewöhnlich zu den angesehensten Gemeindegliedern gehört, auf die Nachdrucksbehörden in den kleinern Städten irgend einen Einfluß übe, aber so viel scheint gewiß, daß man diesem Vergehen, das in der Nähe niemanden stört, auch keine besondere Rohheit des Gemüths verräth und bloß einem unbekannten Verleger im fernen Ausland Eintrag thut,

seine Schattenseiten nur mit Mühe abgewinnen kann. Nicht uninteressant sind die Vorgänge mit den Visionen der frommen Katharina Emmerich, der gottseligen Nonne von Dülmen. Clemens Brentano hat sie bekanntlich an ihrem Krankenbett niedergeschrieben und herausgegeben, und sie sind in der katholischen Welt ein sehr beliebtes Lesebuch. Zwei anständige Dorfcapläne, welche sich in den Nebenstunden lieber am Schreibtisch beschäftigten als an der Kegelbahn, trachteten — jedoch ganz uneigennützig — diese Geschichten dem Volk durch größere Wohlfeilheit noch zugänglicher zu machen, und fanden andächtige Verleger, die ihre Manuscripte gerne druckten. Es war im ganzen genommen dasselbe Buch, nur einiges ausgelassen, einige Worte wie z. B. „Atrium" in „Vorhof" verändert und einige Verschen hinzugegeben. Das Landgericht S., bei dem die Sache vor zehn Jahren anhängig gemacht wurde, erkannte damals, daß hier „Verarbeitung zu eigener Form," sohin kein Nachdruck vorliege; die zweite Instanz bestätigte diesen Ausspruch, und erst der Staatsrath beschloß, daß die Klage nicht a limine abzuweisen, sondern zur Verhandlung zu ziehen sei. Weiter wurde die Sache damals nicht betrieben. Den zweiten ganz gleichen Fall hatte neuester Zeit der Magistrat zu R. zu entscheiden. Von dem Satz ausgehend, daß viele hervorragende Männer die Möglichkeit einer besondern göttlichen Begnadigung jener gottseligen Jungfrau nicht zu beanstanden und daher ihre Kundgebungen für ein Gemeingut des gläubigen Volks zu halten geneigt seien, daß auch der Verfasser des nachgebildeten Manuscripts dieser Ansicht huldige und daher den Clemens Brentano nicht als Urheber dieser Offenbarungen betrachten

konnte — kommt der Magistrat zu der Ansicht, daß hier die Annahme einer rechtswidrigen Absicht von vorneherein ausgeschlossen sei. Ueberdieß liege Verarbeitung zu eigener Form vor, und es sei unzweifelhaft, daß der Verfasser der Nachbildung die Offenbarungen der Katharina Emmerich eben so gut bona fide zu benützen berechtigt gewesen, als demjenigen, der irgend ein literarisches Werk commentire und zum Gegenstand wissenschaftlicher Prüfung mache, den Text nach dem Wortlaut aufzunehmen unverwehrt sei (?). Die Klage wurde daher abgewiesen, und die Kosten sollte der klagende Verleger tragen. Die zweite und dritte Instanz erkannten indessen, und wohl ganz richtig, auf Nachdruck und sprachen eine Geldstrafe und eine Entschädigung aus. Der Beklagte wurde in alle Kosten verurtheilt — was der Magistrat jedoch so auslegte, als sei derselbe nur die erlaufenen Taxen, nicht die Anwaltskosten des klagenden Verlegers zu tragen schuldig, wogegen die höhere Instanz allerdings auch die Anwaltskosten dem Besiegten auflud.

XVIII.

Die heidnische Religion der Baiwaren.

Erster factischer Beweis für die Abstammung dieses Volkes. Von Dr. Anton Quitzmann. Leipzig und Heidelberg 1860.

1860.

Unser Altbayern fängt nachgerade an, auch bei seinen eigenen Bewohnern populär zu werden, was es bisher noch nie so ganz gewesen. Selten wenigstens, sehr selten, traten hier jene wackeren Leute auf, welche ohne amtliche Verpflichtung ihre Nebenstunden oder ihr ganzes Leben der Erforschung historischer und ethnographischer Denkwürdigkeiten, der Landeskunde oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, der Wissenschaft vom Volke widmeten.[1] Seltener auch als anderswo begab es sich, daß der wissensdurstige Wanderer, der sich über ein naheliegendes Thema erkundigen wollte, im Herrenstübel, am Honoratiorentisch, etwas Aufklärung fand — viel öfter waren die „Gebildeten" geneigt,

[1] Es ist hier zunächst von den letzten sechs Decennien die Rede, denn daß sich früher viel Eifer zeigte, daß namentlich Leibnitz die Bayern wegen des Reichthums ihrer historischen Literatur belobte, ist männiglich bekannt.

über seine Neugier mit einer ablehnenden Bemerkung zur Tagesordnung überzugehen und hintendrein über den komischen Kauz zu lächeln. Nur hin und wieder ging ein menschenscheuer Landcaplan, ein verschollener Assessor heimlich dem verrufenen Zeuge nach, beide froh, wenn sie nicht viel beachtet wurden, denn es lebt in diesem praktischen Volke ein angeborner Hang, jede Beschäftigung gering zu schätzen, welche keine Baareinnahmen, keine Besoldung und keine pragmatischen Rechte nach sich zieht. Woher aber dieses Wesen bei einem Stamme, dem es keineswegs an Selbstbewußtsein, nicht an Stolz, mitunter selbst nicht an Einbildung fehlt? Ist vielleicht die Gestaltung des Landes Schuld, der weiten und breiten Hochebene, die, flach oder hügelig, überall grün und fruchtbar ist, aber doch nur selten jene romantischen Landschaftsbilder bietet, welche die Phantasie des Beschauers reizen und seine Forscherlust erwecken? Oder ist es, daß der Schwedenkrieg bei uns schier alles dem Erdboden gleich gemacht, daß nach späteren Brandfällen fast alle Städte und Märkte allmählich erneuert, daß die alten Münster und Klosterkirchen in der geschmacklosesten Zeit renovirt und eine Unzahl Denkmäler verwüstet wurden, so daß Altbayern jetzt in seiner äußern Physiognomie zu den modernsten Ländern Europa's gehört? Oder soll man an den Spruch jenes Kurfürsten erinnern, der da sagte: Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe — aber eben so gut hätte sagen können: Ohne Vaterlandsliebe keine Vaterlandsgeschichte? Auch von diesem Standpunkt aus wird die Sache begreiflich, denn daß den freisinnigen Seelen die Neigung sich mit inländischen Dingen zu beschäftigen, in unserm Vormärze

nicht leicht über den Kopf wachsen konnte, braucht hier kaum angedeutet zu werden. Wie lange mußte überdieß unser unsterblicher Schmeller arbeiten, bis er es über die Lebensstellung eines „armen Poeten" hinausgebracht![1] Wenn sich in der nachmärzlichen Reactionsperiode die Geister etwas williger und dem Vaterländischen zugewandter zeigten, so war es wohl, weil sie doch immer aus dem dunkeln Walde schon ins Freie zu sehen meinten. Jetzt, wo das lange Unbehagen sich verzogen, scheint auch auf diesem Feld ein duftiger Frühling aufzublühen. Daß es an Aufmunterung von oben nicht gebricht, ist eine allbekannte und gern gerühmte Thatsache.

Was in der Geschichtschreibung großes sich begibt und kleines, wollen wir aber hier nicht einmal berühren; nur was zur Aufhellung der alten bajuvarischen Götterverehrung, dann jetzt noch lebender Sitten und Gebräuche bisher geschehen, ist heute unser Augenmerk. Begreiflicherweise müssen wir Jakob Grimms Verdienste an die Spitze stellen, denn durch ihn sind ja auch die bayerischen Bestrebungen geweckt und gefördert worden. Lange mußte er freilich rufen (von 1835 bis 1848), bis ihm endlich Friedrich Panzer, der liebenswürdige Landsmann des oberpfälzischen Schmeller, mit seiner Sammlung bayerischer Sagen ent-

[1] Sein Wörterbuch ist im Lande immer noch zu wenig bekannt. Es verdiente eigentlich aus Regiemitteln für jeden Landgerichtssitz angeschafft zu werden, da es für die Altbayern ungemein belehrend, für die vielen Franken, Schwaben, Pfälzer, die jetzt bei altbayerischen Behörden angestellt sind, fast unentbehrlich ist. (Das Wörterbuch erscheint jetzt, mit des Verfassers Nachträgen vermehrt, in zweiter Auflage, welche G. Karl Frommann bearbeitet. Es scheint aber die zweite Auflage im Lande so wenig Theilnahme und Ansprache zu finden, als die erste.)

gegenkam. Dieser allererst hat den alten Nornencultus bei unsern Urahnen nachgewiesen, und in mythologischer Beziehung hat man unser Bayern seitdem ganz richtig das Land der drei Schwestern genannt. Später war neben Friedrich Panzer auch Friedrich Lentner, der ebenfalls schon dahingegangen, in des Königs Auftrag eifrig bemüht, die werthvollsten Nachrichten über das bayerische Volksthum zusammenzutragen, und sind dieselben nun zum guten Theil durch F. Dahn für die Bavaria bearbeitet worden. Seitdem hat sich der Fleiß der Landeskinder immer sichtbarlicher geregt. Schönwerth schloß das Paradiesgärtlein der Oberpfalz auf [1], wo sich an wunderschönen Sagen ein Reichthum zeigt, an den kein Irdischer gedacht; Frhr. v. Leoprechting überraschte durch eine bedeutsame Gabe aus dem Lechrain; Schöppner stellte die Mythen für das ganze bayerische Land zusammen. Nicht minder thätig zeigten sich die Bajuvaren Oesterreichs, wie Zingerle und Alpenburg in Tirol, Vernaleken und andere. Das Ziel war allen gemeinschaftlich — die Aufhellung uralten Götterglaubens, die Aufspürung der ersten Wurzeln unseres geistigen Wesens — allen gemeinschaftlich ist auch ein elegischer Ton über Vereinsamung und fast allseitiges Unverständniß ihres Strebens.

In der That gilt bei vielen „Gebildeten" noch immer der seltsame Wahn, daß solche Geschichten, Sagen und Märchen eigentlich gar kein wirkliches Leben haben, sondern von Hirten, Bauern oder halbgebildeten Spaßvögeln schnell aus dem Stegreif erfunden und dem neugierigen Stadt-

[1] Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von Fr. Schönwerth, k. bayer. Ministerialrath ꝛc. 3 Bände. Augsburg. 1858. M. Rieger'sche Buchhandlung.

herrn aufgebunden werden. Man lacht dann in der eigenen Gescheidtheit ganz homerisch über den gutmüthigen Wanderer, der die „Lügen" schwarz auf weiß nach Hause schleppt.

So viel Zerstreutes verlangte aber dringend nach einer geübten Hand, welche die Ergebnisse für den ganzen Stamm herausziehen und ans Licht stellen sollte. Unser rühmlich bekannter Dr. Quitzmann hat sich diese Aufgabe gesetzt, sie mit Ausdauer verfolgt und mit Glück gelöst. Doch lag ihm dabei nicht allein die religiöse Seite der Frage ob, sondern auch die historische. Sein Buch ist auch ein „erster factischer Beweis für die Abstammung" der Bayern.

Was Jakob Grimm in der deutschen Mythologie für alle Germanen gelehrt, das erlaubt natürlich eine Vervollständigung und Austheilung auf die einzelnen Stämme. Nachdem er zuerst die allgemeinen heidnischen Wahrheiten aufgestellt, so läßt sich jetzt daraus auch die Dogmatik der verschiedenen Völkerschaften aussondern. Es lassen sich die Landespatrone, Wallfahrtsorte, Heiligthümer und wunderthätigen Götterbilder für jeden Staatenbund ziemlich sicher nachweisen. Dazu dienen die einheimischen Sagen und Märchen, der Aberglaube, selbst die alten Namen der Personen und der Orte, welch' letzterer Bedeutung schon der stille Professor Heinrich Gotthard, jetzt Landpfarrer, fast unwissend wo, versuchsweise gezeigt hat. So beginnt der Verfasser mit den Asen und den Wanen, den alten Göttergeschlechtern, und sucht zusammen, was noch in verhallenden Lauten, unverstandenen Sitten und dunkeln Ueberlieferungen an sie erinnert. So erklärt sich z. B. das Geheimnißvolle und Schauerliche der Rauchnächte (der

zwölf Nächte vom Christabend bis Dreikönig) nur daraus, daß sie in die Zeit des altheidnischen Julfestes, der Wintersonnwend, fallen, wo ehemals die Götter auf ihren Wagen den feierlichen Umzug durch die gläubigen Lande hielten. Der Birnbaum auf der Walserhaide erweist sich, genau betrachtet, als die letzte Incarnation der uralten Welt-Esche Yggdrasil, welche nach dem Feuertode der Welt wieder neu erblühen wird. Warum der Martinstag durch einen Gänsebraten, Allerseelen durch den Seelenzopf, Johannis durch das Sonnwendfeuer ausgezeichnet seien, was der Wasservogel zu Sauerlach, der noch jährlich seinen Umzug hält [1], was der Rosmarin, der Johannissegen, der Brautlauf bei den Hochzeiten, was die Kräuterweihe und die Ostereier zu bedeuten haben, das können uns nur die germanischen Mythologen erklären. Längst anerkannt, und daher offen auszusprechen ist es, daß die christliche Kirche in den ersten Zeiten es nicht leicht verhindern konnte, wenn die Neubekehrten dem alten Glauben unter christlichen Namen und Bildern noch ein verbotenes, aber, wie der Erfolg bewies, nur um so zäheres Leben ließen. So sind gar viele alte Heidenlegenden und Wunderthaten von den früheren Göttern auf die spätern Heiligen übergetragen worden, also daß z. B. St. Nikolaus und St. Martin den alten Wodan, St. Peter den Donar, St. Michael den Kriegsgott, St. Leonhard den milden Fro, den Gott der Herden und der Fruchtbarkeit, in sich aufgenommen, wie denn letzterer, der die Gefangenen zu befreien liebte, jenem Heiligen auch seine symbolischen Ketten und seine

[1] Jetzt wohl nicht mehr.

festlichen Umzüge als Leonhardsfahrten hinterlassen hat. Hin und wieder scheint sogar ein alter Heidenheros mit seinem angestammten Namen und Cultus, mit Sack und Pack ins Christenthum übergetreten und ein sehr achtungswerther Heiliger geworden zu sein. St. Hirmon wenigstens, der in Niederbayern seine Wallfahrt hat und den Hirmonswiesen bei Murnau seinen Namen gab, ist einer solchen Metamorphose sehr verdächtig und mag ursprünglich der alte Stammheld Irmino sein, von welchem Tacitus einen der drei germanischen Hauptstämme, die Herminonen, ableitet.

Später geht die Darstellung auch auf die „Mittelwesen" über, auf Elbe, Wichtelmännchen, Zwerge, Riesen, Seefräulein, Wasser- und wilde Frauen, Waldmännlein (in Tirol Salvangs von Sylvanus), Hexen, Truden u. s. w., lauter Volk, welches sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und von dem man, zumal am Untersberg, in Tirol und in der Oberpfalz, die schönsten Geschichten erzählt.

Alle diese Erscheinungen nun und ihre Wurzeln in der Vorzeit sind zwar nicht mehr unbekannt, keine Geheimlehre weniger Adepten mehr, da die Sammler der letzten Zeit allenthalben auch Forscher und Erklärer waren und überhaupt alles, was die Exegese anderswo, bei Franken, Schwaben, Sachsen gewinnt, auch wieder den Bayern zu gute kommt — doch ist es das Verdienst des Verfassers, diese Erklärungen gesammelt, ergänzt, berichtigt und so der Auslegung gewissermaßen den Stempel der Vollendung aufgedrückt zu haben. Die Schrift ist in der That als kurzgefaßtes Taschenbuch und Vademecum, als Compen-

dium des nöthigsten Hausbedarfs den inländischen Sammlern dringend zu empfehlen, da sie dieselben gleich in die Mitte der Sache führt und für den Anfang eine kostbare Bibliothek fast überflüssig macht. Auf diesem Felde wird ja ohnehin die Beihülfe der Dilettanten immer unentbehrlich und dankenswerth bleiben, da die wahrhaft Gelahrten doch nie dazukommen dürften, alle Wälder und Felder, Berge und Thäler selber sammelnd abzustapeln. So möchte die Schrift vielleicht sehr geeignet sein, das etwas flaue Geistesleben unserer schönen Landstädtchen und Marktflecken einigermaßen zu erfrischen und manchem guten Jungen, der sonst nichts zu thun hat, neben Kegelschieben, Tarok und Schnepfenschießen noch eine andere willkommene Aufgabe zu setzen. Scheint der Gegenstand auch manchem gestrengen Denker und Stadtphilosophen, wie manchem übelgelaunten Würdenträger etwa zu leichte Waare, so möge dieser und jener nicht vergessen, daß, wie oft die jugendlichen Schmetterlings- und Käfersammlungen zu den Naturwissenschaften, so auch diese Beschäftigungen zur Sprachkunde, Kunstgeschichte und namentlich zur Historie des deutschen Volkes führen können, auch besser als alles andere die Ureinheit desselben darthun.

Endlich zieht aber der Verfasser auch die Ergebnisse für die bayerische Urgeschichte. Nach der Sonderart ihrer obwohl germanischen Götterverehrung werden die Bajuvaren dem großen herminonischen Stamm der Sueven zugetheilt; sie stammen aus Herminonien, das abwärts an der Donau lag, und deßwegen auch aus altem Mißverständniß die mittelalterliche Sage: sie seien aus Armenien gekommen. Für die Keltomanen, die Bojenverehrer und Tectosagen-

schwärmer hat sich aus dieser Untersuchung allerdings nichts tröstliches ergeben. Ihr angeblicher Gott Bid, ihr Belenus und Abellio ist nirgends wiedergefunden worden, vielmehr spurlos verschwunden. So werden hoffentlich auch ihre Lehrsätze bald spurlos verschwinden. Lasciate ogni speranza!

Was uns betrifft, so sind wir überzeugt und für Dr. Quitzmanns Ansichten ganz gewonnen, was auch unser größtes Glück ist, denn einem so reizbaren Autor gegenüber wäre es fast lebensgefährlich, anderer Meinung zu sein. Hat er nicht gleich in der Vorrede mit giftigem Basiliskenblick auf jene Besprechung hingespielt, welche wir vor zwei Jahren seiner früheren Schrift von der Baiwaren Ursprung gewidmet haben? Die Betrachtung, wie schwer das Richtige zu finden und wie leicht zu irren, wie rasch die scheinbar triftigsten Thesen von andern überwältigt und beseitigt werden, wie gleichgültig der große Haufen gegen die tiefsinnigsten Combinationen und das edelste Streben — diese Betrachtung hatte über die ihm so mißfällige Anzeige stellenweise jene gutmüthige Ironie ergossen, welche schon der weise Sokrates geliebt haben soll. Man durfte darauf eine Erwiederung in demselben Ton erwarten. Sie wäre, kühn gewagt, dem geistreichen Forscher gewiß ausnehmend gelungen. Leider hat's derselbe in einem Anfall von Kleinmuth vorgezogen, aus unserer schönen Muttersprache mit sichtlichem Fleiß die unfeinsten Redensarten zusammenzulesen und diese als Gegengabe darzubieten. Wenn Herr Dr. Quitzmann so fortfährt, so wird er's seinen Verehrern fast unmöglich machen, ferner ein freundlich Wort für ihn zu sprechen. Wehgethan hat uns aber nur jener weg=

werfende Seitenblick auf unser harmloses Stillleben, dem er aufgeblasenen Herzens seine eigene „patriotische Bethätigung“ entgegenstellt. Leider sind zwar annoch viele, die von solcher wenig wissen, doch wird hoffentlich auch dieser Timoleon noch seinen Cornelius Nepos finden. Wir werden dann seine Größe neidlos mitempfinden, immer treu dem alten Sprichwort: Bene vixit qui bene latuit. [1]

[1] Ein unüberlegter Lufthieb ist auch der Ausfall auf „die rasenische Abstammung der Tiroler,“ welche ich nie behauptet habe. Daß das Deutschthum nach Tirol durch die Bajuvaren importirt worden, ist eine bekannte Geschichte, damit aber noch nicht ausgemacht, wo die Rhätier hingehörten. Auf Zusammenhang mit Italien weisen alte Autoritäten, welche den andern Hypothesen eben nicht zur Seite stehen.

XIX.

Ansicht der Alpenkette auf der bayerischen Hochebene in München.

Aufgenommen und gezeichnet von G. v. Bezold, in Stahl gestochen von G. M. Kurz. Mit erläuternder Beschreibung und einer Höhentabelle. Sechs zusammengesetzte Blätter von 15 Schuh Länge und 8 1/2 Zoll Höhe. München, 1862. Verlag von Mey und Widmayer.

1862.

Nicht der letzte Vorzug der bajuvarischen Haupt- und Residenzstadt möchte es sein, daß der biedere Einwohner nur zum wohlverdienten Abendtrunk auf einen Sommerkeller gehen darf, um ein schönes Stück der blauen Alpen vor Augen zu haben. Sucht er aber gar eine günstige Höhe auf oder bemüht er sich, die Zinnen eines Kirchthurms zu ersteigen, so kann er, Horn an Horn und Spitze an Spitze, den ganzen ragenden Zug des Hochgebirges vom helvetischen Säntis bis zum steierischen Dachstein, fast an die hundert Wegstunden lang, betrachten. Darob erfreut sich auch sein Herz, und wenn ein lieber Gast vom Rhein oder aus der deutschen Tiefebene an seiner Seite wandelt, so pflegt jener gern einige Bewunderung der schönen Aussicht zu erwarten und eine warme

Anerkennung der Weisheit jener Altvordern, welche München auf diesem seinem Platz erbaut, wo jeder ohne Ausnahme nach gethaner Arbeit ein so billiges Vergnügen haben kann. Wenn aber der entzückte Fremdling näher in den biedern Münchner dringt und erfahren will, wie dieses, wie jenes ehrwürdige Haupt sich nenne, in welchem Thal, aus welcher Landschaft dieses oder jenes Horn aufsteige, so geräth letzterer gewöhnlich in Verlegenheit, denn er weiß da selten Aufschluß zu ertheilen. In stiller Lust und Sehnsucht am warmen Sommerabend hinzuschauen ist den meisten Lebensfreude genug, so daß sie sich um den Lärm der Scholien, um die Exegese des hehren Anblicks wenig kümmern. Uebrigens muß man auch einräumen, daß eine tiefere Kenntniß einerseits nicht sehr einträglich und ohne augenfälligen Nutzen, andererseits auch schwer zu erlangen ist. Nicht jeder hat Zeit und Gelegenheit, die ganze Breite des hier sichtbaren Alpenkranzes sich als Pensum vorzustecken, die Namen wandernd an ihrem Orte zu erkund-kundschaften und dann wohlbewahrt mit sich in die Hauptstadt zu tragen. Auch kann dieses einfache Mittel nur bei der ersten Reihe, bei den Vorbergen, die vom Fuße bis zum Haupte sichtbar sind, mit Verlässigkeit angewendet werden, nicht so bei den höheren, rückwärts stehenden, deren einsame Gipfel, wie sie über die kleineren hervorragen, immerdar schwerer zu deuten sind, weil man ihre Unterlage und ihren Zusammenhang nicht gewahrt. So kommt es denn, daß die Wissenschaft der meisten, was Alpennomenclatur betrifft, über zwei oder drei vielgebrauchte und beliebte Hauptnamen, wie Wendelstein, Zugspitze, Benedictenwand, nicht weit hinausgeht. Allerdings fehlt es nicht an ein-

zelnen Alpenfreunden, die da reichlicher Bescheid wissen, allein wer nicht in naher und warmer Beziehung zum Gebirge steht, der hat in der Regel wenig Lust, durch ihre Lehre und Ueberlieferung seine Kenntniß zu erweitern; denn ein hundert Namen zu merken, nur um damit gelegentlich glänzen zu können, das entspricht nicht unserer Bescheidenheit. Endlich hat es auch an literarischen oder plastischen Hülfsmitteln von verlässigem Werthe bisher noch immer gefehlt.

Bei unsern sonstigen Fortschritten konnte aber dieser Mangel nicht länger ertragen werden. Es war daher ein lobenswerther Gedanke unsers Ministerialraths, des Herrn Gustav v. Bezold, als er den Vorsatz faßte, diesen Nöthen abzuhelfen und endlich ein gründliches und genaues Panorama aufzustellen. Er wählte sich zum Angelpunkt seiner Thätigkeit den Thurm der protestantischen Kirche dahier und ließ nicht ab, in seinen Nebenstunden hinaufzusteigen und oben zu zeichnen und zu arbeiten, bis endlich das mühsame Werk vollendet war. Nun liegt es in allen seinen Theilen schön und zierlich vor uns, und ist wegen der Größe des Maßstabs leicht zu erfassen und zu begreifen — in jedem Betracht eine lehrreiche und dankenswerthe Arbeit, die uns manche Zweifel benimmt und viele neue Aufschlüsse gewährt. Wenn wir nun die Augen über die fünfzehn Fuß lange Tafel streichen lassen, fällt uns eines auf — nicht daß die hintereinanderstehenden Gipfel dicht auf einander drücken, wie sie denn auch bei trockenem Wetter nur e i n e ununterschiedene blaue Masse bilden, welche erst bei feuchter durchsichtiger Luft sich in ihre Schichten auflöst — sondern daß sich die neben einander stehenden

Höhen in der horizontalen Breite so weit auseinanderziehen. Der Neuling, der im Gebirge wandert, und z. B. bei Tegernsee links den Wallberg, rechts den Hirschberg dicht vor Augen hat, der muß sich in seiner Orientirung auf dem Münchener Standpunkt wohl schwer zurecht finden, da diese Nachbarn scheinbar mehrere Meilen auseinander rücken. So scheint auch zwischen dem Watzmann und dem Untersberg, deren Fuß sich doch fast berührt, wenigstens eine gute Tagreise zu liegen u. s. w.

Da sich der Mensch immerdar desto glücklicher fühlt, je weiter er in die Welt hineinschauen kann, so versteht es sich von selbst, daß in unserer Alpenkette jene ewig weißen Gipfel am meisten aufgesucht, erspäht und besprochen werden, welche aus der Centralkette der Pinzgauer Tauern und der Tiroler Eisberge geisterhaft herüberragen. Dazu gehört der vom nahen Böring aus ersichtliche Venediger, die Krimmler Tauern, die zwischen Brecherspitze und Wallberg ins Bayerland hereinlugen, die Duxer Ferner, die über dem Isarthal erscheinen, und endlich eine höchst ansehnliche, mit ewigem Schnee bedeckte Gruppe, die zwischen der Jocheralpe und dem Herzogsstand in eine weite Kluft der Voralpen eintritt. Man hielt sie bisher, soviel uns wissentlich, für ein Stück des Karwendelgebirges, obwohl die Betrachtung, daß dieses im Hochsommer schneefrei wird, von dieser Meinung hätte abhalten sollen. Nach Herrn v. Bezolds Angabe sind es aber die Stubaier und Selrainer Ferner, und es wird wohl manchen überraschen, daß wir auch von hier aus im Stande sind, einen Blick in diese entlegene Alpenwelt zu werfen.

Der Verfasser ist übrigens äußerst vorsichtig in seiner

Namengebung — er wagt diese fernen Spitzen einzeln nicht zu benennen, wie er denn auch eine lange Reihe niederer Berge zwischen Zugspitze und Säuling vorerst noch ohne Namen gelassen hat — was immer löblicher ist, als Bezeichnungen auszutheilen, die nicht richtig sind. Immerhin werden sich diese Lücken durch fortgesetzte Beobachtungen, auch von andern Standpunkten aus, ergänzen lassen und dann das Werk in einer Vollkommenheit, die selbst den strengsten Anforderungen genügt, den Alpenfreund ergötzen und belehren.

XX.

Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit.

Von J. V. Scheffel. Stuttgart, 1863.

1863.

Dieses ist ein Buch, welches nicht allen, aber doch vielen, oder wenn nicht vielen, doch wenigen, diesen aber um so ausnehmender gefallen wird. Der Dichter, dem wir die neue Erscheinung verdanken, lebt seit lange in der Anschauung, daß unsere poetischen Bienen oder gleich das gesammte Publikum aus den deutschen Alterthümern mehr Honig saugen dürften, daß überhaupt das deutsche Mittelalter in höherem Maß ein Bestandtheil unserer modernen Bildung werden sollte, als es bisher der Fall war. Das Sammeln alterthümlichen Stoffs, sagte derselbe schon in der Vorrede zum Ekkehard, der 1855 erschienen, kann wie das Sammeln von Goldkörnern zu einer Leidenschaft werden, die zusammenscharrt, eben um zusammenzuscharren, und ganz vergißt, daß das gewonnene Metall auch gereinigt, umgeschmolzen und verwerthet werden soll. Dieses ewige Befangenbleiben am Rohmaterial, meint er, diese

Scheu vor irgend einem fertigen Abschließen seien so recht die bedenklichen Zeichen einer Literatur von Gelehrten für Gelehrte, an der die Mehrzahl der Nation theilnahmslos vorübergehe und mit einem Blick zum blauen Himmel ihrem Schöpfer danke, daß sie davon nichts zu lesen brauche. Bei diesen strafenden Worten ist aber der Verfasser vielleicht doch nicht eingedenk gewesen, daß die mancherlei Auflagen, welche z. B. Simrocks löbliche Arbeiten bereits erlebt, gleichwohl eine warme Theilnahme der Nation an diesen ihren frühern Errungenschaften beurkunden. So wird auch, wie man hört, des geistvollen Dr. Holland „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern" nicht allein in der bayerischen Hauptstadt, die sich solchen Genüssen mit Leidenschaft hingibt, sondern auch auf dem platten Land von Bezirksamtmännern, Landrichtern, Notaren und deren Gattinnen bereits mannhaft gelesen. Wie dem immer auch sei, Scheffel hat seinem Trieb schon einmal in Prosa durch eben jene Geschichte von dem St. Galler Mönch Ekkehard Genüge gethan und eine höchst anziehende, farbenreiche Schilderung des Lebens gegeben, welches einst an den schönen Gestaden des Bodensees im zehnten Jahrhundert dahinging.

Um dasselbe Wagstück, das im Roman gelungen, nun in der Lyrik, in einer kulturgeschichtlich malenden Lyrik, zu versuchen, tritt Frau Aventiure vor die Leser der Gegenwart. Sie führt uns in die Zeiten, da Heinrich von Ofterdingen, Scheffels halbmythischer Liebling, da Walter von der Vogelweide und deren liedervolle Zeitgenossen ihre Lauten stimmten und an den Höfen freigebiger Fürsten bei schönen Frauen, bei festlichen Turnieren, in Kampf

und Abenteuer, sei's zu Hause, sei's in Wälschland oder um Jerusalem, ein wechselvolles, meist fröhliches, doch auch oft von starker Wehmuth gefärbtes Leben führten. Frau Aventiure setzt in dem Leser allerdings die Gabe voraus, jene längst vergangenen Tage in ihrem poetischen Drang, ihrem nationalen Aufschwung, ihrer phantastischen Glorie wohlwollend zu beschauen, mit voller Vergessenheit des caput mortuum, das sie uns zurückgelassen, des abgestandenen Feudalismus nämlich, der noch da und dort nachgeistert, und des norddeutschen Junkerthums. Es sind zwar dieselben Stoffe, mit denen sich seiner Zeit die verrufenen Romantiker beschäftigten, allein Scheffels Auffassung geht von einem ganz andern Geist aus. Der Dichter gibt sich, so zu sagen, den Anschein, als sei er selbst einer jener fröhlichen Sänger aus der schönen Steiermark, aus dem liederreichen Schwaben oder aus dem ritterlichen Franken, dessen Bürger er in der „Sängerfahrt bambergischer Chorknaben" so poetisch schildert. Er singt in ihren Weisen, lacht in ihren Scherzen, klagt in ihren Schmerzenslauten; kurz, er thut sich an als habe er noch so nachträglich diesen oder jenen Gedanken, jenes poetische Motiv auszuführen, welches ihnen zufällig nicht eingefallen oder vielleicht, wenn es auch in der Schrift einen sichtlichen Ausdruck erhalten, doch durch Ungunst der Zeiten nicht bis auf unsere Tage gekommen ist. Mitunter mag auch wohl Freud und Leid des eigenen Herzens durch die mittelalterlichen Gesänge klingen. Die Sprache ist geistreich, keck, imponirend und greift nach allen Blumen, die im Walde der deutschen Sprache blühen. Hält aber auch hin und wieder ein Reim nicht Stich, so ist der Schaden wenig

fühlbar, da der Leser, fortgerissen von der poetischen Kraft des Sängers, sich darüber in keine Grübeleien einläßt.

Um zu zeigen, daß er nicht allein mit dem deutschen, sondern eben so gut mit dem lateinischen Mittelalter vertraut, hat Scheffel seiner Frau Aventiure auch einige lateinische Lieder in den Mund gelegt, Dichtungen im Geist der von A. Schmeller herausgegebenen Carmina Burana, welche jetzt, nachdem sie seit ihrem Erscheinen fünfzehn Jahre lang vergessen schienen, neuerdings wieder manchen guten Freund und vergnügten Leser finden. Für alle Leute, die hierzuland wohnen, mag es noch eine besondere Anziehung sein, daß Frau Aventiure auch am schönen Chiemsee auftritt und einige feine Lieder vorträgt; ja sogar bis Reut im Winkel dringt sie hinein und besingt der Frau Wirthin saracenisch Kopftuch, wie auch das griechische Feuer, das aus ihren Augen sprüht. Ueberhaupt glaubt man zu fühlen, daß der Sänger den Bayern, die auch in mittelalterlicher Dichtung nicht die letzten gewesen, einen besondern Werth beilegt, was ihn zu Miesbach, in dessen Nähe er für diesen Sommer eine reizende Einsamkeit gefunden, gewiß bei Hoch und Nieder gut empfehlen wird. [1]

[1] J. V. Scheffel verlebte damals zwei Sommer in Bienzenau bei Miesbach, in einem schmucken Landhause, welches Hrn. Dr. Ernst Förster zu München gehört. Wir haben da manche schöne Stunden genossen, an die ich mich gerne erinnere.

XXI.

Meier Helmbrecht und seine Heimath.

Von Friedrich Keinz. Mit einer Karte. München 1865. E. A. Fleischmann'sche Buchhandlung.

1865.

Südlich der Mainlinie lebte vor sechshundert Jahren irgendwo ein fröhlicher Bauernsohn, welcher eine wunderschöne Haube hatte.

Auf dieser Haube war viel eitel Wunders eingestickt, Sittiche und Tauben und andere Vögel, „als wären sie aus dem Spessart dargeflogen," dann die Geschichte wie man Troja gewann und Aeneas von dort entrann, auch wie Karl und Roland, Turpin und Olivier, die Kampfgenossen viere, mit ihrer ritterlichen Kraft stritten gegen die Heidenschaft. Hinten zwischen den beiden Ohren sah man auf der Haube mancherlei Abenteuer von Frau Helchen Kindern, von der Rabenschlacht, von Wittich und von Diether von Berne. Vorne an der Stirnseite stand ein Tanz, genäht mit Seiden und voll Glanz. Je zwischen zweien Maiden ging ein Knabe, der ihre Hände fing,

und Fiedler standen auch dabei. Die ganze Beschreibung der Haube in mehr als hundert Versen mahnt uns unwillkürlich an den Schild des Achilles bei Homer mit seinen mannichfaltigen Bildern und unser letztes könnte fast wörtlich aus Ilias XVIII. 594 herüber genommen sein; nur möchten wir den Unterschied hervorheben, daß den Schild der kunstreiche Heidengott Hephästos geschmiedet, jenes Meisterwerk aber eine lustige Nonne gestickt hat, welche wegen ihrer „Hübschheit" aus der Zelle entronnen war, wie das, sagt der Dichter mit einem bissigen Schlauderwörtlein, das wir hier nicht wiedergeben können, viel mancher andern auch noch geschehen sei.

Noch gab die Schwester, gab die Mutter dem wohlgestalten Jungen einen Gürtel und ein Schwert, ein Wams und allerlei Gewand, dessen einzelne Schönheiten mit Walter Scott'scher Genauigkeit beschrieben werden. So kostbaren Leibrock wie er habe nie ein Bauer getragen zwischen Hohenstein und Haldenberg — Namen, welche wir wohl zu merken bitten. Deßwegen ward er auch von Weibern und von Maiden gar minniglichen angesehen. Zumal, sagt der Dichter, wo der Aermel an das Mieder geht, all um und um war da die Nath behangen wohl mit Schellen; die hörte man laut erhellen, so oft er in dem Tanze sprang; den Weibern es durch die Ohren klang.

Als er nun so fröhlich aufgewachsen war und dastand, der Jüngling in seiner Pracht, mit seinem langen falben Haar und den schönen Locken und der „wähen" Haube, verkehrten sich seine Sinne und es befiel ihn ein Uebermuth, so daß er eines Tages zu fabuliren begann und sprach: min Wille mich hinz Hove treit — d. h. mein

Geist zieht mich zu Hofe hin. (Unter Höfen verstand man aber damals nicht bloß die landesherrlichen, sondern auch die Schlösser und Burgen der Ritterschaft, woher auch der bayerische Terminus Hofmark und der andere Umstand, daß in jedem bayerischen Dorf, wo einst ein Schloß gestanden, noch heutiges Tags ein Hofwirth zu finden.) Der Vater, ein tüchtiger Bauer der trefflichsten Art, erschrickt darüber wie billig, und nun beginnt ein Zwiegespräch zwischen Helmbrecht dem Vater und Helmbrecht dem Sohn, welches zwar lang, aber schön und voll tiefen Inhalts ist. Ersterer hat die besten Grundsätze von dem hohen Werth der Einfachheit, des stillen ländlichen Lebens, der ererbten väterlichen Sitte, der Ehrbarkeit und jeder Tugend; er verspricht dem Sohn einen schönen Hengst und Nachbar Rupprechts Tochter mit reicher Aussteuer zur Frau, wenn er seinen Hochmuth fahren lasse, allein Jung Helmbrecht will nicht mehr Haber säen und Dünger laden; „das zäme nicht fürwahre," sagt er, „meinem langen falben Haare und meinen edlen Locken und meinem wohlstehenden Rocke und meiner schönen Hauben und den seidenen Tauben, die darauf nähten Frauen. Ich will dir nicht mehr bauen!" (bei der Bauernarbeit helfen). Und fürwahr, die wunderschöne Haube, welche ihm die hübsche Nonne genäht, die schwebt immer über ihm nicht bloß leiblich, sondern auch geistig und zieht ihn fort wie jener Stern die drei Weisen aus dem Morgenland — jedoch zum Untergang!

„Vater, deiner Predige Gott mich bald erledige," spricht endlich der junge Helmbrecht, als der alte nicht aufhört ihm die Folgen seines Abfalls von der ehrlichen einfältigen

Bauernsitte mit den lebendigsten Farben auszumalen. Und so nimmt er kurzen Abschied und reitet mit seiner Haube auf eine Burg zu, deren Herr in stäten Fehden lag und alle gern bei sich behielt, die sich fest zu reiten und mit den Feinden zu streiten getrauten. Da übte auch Jung Helmbrecht alles was er „in seinem tumben Sinne" für Hofes- und Rittersitte hielt — mit andern Worten: er lebte aus dem Stegreif als Buschklepper und Wegelagerer — „er nahm das Roß und nahm das Rind, er ließ niemandem Löffelswerth, er nahm das Wams und nahm das Schwert; er nahm den Mantel und den Rock; er nahm die Geiß und nahm den Bock" u. s. w. Ja, er scheint eigentlich sich zum Rädelsführer der edlen Genossenschaft emporgeschwungen zu haben.

Auf dieser Höhe seines Daseins angelangt, befiel ihn aber das Heimweh und der süße Drang, den Giebel des Vaterhauses wieder zu sehen und an der Stätte seiner Geburt wieder gesehen zu werden; er nimmt Urlaub von seinen Gesellen und reitet mit seiner Haube wieder dahin, wo seine Wiege gestanden. Am Ziele angelangt, tritt er in einer Glorie auf wie ungefähr der Senior einer Landsmannschaft, wenn er, von der Hochschule kommend, im väterlichen Dorf seine blendende Cerevisfigur erglänzen läßt. „Ob man ihm entgegen ging?" fragt der Dichter. „Nein, es ward gelaufen, all in einem Haufen; eines für das andere drang; ja selbst Vater und Mutter sprang." Die mindern Leute riefen nicht etwa: Sei willkommen, Helmbrecht! sondern sie sprachen: Junkherre mein, Ihr sollt uns gottwillkommen sein! — Der neue Junkherr zeigt auch sofort, daß er nicht umsonst bei Hofe gewesen, daß

ihm vielmehr aller ritterliche Schwindel ganz geläufig geworden sei. Die Bauernmädchen, seine Jugendfreundinnen, redet er plattdeutsch an, seiner Schwester wirft er einen lateinischen, der Mutter einen böhmischen, dem Vater einen französischen Brocken hin. Die Familie wird dadurch ganz verwirrt. Die Mutter meint er sei ein Böhme oder gar ein Wind (Wende), der Vater spricht: er ist ein Walch; die Tochter Gotelinde aber sagt: er antwort' mir in der Latein; er mag ja wohl ein Pfaffe sein.

Der ehrliche Vater redet ihm aber nun ernstlich zu: Bist du mein Sohn Helmbrecht, so sprich ein Wort nach unsern Sitten, wie es unsre Vordern thaten; sprich ein Wort, ein deutsches.

Der liebenswürdige Taugenichts überlegt nunmehr in einem kurzen Selbstgespräch: da in der Nähe doch kein anderer Wirth sei, der ihn etwa behalten möchte, so dürfte es nicht räthlich sein, seine Rede länger zu verkehren. Er gibt sich also zu erkennen und wird von Vater, Mutter und Schwester mit größten Freuden zur festlichen Bewirthung in das Haus geleitet. Fleisch, feiste Käse, Hühner, eine Gans werden bald auf den bäurischen Tisch gestellt, um den verlornen und wieder gefundenen Sohn zu ehren und zu erfreuen. „Und hätte ich Wein," sagt der Vater, „er müßte heute getrunken sein." In dessen Ermanglung setzt er dem Gaste vom allerbesten „Urspring" vor, der aus Erden je gefloß. Er wisse keinen, der sich dem vergleichen dürfe als den Brunnen zu Wanghausen.

Vater und Sohn gerathen nun in ein lebendiges Zwiegespräch, während dessen dieser sein ritterlich Räuber leben in süßer Rückerinnerung schildert, nämlich wie er

dem ein Aug' ausdrücke, den in einen Ameisenstock binde, dem mit der Zange den Bart ausreiße, dem die Glieder zermalme und jenen an den Baum aufhänge. Dagegen erzählt der Vater von den feinen und edlen Sitten, die er vordem wahrgenommen, als er selbst noch jung gewesen und mit Käse und Eiern zu Hofe gesandt worden. Auch unterläßt er nicht den Sohn wiederholt von seinem wüsten Leben abzumahnen; aber auch die eindringlichsten Sprüche ländlicher Weltweisheit vermögen das verhärtete Herz nicht zu rühren. Heimlich spricht dann der Junge mit seiner Schwester Gotelinde: daß er sie mit seinem Gesellen Lämmerschlind vermählen wolle, welcher in einem Tobel drei Säcke voll geraubter Kostbarkeiten verborgen habe, die er ihr zur Morgengabe, verehren werde und mit dem sie ein viel fürnehmeres Leben führen würde als an der Seite eines unedlen Bauern, dessen Minne ihr doch nur sauer werden dürfte. Gotelinde, die thörichte Jungfrau, fühlt sich wonniglich angesprochen von der Zukunft, in die sie ihr Bruder blicken läßt, und schlägt sofort ein. Dieser nimmt darauf kurzen Abschied von den Eltern und zieht seinen alten Strich, zu seinem Gesellen Lämmerschlind, dem er mittheilt was er für ihn verhandelt. Der Geselle freut sich darüber dergestalt, daß er Helmbrechten die Hand küßt und ist alsbald so verliebt in sein unbekanntes Bräutlein, „daß er sich neigte vor dem Winde, der da wehte von Gotlinde."

Jung Helmbrecht läßt nun sofort heimlich die Schwester holen und die Hochzeit wird nach ritterlichem Brauche ausgerichtet. Ein alter Greis, wie es scheint ein Ehrenmitglied der Gesellschaft, versieht dabei in Nachäffung der

kirchlichen Ceremonien das priesterliche Amt und gibt die Liebenden zusammen. Die Hofämter, Marschall, Truchseß, Schenk und Kämmerer, wie sie in den Nibelungen vorkommen, umstehen geschäftig die Neuvermählten und thun ihr Bestes. Die Tischgenossen leeren manche Schüssel und manchen weiten Becher. Die Speisen verschwinden so schnell wie wenn ein Wind sie vom Tische wehte.

Inmitten der Fröhlichkeit aber kommt Gotelinden ein Schauer an. „O weh, lieber Lämmerschlind," sagt sie, „mir grauset in der Haut! Ich fürchte, fremde Leute sind uns zum Schaden nahe. Mir ist der Muth so schwere! Meines Vaters Armuth nähme ich jetzt viel lieber hin, als daß ich hier mit Sorgen bin."

Und wirklich — als sie nach den Freuden der Tafel eine Weile gesessen waren und die Spielleute von Braut und Bräutigam ihre Gaben empfingen, da tritt plötzlich riesengroß die strafende Gerechtigkeit herein. Der Richter erscheint selbfünft und obsiegt dem ganzen Haufen. Wer in den Ofen nicht entrann, der schloff unter die Bank. Wer sonst vor vieren nicht entfloh, den zog der Schergenknecht allein bei den Haaren herfür. Denn, sagt der Dichter, indem er eine Anschauung seiner Zeit vorträgt, die jetzt auch nicht mehr ganz stichhaltig erscheint, denn ein rechter Dieb, wie kühn er sei und schlüge er jeden Tag auch drei, der mag sich vor den Schergen doch nimmermehr erwehren. — So wurden sie also alle gebunden und sofort gerichtet. Neune wurden gehängt, Helmbrecht aber, dem zehnten, nach damaliger Rechtspflege die Augen ausgestochen und dann eine Hand und ein Fuß abgehauen.

Helmbrecht, „der blinde Dieb," sucht darauf, von

einem Knecht geleitet, auf einen Stab gestützt, seines Vaters Hof auf und bittet als ein armer Sieche demüthig um die dürftigste Unterkunft; aber der Vater, der ihn so oft vergebens gemahnt, ist jetzt nach Bauernart steinhart geworden, empfängt ihn hohnlachend, gibt ihm die wälschen und die plattdeutschen Grüße zurück, mit denen er sich damals eingeführt, und stößt ihn fort. Nur die Mutter steckt ihm „als ihrem Kind" ein Stück Brod zu auf den Weg. So zog er hin, verlassen und verstoßen, und wo er immer über Feld ging, schrien ihn die Bauern an: Hasa, Dieb Helmbrecht, wärest du beim Pflug geblieben, wie wir, man führte dich nun nicht als Blinden durch das Land.

Und eines Morgens früh, als er sich durch einen tiefen Wald schleppte, ersahen ihn fünf Bauern, die jetzt da Holz spalteten, und die er ehedem alle beraubt, geschädigt und mißhandelt hatte. Die fünf biederen Männer erfreuen sich höchlich über seine Erscheinung und verständigen sich mit Leichtigkeit. Nachdem sie ihn erst gräulich zerschlagen und seine Beichte abgehört, hängen sie ihn racheselig an dem nächsten Baum auf. Dabei gedenkt der Dichter noch einmal der Schicksalshaube und erzählt, was früher der Schergenknecht noch ganz daran gelassen, sei nun auch zerrissen worden. Die Sittiche und die Tauben, die genähten auf der Hauben, wurden gestreuet auf den Weg. Hier lag eine Locke, dort ein Fleck — der Haube und des Haares. Das sah man jetzt in schwachem Werthe liegen auf der grünen Erde.

Der Dichter schließt mit einer ernsten Warnung an die Jugend, sie ermahnend Helmbrechts Sitte und seine Wege

zu meiden, damit es ihr nicht ergehe, wie es ihm ergangen. Denn anderweitige junge Helmbrechte, die etwa seine Wege gehen sollten, die würden auch keinen Frieden haben, ehedenn sie nicht am Aste hingen. Wer aber, sagt der Erzähler, indem er sich in den letzten Versen gegen das Publikum wendet, wer immer auch diese Mähre lese, bitte, daß Gott gnädig wese, ihm und dem Dichtäre, Wernher, dem Gartenäre.

Diese tragische Historie — die älteste deutsche Dorfgeschichte nennt man sie nach Pfeiffers Vorgang — ist zum erstenmal 1839 von J. Bergmann, dann 1844 mit revidirtem Text von M. Haupt herausgegeben worden. Sie gilt nicht allein als ein vortreffliches Gedicht, sondern auch als eine reiche Fundgrube, aus der noch manche Aufklärung über mittelalterliches Bauernleben geschöpft werden könne. Uebrigens ist es nicht eine frei geschaffene Novelle, sondern der Dichter kündigt gleich in den ersten Versen an: er wolle nur erzählen was er mit seinen Augen selbst gesehen habe. Es ist daher begreiflich, daß unsre spürsame Wissenschaft sich schon lange abmüht den Schauplatz der Geschichte ausfindig zu machen. Hierüber haben nun schon Haupt, Karajan und Pfeiffer Untersuchungen angestellt; doch ist die Sache noch immer zweifelhaft geblieben. Es kommen nämlich, wie wir gesehen, in dem Gedicht drei dem Anschein nach sehr greifbare Ortsnamen vor, allein in den zwei einzigen Handschriften, die sich erhalten haben, stimmen diese Namen nicht zusammen, und wo die eine Hohenstein, Haldenberg und Wanghausen gibt, hat die andere Wels, Traunberg (womit der Traunstein am Gmundner See gemeint ist) und Leubenbach. Es

ist augenfällig, daß der Schreiber der einen Handschrift die Namen auf eigene Faust verändert hat. Fragt sich also, welche die echten und, wenn es Hohenstein und Haldenberg sein sollten, wo sie zu finden sind. Das Cap der guten Hoffnung auf diesen Entdeckungsreisen hat nun unser Archivrath K. A. Muffat gesehen, indem er in einem Urbar des Herzogthums Niederbayern, welches im vierzehnten Jahrhundert verfaßt ist, den Helmbrechtshof aufstöberte. Dieser findet sich nicht ferne von Wanghausen, einem kleinen Dorf, das bei dem bayerischen Burghausen gleich jenseits des Inns schon auf österreichischem Gebiete liegt. Daß dieß Helmbrechts Wanghausen ist, lehrt uns „das goldene Brünnlein," das dort fließt und wegen seines unvergleichlichen Wassers jetzt noch gepriesen wird. Auch Hohenstein und Haldenberg suchte Herr Archivrath Muffat zu bestimmen, allein es gelang ihm dieß nicht so gut als die Auffindung des Helmbrechtshofs.

Hiemit sind wir nun bei dem neuesten Herausgeber des Meier Helmbrecht, dem Herrn Friedrich Keinz, angekommen, einem bisher unbekannten vaterländischen Linguisten aus Passau, welcher sich nicht verdrießen ließ, aus Durst nach Wissenschaft zweimal in die schönen Landschaften, wo einst der wackere Helmbrecht hauste, hinauf zu pilgern und sich die Gelegenheit in der Nähe zu betrachten. Daselbst stellte er an Gelehrte und Ungelehrte mancherlei neugierige Fragen auf dem Grund des alten Gedichts, welches dort allerdings ziemlich verschollen ist. Mit dankenswerther Liebe und mit dem größten Fleiß suchte seinem Forschungstrieb Herr Pfarrer Saxeneder zu Ueberackern gerecht zu werden, welcher sich, mehr als manche

andere Pfarrer zu thun pflegen, den Memorabilien seines Gaues gewidmet hat und ein gründlicher Kenner derselben geworden ist. Mit Hülfe dieses Mentors hat Herr Keinz nicht allein die Oertlichkeit von Hohenstein und Haldenberg, sondern auch die Kienleiten und den schmalen Steig, die in der Erzählung erwähnt werden, gefunden und außer Zweifel gesetzt. Ebenso ist an Ort und Stelle unerwartete Klarheit über manchen bisher umsonst besprochenen Ausdruck des Gedichtes eingetreten, vielmehr von den Landleuten an die Hand gegeben worden, worin der Verfasser einen neuen Beweis sehen will, daß oft, wo uns die geschriebenen Documente im Stich lassen, das Volk bessere Auskunft zu geben vermag als die gelehrtesten Combinationen.

Auch den leichtsinnigen Helden des Gedichts selbst meint Herr Keinz nach sechshundert Jahren noch erfragt zu haben. In dem grünen Wald beim Helmbrechtshof steht nämlich eine einsame Capelle, von welcher die Sage geht: dort habe man vor alten Tagen einen Soldaten aufgehängt, der seinen Eltern entlaufen um ein liederlich Leben zu führen — in wenigen Zügen die ganze Geschichte unsers Helmbrechts!

Was endlich den Dichter und seinen mehrfach gedeuteten Beinamen „der Gartenäre“ betrifft, so macht Herr Keinz den Vorschlag ihn wegen seiner Gelehrsamkeit, die bis nach Troja und zum frommen Helden Aeneas hinaufreicht und seiner zierlichen Sprache für einen Chorherrn aus dem nahen Stift Ranshofen zu erachten, welches, wie zuletzt (was noch im Gedächtniß der Menschen), so wohl auch früher, stets einen Pater Gärtner aufgestellt hielt, der

nicht bloß der Klostergärten zu pflegen, sondern auch „weit umeinander“ zu wandern hatte, um die Bauern in der Obstbaumzucht und Gartenkunde zu unterrichten.

Und so geht denn aus allem hervor, daß der Dichter des Meier Helmbrecht sein stilles Leben in jener Gegend führte, die da an der Salzach liegt, wo sie ihre gelben Fluthen in den Innstrom geußt — also nach heutiger Sprechweise in dem Innviertel. Dazumal und noch fünfhundert Jahre länger gehörte aber dieser gesegnete Landstrich zum alten Herzogthum Bayern [1] und Wernher der Gartenäre muß daher dem liederreichen Chor jener Nachtigallen eingereiht werden, welche vordem der Stolz und die Freude unserer ehemals so poetisch gestimmten Landsleute waren. Für diese Errungenschaft dürfen wir Herrn Friedrich Keinz mit gerührtem Herzen Dank sagen; denn so wir auch mit unsern jetztlebenden Dichtern nicht viel anzufangen wissen, so freut sich doch jeder feurige Patriot, wenn die Zahl der längstvergangenen wieder um ein theueres Haupt sich mehrt und Bavaria's kühler Ruhmestempel seine Pforten wieder einem bisher unbekannten Tönemeister aufthut.

Mit Recht sagt übrigens Franz Pfeiffer, das deutsche Mittelalter besitze keine zweite Dichtung, die dieser frischen, lebensvollen und ergreifenden Schilderung aus dem Volksleben an die Seite gesetzt werden könne, und die andern Kenner, welche das Stücklein würdigten, stimmen diesem Spruche alle bei. Da nun die neue Ausgabe, welche ein Glossar und Erklärungen der mannichfachsten Art begleiten,

[1] Er kam bekanntlich erst 1779 durch den Frieden zu Teschen an Oesterreich.

ohne Schwierigkeit zu lesen ist, so dürfen wir hoffen, daß ihr im ganzen Land und namentlich in den lieblichen Gegenden zwischen dem mächtigen Innstrom und der gelben Salzach, zu Burghausen, zu Mühldorf, in dem hochgebildeten Wasserburg, in dem leselustigen Traunstein, sowie auch in dem grünen Innviertel selbst, jene warme Theilnahme entgegenkommen werde, die da allem Schönen in der heimischen Literatur gesichert ist und welche auch die Verleger mit steigender Vorliebe nach altbayerischen Artikeln greifen lehrt.

XXII.

Zum nächsten Friedensschluß.

München, 18. August 1870.

Wir leben in einer großen Zeit! Ueber ganz Deutschland eine Sündfluth von französischen Gefangenen, Zuaven, Spahis, Turcos und anderen Scheusalen, die mit den HH. About, v. Girardin und Granier aus Cassagnac an der Spitze der Civilisation marschiren — in Lothringen Schlachten wie bei Waterloo — in Paris Chaos und Verzweiflung — der kleine Cäsar, wenn er glücklich durchkommt, in wenigen Tagen in Arenenberg oder auf dem Wege nach Cayenne — lauter Thatsachen, die uns auffrischen und die Morgenluft glänzender Zeiten athmen lassen. Aber in diesem guten Gange nur keinen überstürzten Schluß! — keinen Frieden ehe die Franzosen in Berlin oder die Deutschen in Paris eingezogen sind. Ersteres scheint jetzt etwas ferner gerückt, letzteres aber würde die Gestaltung der neuen Aera ungemein befördern. Die deutsche Nation, die sich auf dem Wiener Congresse so lammfromm verschneiden, auch stückweise an Holländer und Dänen ausliefern ließ, selbst von den alten verlornen Reichslanden des Friedens halber nur schwache, nutzlose

Erwähnung that, diese deutsche Nation wird nach allen Anzeichen dießmal auch einige Worte mitsprechen, einige Ansprüche erheben und ohne Zweifel durchsetzen. Von den Franzosen lerne sie die wichtige Kunst, zuerst für sich selbst zu sorgen, und wenn sie für eine Idee gefochten, stets auch die Kriegskosten zu liquidiren. In letzterer Beziehung wird man dießmal die Rechnungen rechtzeitig bereit halten und sorgfältig wachen, daß kein Posten, kein Saarbrücker Dachziegel vergessen werde. So könnte auch das finanzielle Gleichgewicht zu Gunsten Deutschlands etwas günstiger gestellt werden. Der große Geschichtschreiber Thiers wird dieß allerdings tadeln, wie er es auch „indecent" nannte, daß die Preußen 1814 zu Paris ihre herausgefolterten Contributionen — 140 Millionen — zurückverlangten (durch Vermittlung ihrer Verbündeten haben sie auch wirklich nichts erhalten), allein über derlei zarte Punkte wird man sich überhaupt nie ganz verständigen können. Der Franzose, wenn er stahl und raubte, was der Reichsmarschall mit gleicher Bravour besorgte wie die Marketenderin, wenn er stahl und raubte, so that er's nur im Namen der Civilisation — wenn der Beraubte sein Eigenthum zurückverlangte, so war dieß nur Rohheit und Barbarei.

Hauptsache sind aber die alten Reichslande, Elsaß und Lothringen, von letzterm wenigstens der deutsche Theil. Das von den Franzosen aufgestellte Princip der Nationalität muß gerade hier energisch durchgeführt werden. Empfindsame Germanen behaupten allerdings: es möchten die Elsäßer vielleicht nicht ganz gern deutsch werden, allein sie sind 1648 auch nicht gefragt worden, ob sie gern wälsch

werden wollten. Wie sehr ihnen deutsche Bildung nothwendig, zeigt schon ihr Schießen auf ihre eignen Landsleute. Gute deutsche Schulen werden da Wunder wirken, viel größere als die Chassepots zu Mentana. Diese jetzt so entarteten Patrioten werden bald mit Erstaunen und Vergnügen hören, daß sie eine ganz deutsche Vergangenheit haben; daß sie alte Alemannen oder Franken und mit deutschen Erinnerungen der besten Art, auch mit zahlreichen deutschen Reichsstädten, Stiftern, Abteien und Burgen ausgestattet seien; daß das schöne Straßburg einst so gründlich deutsch gewesen wie Augsburg oder Nürnberg; daß der Münsterthum, der so ahnungvoll über den blauen Rhein hinüber und in den Schwarzwald hineindämmert, von einem edlen deutschen Meister erbaut worden sei und sich schon lange wieder nach den alten Landsleuten sehne. Des reichen Fabricanten Töchterlein zu Mülhausen (Mulhouse), jetzt noch der grande nation ergeben bis in den Tod, sie wird in wenigen Jahren am Pariser Flügel „Das deutsche Vaterland“ und „Die Wacht am Rhein“ so klingend singen, daß die Fenster zittern; sie wird nach Colmar gehen um an Pfeffels Grab zu weinen, nach Sesenheim um dort Goethe zu studieren und Friederikens jugendliche Liebe mitzuempfinden. Mit Manier läßt sich alles richten.

Sind Metz und Straßburg in treuen deutschen Händen, so mag Europa ruhig schlafen und sich bei Tag den Künsten des Friedens widmen. Man muß den Galliern jenen vielbegehrten Rheinstrom etwas aus den Augen rücken — sie schreien sonst immer danach und erlauben sich unliebe Demonstrationen, was nur auf Handel und

Gewerbe drückt. Auch fordert die Gerechtigkeit, daß unsere chevaleresken Nachbarn dieselben Opfer willig tragen, die sie uns Deutschen zugedacht. Hätten sie im Fall des Sieges „ihre natürlichen Gränzen" genommen, so werden wir im gleichen Falle unsere nationalen nehmen. Und wie Gott den Guten das Seinige im Schlafe gibt, so werden wohl auch Savoyen und Nizza wieder den guten Italienern zufallen. Frankreich, auf bescheidene Zustände zurückgeführt, wird nichts mehr bereuen als seine Eroberungsgelüste, die es schon mehrfach unglücklich gemacht; es wird sich in engerm Kreis auf Verbesserung seiner Schulen und seiner Sitten verlegen, auf Verbreitung geographischer und historischer Kenntnisse, die jetzt so empfindlich mangeln, auf Verminderung der Eitelkeit und der Prahlerei, und so wird es endlich nach langer Mühe jene Civilisation erreichen, die es wunderlicher Weise jetzt schon zu besitzen glaubt. Nur auf diesem Wege wird es das Glück finden, das es seit Jahrhunderten durch Eroberungen, Raubzüge, Plünderung und Verheerung der Nachbarn vergeblich fangen zu können meinte. Schade immerhin, daß wir jetzt mit den Parisern verdrießliche Händel bekommen, denn diese sind eigentlich der Abstammung nach sehr gute Deutsche, die besten alten Franken, die ruhmreichen Enkel jener Helden, die einst Karl der Große gegen Araber und Avaren geführt, nur daß sie schon seit längerer Zeit ein schlechtes Latein sprechen, dadurch dem gemeinen Mann unverständlich und uns im ganzen feindselig geworden sind. Besonders glücklich und erhebend ist aber ein anderer Umstand — wir haben nämlich keine Alliirten! Mit Ausnahme der Dänen, Polaken und einiger Ultramontanen in

Altbayern illuminiren zwar alle Völker Europa's bei unsern Siegen, allein wir brauchen keinen Tambour zu entlehnen. Deßwegen dürfen wir auch die guten Dienste nicht fürchten, die uns etwa verbündete Mächte, wie auf dem Wiener Congreß, gern erweisen möchten. Wie vertrauen zu der rühmlichst bekannten Rusticität des Herrn Bundeskanzlers, daß er die Diplomaten höchstens in der ernsten Stunde zuläßt, wo sie feierlich mitbesiegeln was sie nicht mehr verderben können. Er wird ihnen begreiflich machen, daß, wo sie nicht mitthaten, sie auch nicht mitzurathen haben.

XXIII.

Elsaß-Lothringen.

München, 20. August 1870.

Nach Allem, was wir bisher erlebt, ist sicher anzunehmen, daß die deutschen Fahnen demnächst in Paris einziehen. Jeder gute Landsmann hofft daher, daß im nächsten Pariser Frieden endlich einmal für mehrhundertjähriges Unrecht Vergeltung geübt und Elsaß wie Lothringen wieder mit Deutschland vereinigt werden. Da diese Wendung so plötzlich eingetreten, so können sich die Meinungen über die neue Phase erst allmälig feststellen. Unter andern erschallt auch eine Stimme, welche aus jenen beiden Ländern einen neutralen Staat bilden will, der Deutschland und Frankreich friedlich auseinanderhalten soll. Diese Idee hat aber manches Bedenkliche. Einmal fragt sich: wer soll Landgraf im Elsaß oder Herzog von Lothringen oder König von Burgund werden? Neue Herrscherstellen sind nicht mehr gesucht, und wenn auch zu Nancy oder Colmar etwas angenehmer und sicherer zu regieren wäre, als in Athen, Bukarest oder Mexico, so findet sich vielleicht doch kein Liebhaber für diese transrhenanische, aus den französ-

sischen Rippen geschnittene Eva. Und wenn auch, so dürfte schwerlich einer geschaffen sein, der es mit dem weisen Leopold von Belgien aufnähme; mit viel weniger Klugheit wird man aber auch in Neu-Lothringen nicht durchkommen. Ferner ließe sich anmerken, daß solche erkünstelte Staaten kein nationales Bewußtsein entwickeln. Nach verlässigen Nachrichten, die man jüngst in den Zeitungen fand, gibt es zum Beispiel heutzutage noch keine Belgier, sondern nur Wallonen und Flamänder. Erstere sympathisiren mit Frankreich, letztere mit Holland. Für die Dynastie und den belgischen Namen „mit Gut und Blut" einzustehen, scheint weder den Einen noch den Andern nothwendig, vorausgesetzt, daß sie bei etwaigem Zerfalle nur dahin fallen, wohin sie gravitiren. In einem neutralen Staate, der ohne engere Verbindung mit Deutschland bliebe, wären auch die Elsässer und Deutsch-Lothringer nie mehr zum deutschen Bewußtsein zurückzuführen. Der neue Herrscher würde sich seine Aufgabe nur erschweren, wenn er das jetzige officielle Gepräge dieser Landschaften ändern wollte. Er müßte es hinnehmen, wie es ist, um nicht durch Neuerungen lästig zu werden. Die französischen Einrichtungen wären also vorläufig unter allen Umständen zu schonen, aber es bliebe auch die französische Sprache in der Verwaltung und vor Gericht. Ferner bliebe die Schule in ihrem jetzigen hibriden Zustande und dieser läßt nur französische Bildung aufkommen.

Der neue Herrscher, der wohl ein Deutscher sein müßte, da außerhalb Germaniens jetzt sehr wenige Prinzen zur Verfügung stehen, würde auch beim besten Willen für die Wiederbelebung des deutschen Nationalgefühles in seinem

neuen Reiche nur wenig thun können; denn wenn auch die Landleute, die noch heutiges Tags nicht „wälsch“ lernen wollen, derartige Bestrebungen gleichgiltig hinnähmen, so würden doch die gebildeten Stände sich ihnen widersetzen, da sie durchschnittlich französisch geschult und in französischer Atmosphäre aufgewachsen sind. Diese Landschaften würden daher nur ein zeitweilig abgesondertes Klein-Frankreich, kein Neu-Deutschland werden, und eine Freude an dieser Eroberung können wir doch nur erleben, wenn das lang unterdrückte und gleichwohl nie vertilgte Deutschthum dort wieder zu neuer Blüthe und Kraft gelangt.

Ein solches französisch regiertes Volk oder Völklein würde aber auch nur wenig Vergnügen an seiner Selbstständigkeit empfinden; jeder Einzelne würde sich sagen, daß er viel mehr zu bedeuten gehabt, da er noch Franzose gewesen. Eine Hinneigung zu dem ihnen unbekannten Deutschland wäre gar nicht zu erwarten, alle französischen Sympathien aber würden von Paris aus gewiß immer sehr warm gehalten und so auch alle Gedanken der Neu-Lothringer nur dahin gerichtet sein, wieder Franzosen zu heißen. Ueberdieß dürfte Preußen Metz und Straßburg, diese beiden unschätzbaren Schlüssel zum deutschen Reiche, schwerlich aus der Hand lassen, und so träten denn die beiden Länder schon ohne ihre Hauptstädte, schon ohne Kopf zusammen, was ihren Leibern auch wenig Haltung verspräche. Wir werden uns unseres Sieges auf die Dauer nur freuen können, wenn wir um die Vogesen gute, liebe Freunde, treue Landsleute wissen. Dieses Ergebniß ist aber nur zu erreichen, wenn in die Schulen, in die Gesellschaft

der deutsche Geist einzieht, wenn sie Alle nichts Anderes wissen, als daß sie Deutsche sind und bleiben müssen. Eine solche Umstimmung läßt sich aber nur erreichen, wenn die beiden Länder ganz und gar zu Deutschland gezogen werden. Nur von Deutschland aus kann der Romanismus, der sich dort überall eingenistet, erfolgreich bekämpft und ausgetrieben werden.

XXIV.

Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum.

Von Bernhard Schmidt. Erster Theil. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1871.

1871.

Die Neugriechen, weiland unsere Lieblinge und Schoßkinder — sie sind uns nachgerade ziemlich gleichgültig geworden. Der Weichselzopf von Intriguen, Verschwörungen und Revolutionen, der ihre neuere Geschichte bildet, hat unsere einst so warmen Herzen längst erkältet. Graeca sunt, non leguntur — sagt der gewöhnliche Zeitungsleser, wenn er sich bis zum Artikel „Griechenland" durchgearbeitet hat. Die absonderlichen Namen, die sich ihre Celebritäten beigelegt, wie Cumunduros, Delijannis, Hadschichristos — die kann er sich ohnedem nicht merken.

Die politischen Bestrebungen und Absichten der Neuhellenen sind allerdings unerforschlich wie der Rathschluß Gottes, oft auch ebenso unverständlich. Warum sie z. B. den braven Bayerfürsten, der fast dreißig Jahre lang ihren dornigen Thron mit Würde eingenommen und bei wenig Freuden die mancherlei Leiden die über ihn kamen, ohne

Harm und Klage ertragen hatte — warum sie diesen guten Herrn hinterrücks verriethen und aus dem Lande trieben, um dann sein Krönlein durch ganz Europa hausiren zu tragen und es dem Wenigstnehmenden zu überlassen — das hat uns nie recht deutlich werden wollen. Mitunter haben wir freilich auch die Frage gestellt: ob nicht vielleicht eine der Mächte, welche sich dem schwachen Griechenland gegenüber die wohlthätigen nennen, jene Unternehmung gewünscht, entworfen und bezahlt habe.

Wenn wir aber das politische Treiben der Neuhellenen gewissermaßen als einen ekeligen Krebsschaden mit einem dichten Schleier überdecken, so nimmt sich die sonstige Physiognomie des Volkes gar nicht so übel aus. Wir finden ein manierliches liebenswürdiges Naturell, fleißige mäßige sparsame Leute und in den Familien die strengste Zucht. In griechischen Ehen waltet viel Lieb' und Treue; die Eltern hängen an den Kindern, die Kinder an den Eltern mit inniger Zärtlichkeit. Der Fremde, welcher ein griechisches Haus betritt, wird herzlich aufgenommen und uneigennützig bewirthet; es ist überall noch die alte Homerische Gastfreundschaft. Dabei ertönt eine feine wohllautende Sprache, in welcher viele Volkslieder gesungen werden, minder witzig als unsere Schnaderhüpfel, aber reicher und mannichfaltiger an Inhalt. Jeden, auch den Niedersten, beseelt ein lebhaftes Gefühl der Würde seines Stammes, und wenn im neuen Athen etwa König Kodrus oder Perikles, Sokrates oder Plato als Erzbilder aufgestellt würden, so wären sie sicher vor jenen Schändlichkeiten, denen Humboldt, Schiller und andere Unsterbliche in der Metropole unserer Intelligenz begegnen. Was die reichen

Handelsleute der griechischen Nation für hohe und niedere Schulen, für Bibliotheken, Museen und andere Bildungsmittel dem armen Vaterland gespendet, das hat im Verhältniß kein anderes Volk der Erde gethan. Sie gingen dabei immer von dem Gedanken aus: nicht unwissende Popen zu mästen, sondern ihre Landsleute zu erziehen und zu bilden — zum wesentlichen Unterschied von den reichen Leuten anderer christlicher Länder, die jährlich so viele Tausende für Messen, Rosenkränze, Litaneien u. s. w. vermachen und nur hin und wieder ein paar Gulden für die geistige Hebung des niedern Volkes, welches deren doch so bedürftig wäre.

Auch besteht in dortigen Landen nicht etwa eine türkische Partei, wie bei uns eine wälsche, welche den Fremden zulieb den innern Frieden stört, mit allen feindseligen Nachbarn in Verbindung steht und sie gegen das Vaterland zu hetzen sucht. Mit der Gemeinheit und Rohheit, mit der sich unser gebildeter Klerus verkuppelt, würde sich in Griechenland nicht der ungebildetste Dorfpope einlassen. Auch würde man dort in den tiefsten Schichten nicht so traurige Bilder nationaler Verkommenheit finden, wie in den erhabenen Sphären unserer Oberhirten.

Aus solchen Gründen denkt noch so mancher ehemalige Griechenfahrer, dem des Lebens kurzer Mai vielleicht längst im k. bayerischen Actenstaub untergegangen, mit Wehmuth zurück an die schönen Tage im „Lande der Götter und der Helden."

Aber euere Gräculi sind ja eigentlich Slaven, sagt der Fragmentist. Ja, es ist allerdings wahr, daß Krakowa und Warsowa, Kamenitzi und Weligosti im sonnigen

Griechenland von demselben Volk angelegt sein müssen, welches Krakau und Warschau, Kamenz und Wolgast im nebeligen Norden gründete. Es ist unbestreitbar, daß im frühen Mittelalter beträchtliche Slavenhorden in die hellenische Halbinsel hinunterzogen, nach Theben, Athen und Sparta, wo die alten Helden wie die alten Weisen ausgestorben waren. Ebensowenig läßt sich läugnen, daß diese Slaven Jahrhunderte hindurch dort verblieben sind und als Hirten und Ackerbauer sich weit verbreitet haben, denn sonst wäre nicht zu erklären, woher jene Ortsnamen kämen. Aber die „Ausmordung der Hellenen," die der Fragmentist zu seiner wissenschaftlichen Devise erhoben und die daran gehängte Behauptung, daß in Griechenland Jahrhunderte lang kein griechisches Wort mehr gehört worden, und daß die alte etwas umgewandelte Sprache der Hellenen erst durch byzantinische Kriegsvölker wieder in die Landschaften diesseits und jenseits des Isthmus getragen worden sei — diese Thesen können jetzt nicht mehr für haltbar gelten.

Nicht zu ihrer Widerlegung geschrieben, aber doch diesem Zwecke dienend ist auch das Buch des Herrn Bernhard Schmidt, der drei Jahre in Griechenland zugebracht und dort, mit aller nothwendigen Gelehrsamkeit ausgerüstet, sehr eindringliche Studien über das Volksleben der Neugriechen und seinen Zusammenhang mit dem Alterthum angestellt hat.

Der Verfasser geht zuerst an die Slaven-Thesis, um sie neuerdings gründlich zu besprechen. Wäre der Slavismus in jenen Ländern weiland so mächtig und so durchdringend gewesen, so müßte wohl auch die Sprache, welche dort

gesprochen wird, mehr mit slavischen Stoffen durchsetzt sein; allein Franz Miklosich, unter den heutigen Slavisten leicht der erste, hat weder in der Wortbildung noch in der Syntax eine slavische Einsickerung gefunden, wohl aber ein Verzeichniß von 129 Wörtern aufgestellt, welche die Griechen jener slavischen Einlagerung zu verdanken haben. Dieses Verzeichniß hat nun Herr Bernhard Schmidt neuerdings an Ort und Stelle durchgeprüft und dabei gefunden, daß eigentlich doch nur sieben Nummern darin sind, welche allgemein gebräuchlich, darunter auch das Wort Brukolakas, mit dem die Neugriechen das schreckliche Gespenst des Vampyrs bezeichnen. Ferner gehört Zupanos dazu, der Hirt (oder auch der Ortsvorstand), was an die Suppane, einst angesehene Herren im ehemals slavischen Pusterthal, erinnert.

Ein anderer Beweis liegt in einer andern Eigenthümlichkeit der neugriechischen Sprache. Diese enthält nämlich allenthalben noch unscheinbare aber werthvolle Reste aus den Dialekten, die an den treffenden Orten zur alten Zeit gesprochen wurden. (Die Zakonen, in den lakonischen Gebirgen wohnhaft, bedienen sich sogar einer Mundart, welche den übrigen Griechen kaum verständlich ist und noch unverwischte Spuren der Sprache an sich trägt, in welcher einst Leonidas seine Spartaner commandirte.) Jene seltsamen Findlinge können aber unmöglich bei der Wiedereroberung des angeblich slavisirten Griechenlands von den byzantinischen Kriegsvölkern mitgebracht worden, sie müssen Ueberbleibsel der alten Ortssprache sein.

Endlich und am schlagendsten wird der ununterbrochene Zusammenhang der heutigen Griechen mit den Homerischen

durch ihren Aberglauben bewiesen. Dieser ist aber so stammverwandt mit dem germanischen, daß der Verfasser fast jeden Zug, den er oben im Text aus Griechenland beibringt, unten in der Note durch ein Seitenstück aus J. Grimms Deutscher Mythologie belegen kann. Die Märchen von den schönen Nereiden, die mit jungen Männern ehelich leben, gleichen geradezu jenen, welche Schönwerth aus der obern Pfalz von den Wasserfräulein mittheilt.[1] Diese Geschichten sind aber weder durch byzantinische Kriegsvölker in die Oberpfalz, noch durch die bayerischen Heerschaaren im Jahr 1833 nach Griechenland verpflanzt worden. Sie sind ein uraltes Erbgut der beiden Völker. Sie gehen zurück in Darwin'sche Jahrtausende, wo die Germanen und die Hellenen noch im fernen Morgenland als eine Gemeinde unter denselben Zelten wohnten, dieselbe Sprache sprachen und dieselben Märlein ersannen. Herr Bernhard Schmidt ist übrigens eben daran, auch eine Sammlung griechischer Märchen, Sagen und Volkslieder dem Drucke zu übergeben und man darf wohl erwarten, daß diese sehr viel Ueberraschendes bieten wird.

Der Verfasser theilt nun die Mythologie der Neugriechen in ihre Fächer ein und spricht zuerst von Gott, vielmehr von der Art und Weise, wie das höchste Wesen sich in den neugriechischen Anschauungen wiederspiegelt. Dieses Capitel gibt deutlich zu verstehen, daß der Neugrieche — natürlich nur der Analphabete, der Hirt, der Bauer, der Schiffer, etwa auch der Handwerker in den

[1] Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen von Franz Schönwerth. Augsburg 1858.

Städten — über den lieben Christengott noch immer den alten Zeus herüberschauen sieht.

Ueber die Stellung des Volkes zu den Heiligen bemerkt das Büchlein: „Das kirchliche Dogma faßt die Heiligen als bloße Fürbitter bei Gott auf und unterscheidet zwischen Anbetung des letzteren und Verehrung der ersteren. Allein das einfache Volk ist sich dieses Unterschiedes keineswegs deutlich bewußt und es betet zu den Heiligen wie zu wirklichen Göttern. Ja, es hat dieselben sogar in den Vordergrund seines Glaubens gerückt, weil sie etwas vertraulicheres haben als die höhere Gottheit und der an sie sich anknüpfende Bilderdienst eine sinnlichere, das Herz mehr befriedigende Verehrung zuläßt.“

Dieß ist bei uns ungefähr ebenso. Die beiden alten Kirchen, die orientalische und die occidentalische, könnten wirklich das höchste Wesen ganz entbehren. Es ist kein Geheimniß mehr, daß der freundliche alte Herr mit dem langen weißen Barte, mit den Strahlen um das Haupt und den segnenden Händen eigentlich doch nur „im Austrag“ lebt und sich nicht mehr um Regierungsgeschäfte kümmert, diese vielmehr lieber der Mutter seines Sohnes und dem zahlreichen Hofstaate der Heiligen überläßt. Im ganzen neigt auch der griechische Himmel zur Gynäkokratie, zur Frauenherrschaft, denn die Panagia, die Mutter Gottes, ist die erste und mächtigste unter allen Heiligen. Von diesen haben dann manche, wie bei uns, ihre zugewiesenen Fächer, ihre Specialität. St. Nikolaus ist der Patron der Schiffer, St. Georg steht den Kriegern vor. In das Amt der Heilgötter sind St. Kosmas und St. Damianos eingetreten, welche, weil sie ihre Hülfe unent-

geltlich leisteten, *οἱ ἅγιοι ἀνάργυροι*, die geldlosen Heiligen, genannt werden. Auch heilige Leiber stehen in hoher Verehrung, sind aber viel seltener als im Abendlande, da in der griechischen Kirche kein Reliquienhandel betrieben wird und so unerschöpfliche Fundgruben heiliger, wenn auch falscher Gebeine, wie die römischen Katakomben, nicht vorhanden sind.

Damit sich nicht etwa der alte Götzendienst wieder einstelle, haben die Griechen schon vor langer Zeit vorsichtig verabredet nur gemalte Bilder zu verehren. Das berühmteste darunter ist das Marienbild im Kloster Megaspiläon, welches der h. Lukas gemalt haben soll. Die Andächtigen wallfahrten dahin aus allen Gegenden des Morgenlandes — Megaspiläon ist das orientalische Einsiedeln.

Auch Weihgeschenke werden den Heiligen noch dargebracht, wie in der classischen Zeit den Göttern. Sprach ja schon das Alterthum: *Δῶρα θεοὺς πείθει*, was etwa übersetzt werden mag: „Auch die Heiligen nehmen gern Präsente.“ Selbst die griechischen Räuber, wenn sie größere Thaten im Schilde führen, geloben dem Kirchenpatron ein Weihgeschenk aus der gehofften Beute, was an jenen Fall in Niederbayern erinnert, wo die Weiber wallfahrten gingen, während ihre Männer auf Raubmord aus waren. Die Geschenke sind hauptsächlich Weihrauch, Wachskerzen und Oel für die heiligen Lampen. Auch allerlei Kirchenschmuck und künstliche Kränze werden dargebracht. Und wie im Alterthum die Genesenen das Glied, an welchem sie gelitten, dem heilenden Gott als Erzbild verehrten, so verehren die heutigen Griechen, ganz wie wir, dem himmlischen Wohlthäter Hände, Füße und Augen von rothem Wachs.

Als Heilmittel gilt auch, wie vor uralten Zeiten, der Tempelschlaf. Der Leidende, der diese Curart anwenden will, begibt sich Abends in die Kirche des Heiligen, auf welchen er sein Vertrauen setzt, verrichtet sein Gebet zu ihm und legt sich unter seinem Bilde nieder. Der Heilige steigt dann des Nachts vom Himmel herunter und gewährt dem Schlafenden die erbetene Genesung. Auch heilige Quellen — vergleiche das heilige Wasser bei Innsbruck — sind nicht selten.

Die Griechen haben ferner ihre religiösen Volksfeste, ihre Kirchweihtage und sie heißen noch immer Panegyris, wie zu Solons Zeiten. Die beliebtesten sind jene, welche, etwas entfernt von dem Lärm der Städte, bei einem einsamen Klösterlein, im schattigen Wald oder auf weithin schauenden Berggipfeln gefeiert werden. Oft wird auch ein heiterer Jahrmarkt mit der kirchlichen Feier verbunden, wie in Deggendorf mit der „Gnadenzeit." Nach dem Gottesdienste beginnen die Freuden der Geselligkeit. „Vor allem wird das festliche Mahl bereitet. Wenn man die Massen des Volkes in malerischen Gruppen um das Heiligthum gelagert und den Dampf der am Spieße gebratenen Lämmer, Ziegen und Ferkel zum Himmel emporsteigen sieht, glaubt man sich in die alten Zeiten zurückversetzt." Man wird zunächst an das Homerische „Schmausend den ganzen Tag bis zur untergehenden Sonne" erinnert. Dabei finden sich blinde Bettler ein, welche zum Klang einer Leier ihre Tragudia vortragen — meist ernste melancholische Lieder. Selbst die Tänze sind ernst und feierlich. Sie werden mit einer gewissen Andacht ausgeführt, als gehörten auch sie zum Gottesdienst. Diese Kirchentage verlaufen sehr harm-

los. Trunkenheit ist äußerst selten, ein Verstoß gegen Zucht und Schicklichkeit ist unerhört. Die blutigen Schlachtberichte, wie sie von den altbayerischen Kirchweihtagen ausgehen, kommen in Griechenland nicht vor.

Aus dem Bisherigen ist zu entnehmen, daß die Eindrücke einer vieltausendjährigen Heidenzeit durch das kurz erst dauernde Christenthum nicht verwischt, sondern nur erst sehr durchsichtig übertüncht wurden — man kann aus dem lieben Gott und seinen Heiligen jetzt noch den ganzen Olymp herausschlagen. Vollkommen antik aber, gar nicht übertüncht, sondern nur etwas verwittert, ist das ganze Capitel des Dämonen-Glaubens. Wir wollen aus dem Chorus der unchristlichen Geister zunächst die Nereiden herausnehmen, die noch ihren alten Namen führen und mit unsern Elfen, Schwanjungfrauen und Seefräulein zwar innigst verwandt sind, aber doch auch den Berufskreis der Dryaden und Oreaden mit dem ihrigen vereinigt haben. Sie gelten als Frauen von schlankem Wuchs und strahlender Schönheit. „Sie ist schön wie eine Nereide," sagt man sprichwörtlich von einer edelgeformten Jungfrau. Sie tragen weiße Gewänder und schmücken sich mit Rosen und andern Blumen. Aber über ihre Füße gehen bedenkliche Sagen. Wie man unserer Königin Bertha, die ja eigentlich auch eine Schwanjungfrau ist, einen Gänsefuß zuschreibt, so wollen einige ungalante Hirten Griechenlands an den Nereiden Geißfüße beobachtet haben. Sonst sind sie leicht und behend, können sich unsichtbar machen, verstehen alle weibliche Arbeit, namentlich Spinnen und Weben, und sind dem Menschen wohl geneigt. Ferner rühmt das Volk ihren bezaubernd schönen Gesang;

es weiß, daß sie Musik und Tanz ganz leidenschaftlich lieben und mißt ihnen eine lange Jugend von anderthalbtausend Jahren bei. Sie werden jetzt noch häufig gesehen.

Zuweilen kommt es auch vor, daß sie, wie die Nymphen des Alterthums, mit sterblichen Jünglingen ehelichen Bund eingehen. Sie ergeben sich aber, wie unsere Schwanjungfrauen, nur dem, der ihnen vorher die Kleider geraubt. Sie erfreuen ihren Gatten zwar mit lieblichen Kindern, bleiben aber doch immer etwas schwermüthig, weil sie sich nach der Freiheit in See und Wald zurücksehnen. Gelingt es ihnen das geraubte Gewand wieder zu erhaschen, so verschwinden sie und verlassen Mann und Kind. Es finden sich hie und da Familien im heutigen Griechenland, die von solchen Nereiden abzustammen glauben, wie das auch im Alterthum der Fall war.

Was der Verfasser von Lamien, Striglen, Meerdämonen, Luftgeistern, Vampyren und anderen menschenfeindlichen Wesen erzählt, wollen wir hier der Kürze halber übergehen und nur noch einiges von den guten Genien und dem Charos mittheilen.

Nach griechischem Glauben hat jeder Mensch — wie bei uns — einen Schutzengel, der ihn durchs Leben begleitet, den Abgeschiedenen vor den Richterstuhl Gottes bringt und dann seine Seele nach Gestalt des Urtheils dem Paradies oder der Hölle zuführt. Ebenso hat jeder Ort und jedes Haus seinen Schutzgeist, der zuweilen als Schlange erscheint und mit größter Achtung behandelt wird. Als Ortsgeister der Höhlen, Schluchten und Sümpfe gelten die Drachen, welche gewöhnlich mit Drachinnen zusammenleben. Auch von Riesen wird viel erzählt. Das

gemeine Volk hat den Namen seiner Vorfahren, der Hellenen, zwar nicht vergessen, aber es sieht in ihnen nur ein ausgestorbenes Hünengeschlecht der Vorzeit. Die ragenden Tempel aus den alten Tagen, deren Ruinen noch da und dort auf den Felsenhöhen prangen, brachten es auf den Glauben, daß sie nur von übermenschlichen Riesen erbaut sein können und diese Riesen werden nunmehr Hellenen genannt. Ihre Gräber zeigt man noch an verschiedenen Orten.

Lebhaft ist noch allenthalben der Glauben an die Mören (*Μοῖραι*), die Schicksalsgöttinnen. Im scandinavischen Norden verwalteten ihr Amt die Nornen, bei den Romanen führen es die Feen — in Deutschland geht noch manche alte, nicht mehr verstandene Sage von den drei Fräulein, die in Bayern die Stifterinnen, die Heilräthinnen heißen und hie und da als heilige Jungfrauen auf den Altären verehrt werden.

Die Mören erscheinen in der dritten Nacht nach der Geburt des Menschen und bestimmen das Lebensschicksal des Neugebornen, wie es scheint so unabänderlich, daß selbst der liebe Gott, wenn er auch wollte, kein Wort mehr darein zu reden hätte. Sie gelten für reizbare Wesen und man hütet sich sie zu beleidigen; lieber bringt man ihnen Opfer von Honig und Kuchen dar.

Eine fremdartige, von dem Glauben unseres deutschen Volkes weit abliegende Erscheinung ist der Charos, der altgriechische Charon. „Beim Charos" heißt soviel als in der Unterwelt; doch führt diese nebenbei auch noch den alten Namen Hades fort. In unserer Unterwelt, in der Hölle, brennt's bekanntlich, die Griechen aber stellen sich die ihrige

ganz anders und zwar gerade noch so vor wie sie Homer sich dachte. Oft citirt ist das Wort, das der alte Sänger dem Schatten Achills in den Mund legt: lieber wäre ihm bei einem schlechten Bauern oben als Taglöhner zu dienen, als unten der König aller Todten zu sein. So gilt der Hades, mit dem sich die griechischen Volkslieder vielfach beschäftigen, auch jetzt noch als ein öder, finsterer, kalter Ort, wo kein Tag anbricht, kein Hahn kräht, keine Nachtigall singt, wo kein Wasser fließt und kein Gras sprießt. Unter den Seelen, die da hausen, herrscht Hunger, Durst und Langeweile. Wie aber in allen Mythologien entgegengesetzte Vorstellungen neben einander herlaufen und sich friedlich vertragen, so singen andere Volkslieder, doch nur selten, auch von Hochzeiten, die im Hades mit Musik gefeiert werden, vom Garten des Charos, in dem die Mädchen tanzen und die Jünglinge sich durch Gesang und Spiel ergötzen — lauter Bilder, die wohl vom alten Elysium ausgehen.

Der Hades wird noch immer nach homerischer Ansicht als der gemeinschaftliche Aufenthaltsort aller Abgeschiedenen betrachtet. Die besten Menschen wie die schlimmsten, sie bringen dort in gleicher Trübsal die Ewigkeit zu. Nach diesem Volksglauben gibt es nur eine allen gleiche Verdammniß, keinen Lohn der Tugend.

Aber neben diese düstere Vorstellung hat sich auch wieder die heitere des Christenthums gesetzt. Das Volk hat auch vom Paradies gehört; doch ist diese Idee nicht sehr tief eingedrungen und in den Volksliedern, in denen der Charos, wie gesagt, eine stehende Figur, ist nur selten von jenem die Rede. Dabei tritt sogar das sonderbare Mißverständniß

ein, daß mitunter das Paradies als die Wohnung des Charos, dieser als der Beherrscher des Paradieses gedacht wird.

In diesem Stücke läßt sich die Phantasie der abendländischen Völker denn doch auf lieblicheren Pfaden betreten. Unser Volk z. B. ist der Meinung, daß es kein entsprechender Lohn für ein tugendhaftes Leben sei, „mit nackten Beinen ewig auf den nassen Wolken zu sitzen und immer nur Halleluja zu schreien," daß vielmehr der brave Mann, der sich hienieden abgemüht und geplagt, jenseits alle erlaubten Wünsche befriedigt und somit der Bauer schöne Felder finden werde, die von selber Weizen tragen, der Jäger einen Wald voll Wild, der Fischer die Bäche voll Forellen, und alle zusammen einen guten Tisch mit feinem Bier vom Hofbräuhaus und freundlichster Bedienung. Es liegt vielleicht ein gesunder Sinn darin, jene Dinge von denen man nichts sicheres weiß, sich so behaglich als möglich zu construiren. Unsere heiligen Bücher, die über jene wichtigen Fragen so zugeknöpft sind, scheinen solchen Anschauungen wenigstens nicht zu widersprechen.

Der Charos ist aber nicht allein die Unterwelt als Ort, sondern überdieß eine Person, die freilich auch wieder als ihr eigener Doppelgänger erscheint. Da und dort ist er nämlich noch als der alte Fährmann bekannt, der die Seelen der Abgeschiedenen in seinem Kahn über die Lethe führt, und als sein Fahrgeld wird daher jetzt noch den Leichen der alte Obelos unter die Zunge gelegt. Neben dieser zerstreut vorkommenden Anschauung gilt er aber überall als ein gespenstischer übernatürlicher Reitersmann, der auf einem schwarzen Roß über den Erdkreis trabt

und die Menschen, die es trifft, wie im Wirbelwind mit sich reißt.

Ein Volkslied, das darüber umgeht, hat bekanntlich den alten Goethe in Weimar begeistert und Ludwig Thiersch in München hat den reitenden Charos in einem schönen Bilde dargestellt.

Andere Volkslieder gehen freilich wieder von der Anschauung aus, daß die Abgeschiedenen in den Gräbern fortleben. Werden zwei Liebende neben einander bestattet, so wachsen aus den Grabhügeln Blumen, die im Wehen des Windes sich lieblich gegen einander neigen und sich küssen.

Mit diesem schönen Bilde schließt das schöne Buch.

Edle, unschätzbare Trümmer hellenischer Götterwelt! sagt wohl der eine Theil der Leser — gemeiner abergläubischer Trödel! rufen andere, die sich etwas weiser dünken. Einer der Bauern von Arachova am Parnaß, oder noch besser ein Kleingütler von Tuntenhausen bei Aibling könnte aber leicht dagegen sagen: „Nur leise, liebe Herren, denn das ist der Glaube, den wir seit vielen Jahrtausenden hegen. Wir haben ihn vor unfürdenklichen Zeiten vom Himalaya gebracht und befinden uns noch immer recht wohl dabei! Wir Altgläubigen schätzen uns über zweihundert Millionen nur in diesem Welttheile, sind aber tolerant und schließen uns nicht ab. Je mehr Götter und Heilige, desto größer die Auswahl! Wir haben ja auch den Christenglauben, den hoffnungsvollen Parvenü, ganz freundlich aufgenommen. Wird denn nicht des Erlösers Bild in allen Kirchen, Wirthshäusern und Feldkreuzen verehrt? (zumal wenn es mitunter Blut schwitzt oder den

Bart wachsen läßt.) Zu Gunsten seiner jungen schönen Mutter haben wir eine Anzahl alter Göttinnen eingezogen und ihr deren Würden beigelegt. Auch sonst haben wir nachgiebig manche Rollen neu besetzt, so statt des alten Poseidon den heiligen Nikolaus, statt des alten Perseus den heiligen Georgius angestellt. Unsern würdigen Priestern können wir's nur danken, daß sie unsere alten Heiligthümer nie beeinträchtigen. Und wie viel haben erst die biedern Jesuiten für uns gethan! Sie haben unsern Olymp mit neuen Halbgöttern bevölkert, unsere Feste, Kirchtage und Wallfahrten vermehrt, Zeichen und Wunder besorgt und für unsere Spinnstuben die schönsten Legenden ersonnen. Wie schön steht dem Bayerlande das Mysterium zu Deggendorf, das wieder neu und frisch erblüht, denn unsere Verehrung wird um so inniger, je mehr die Freigeister das Heiligthum begeifern. Diese Achtung des weisen Klerus für die Religion unserer Urväter, die in Asien ruhen, ist ein Kitt, der nie zerreißt. Der bekannte Pfarrer X. führt uns an diesem Gängelbande ganz Niederbayern auf und ab und läßt uns stimmen, schreien, zahlen, wie er will, während die HH. Völk und Fischer und Stauffenberg uns ungenießbar bleiben, solange sie nicht Reliquiensäckchen anhängen, mit uns Rosenkranz beten und mit uns wallfahrten gehen."

„Am liebsten möchten wir freilich von beiden Seiten unbehelligt bleiben. Uns haben alle Theologaster von Origenes bis auf den Freiherrn v. Ketteler um keinen neuen Gedanken reicher, alle Skeptiker um keinen alten Wahn ärmer gemacht. Hat nicht erst vor kurzem der Cooperator von ** die Hexe aus einer Kuh hinausgesegnet

und damit rühmlichst bewiesen, daß das sacrifizio dell' intelletto nirgends so streng durchgeführt ist wie bei uns? Wir brauchen auch keine Concilien, keine Dogmen und namentlich keinen Streit darüber, denn wir hassen eigentlich alle Hetzerei in Staat und Kirche. Wir sind innerlich auch keine Fanatiker für den Peterspfennig und laufen zu den Bauernversammlungen weniger wegen der neumodischen Glaubensartikel, die uns die langweiligen Quacksalber auskramen, als wegen des guten Trunks und der rauschenden Unterhaltung. Eine tüchtige Rauferei am Sonntag hat für uns mehr innern Gehalt als die ungesalzenen Sprüche der Theosophen des Unterlands. Wie verführerisch wissen aber nicht unsere Priesterjournale jene katholischen Volksbelustigungen, jene blutigen Leistungen zu schildern! Glücklich, daß wir daneben doch die Bußpredigten der Jesuiten haben! Oder wie könnten wir sonst jene moralischen Fortschritte bethätigen, die in unserer Criminalstatistik so sichtbar sind?"









